<36635589760018

<36635589760018

Bayer. Staatsbibliothek

Asc. 3429-2
~~Mor~~

Nicols moralische Versuche,

welche
verschiedene Abhandlungen über mancherley wichtige
Pflichten in sich halten.

Aus dem Französischen übersezt.

Zweyter Theil.

Mnstrij Mallersdorf.

Mit Erlaubniß der Obern.

Bamberg und Wirzburg,
im Verlag bey Tobias Göbhardt.
1 7 8 2.

Bayer. Staats-
Bibliothek
München

Bayer. Staats-
Bibliothek
München

Verzeichniß

der Abhandlungen und Kapitel, welche in diesem Theile enthalten sind.

Abhandlung

von der Nothwendigkeit, nicht auf ein Gerathewohl, und nach seiner Phantasie zu leben. . . . . . . Seite 1.

Abhandlung

welche kürzlich die natürlichen Beweise von dem Daseyn Gottes und der Unsterblichkeit der Seele in sich hält. . . . . . S. 22.

Abhandlung

in welcher gezeigt wird, wie gefährlich die Reden und Gespräche der Menschen sind. S. 39.

Verzeichniß.

Erster Theil.

I. Kap. Es ist niemand zu finden, in dem die Reden der Menschen nicht üble Wirkungen hervorgebracht hätten. Zwo Arten des Verderbnisses, von welchem das eine natürlich, und das andere hinzugefügt ist. Dieses rührt besonders von dem Reden der Menschen her. . . . . S. 39.

II. Kap. Wie die falschen Begriffe in Ansehung des Guten und Bösen in unserem Verstande entstehen, und sich durch die Sprache mittheileilen. . . . . . . S. 42.

III. Kap. Die gemeine Sprache ist eigentlich die Sprache der Begierde. . . S. 48.

IV. Kap. Wie viel böse Dinge sich in die Unterredungen einschleichen. . . S. 50.

V. Kap. Man betriegt sich selbst, wenn man die Sprache der Begierde zu vermeiden denkt, indem man spricht, man rede von den Sachen menschlich. . . . . . S. 53.

VI. Kap. Andere Kunstgriffe, den Abscheu vor den Lastern zu vermindern. Nutzen des Stillschwei-

schweigens. Ein jeder ist verbunden, sich von den Blendwerken zu befreyen, die aus der Sprache der Menschen entstehen, und das geschickteste Mittel dazu ist dieses, bey einer jeden Sache zu sehen, was Gott davon urtheilt. S. 57.

Zweyter Theil.

I. Kap. Unsere Worte haben nicht ganz dieselbe Regel, die unsere Urtheile haben, so wenig, als unsere Handlungen und Meynungen. Hier ist nur von der Abfassung der innern Urtheile die Rede. . . . . . S. 64.

II. Kap. Wie man alle zeitliche Dinge ansehen soll. Ihre überaus grosse Kleinigkeit. Alles benachrichtigt uns davon. Das Vergangene ist in unsern Augen gar zu klein. . S. 66.

III. Kap. Menschliche Ehre, Ehre der Heiligen und der Gottlosen. . . . S. 70.

IV. Kap. Rechter und wahrer Begriff von dem, was man **Stand** nennt. . S. 73

V. Kap. Rechter und wahrer Begriff von der **Tapferkeit**. . . . S. 77.

VI. Kap. Rechte und wahre Begriffe von den Eigenschaften des Geistes. Was das heißt, Einsicht und Stärke des Geistes haben, gelehrt seyn. Diese menschlichen Eigenschaften sind oftmals mehr schädlich, als nützlich. . S. 84.

VII. Kap. Rechte und wahre Begriffe von den Gerechten und Sündern. . S. 93.

Von der christlichen Höflichkeit.

I. Kap. Wie die Eigenliebe die Höflichkeit hervorbringt. . . . . S. 101.

II. Kap. Es möchte scheinen, als ob uns die Liebe von der Höflichkeit abhalten sollte. S. 104.

III. Kap. Wie die Liebe an den Pflichten der Höflichkeit Theil nehmen kann. . S. 111.

IV. Kap. Nutzen und Vortheile, welche die Ausübung der Höflichkeit denen, gegen welche man sie ausübt, verschafft. . . S. 117.

V. Kap. Mittel, diese scheinbaren Widersprüche zu vereinigen. Regeln, die man bey der Ausübung der Höflichkeit beobachten soll. S. 120.

Von

Von der Größe.

Erster Theil.

Von der Natur und Beschaffenheit der Größe, und von den Pflichten der Kleinen und Untern gegen die Großen und Obern.

I. Kap. Einander zuwider laufende Triebe der Menschen in Ansehung der Größe. Derjenige, welcher antreibt, die Großen zu ehren, ist stärker, als der, welcher sie zu verachten antreibt. Quelle der Verachtung der Größe bey den armen und reichen Weltweisen. Nur allein die Religion kann uns zu erkennen geben, was ihr gebührt. . . . . S. 125.

II. Kap. Wie die Begierde, die Vernunft und die Religion sich vereinigen, die Größe und Hoheit zu bilden und zu errichten. Folge aus dieser Lehre, die den Königen und fortdaurenden Monarchien nützlich und vortheilhaft ist. S. 130.

III. Kap. Diese Macht und Gewalt wird den obrigkeitlichen Personen und den Prinzen vom Geblüte zu Theile. Beantwortung der vorgelegten Frage: Warum die Großen zu ehren sind. . . . . . . S. 137.

IV.

IV. Kap. Pracht und Reichthum sind bey den Großen nöthig. Man soll sie nicht nur äußerlich, sondern in einem gewissen Verstande auch innerlich ehren. Behutsamkeit, die man beobachten soll, wenn man von Großen redet. S. 139.

V. Kap. Es ist weit besser, die Ehre mit der Geburt, als mit dem Verdienste, verbunden zu haben. . . . . . S. 144.

VI. Kap. Eine andere Ursache die Großen zu ehren, welche von dem Nutzen, den man davon hat, hergenommen ist. Die Begierde nimmt in der Welt die Stelle der Liebe ein, die Bedürfnisse der Menschen zu befriedigen, und die politische Einrichtung bringt sie in die Ordnung, und wendet sie zum Dienste der Menschen an. Ursache von der Undankbarkeit der Menschen. Die Religion soll sie verbessern. . S. 148.

Von der Größe.

Zweyter Theil.

Von den Pflichten und Schwierigkeiten des Lebens der Großen.

I. Kap. Es ist niemanden erlaubt, nach seinem Willen und Sinne zu leben, noch andere darnach

nach leben zu lassen. Es hat also die Größe keinen andern Zweck und keine andere Verrichtung, als Gott gehorchen zu lassen. Verbrechen, welches die Großen begehen, wenn sie ihre Größe auf sich selbst beziehen. S. 157.

II. Kap. Das Maaß der Macht der Großen ist die Regel ihrer Pflichten, und sie sind verbunden, alles, was sie können, für Gott zu thun. Wie sie die Ehre, die man ihnen erweist, auf Gott beziehen sollen. . . S. 162.

III. Kap. Beyspiele besonderer Pflichten, die aus diesem Grundsatze fließen. Die Großen sind verbunden, für Gott alles zu thun, was sie können: 1. in Ansehung der Unehrbarkeit der Weibspersonen; 2. in Ansehung der Vergebung der Kirchendienste. Sünden, welche die Großen auf sich laden, weil sie sich anderer ihre Sünden theilhaftig machen. . S. 167.

IV. Kap. Der Stand der Großen ist ein Hinderniß, ihre Pflichten einzusehen. . S. 176.

V. Kap. Wie schwer der Stand der Großen ihnen die Ausübung ihrer Pflichten macht. S. 180.

VI. Kap. Der Stand der Größe ist dem Triebe des Christenthums zuwider. . S. 188.

VII. Kap. Die Großen haben die mehresten Tugenden in einem hohen Grade nöthig. S. 191.

VIII. Kap. Alles, was zu erkennen giebt, wie schwer es den Großen fällt, christlich zu leben, zeigt den Vorzug der Tugend derer, welche den Pflichten des Christenthums bey allen diesen Schwierigkeiten Gnüge leisten. S. 195.

Reden

des verstorbenen Herrn Pascal, vom Stande der Großen. . . . . . S. 199.

Von der Art und Weise, christlich zu studiren. . . . . . . S. 212.

Abhandlung

von der Erziehung eines Prinzen.

Erster Theil,

welcher die allgemeinen Absichten in sich hält, die man haben soll, einen Prinzen gut zu erziehen . . . . S. 233.

Zwey-

Zweyter Theil,
welcher viele besondere das Studieren betreffende Gedanken und Erinnerungen enthält. S. 258.

Anmerkungen
über die
Abhandlung des Seneca:
Von der Kürze des Lebens,
in welchen gezeigt wird, wie man die Schriften der heydnischen Weltweisen anwenden und brauchen soll. . . . . . S. 291.

Ende des Verzeichnisses.

Verzeichniß

der in diesem Theile erklärten Stellen der heiligen Schrift.

2. B. Mos. 22. v. 28. . .	S. 143.
Psalm. 101. v. 5. . . .	— 229.
Sprichwörter 2. v. 12. . .	— 60.
——— 4. v. 23. . .	— 216.
——— 14. v. 14. . .	— 7.
——— 30. v. 1. 2. 3. .	— 113.
Sirach 4. v. 12. . . .	— 97.
Brief an die Römer 12. v. 10.	— 120.
——— 13. v. 13.	— 63.
1. Brief Petri 5. v. 5. . .	— 120.

Abhandlung.

Von der Nothwendigkeit, nicht auf ein Gerathewohl, und nach seiner Phantasie zu leben.

So bald die Menschen wissen und einsehen können, was sie sind, theilen sie sich in verschiedene Stände, und in verschiedene Handthierungen und Lebensarten, nach dem sie ihre Neigung dazu treibt, oder die Noth dazu zwingt, woraus die seltsame Vermischung der Stände entsteht, die in der Welt angetroffen wird. Nichts ist oftmals nichtiger und weniger vernünftig, als die Ursachen dieser Neigung; und dasjenige, warum sie vielmehr diese, als eine andere Lebensart, erwählen, ist gemeiniglich etwas so geringes und unbeträchtliches, daß sie sich ihrer Leichtsinnigkeit schämen würden, wenn sie sich derselben erinnern könnten.

Aber außer diesen verschiedenen Handthierungen und Lebensarten, von welchen eine jede nur von einer gewissen Anzahl Menschen erwählt wird, giebt es auch eine gemeinschaftliche Lebensart, und eine allgemeine Handthierung und Verrichtung, deren sich alle Menschen unterziehen müßen, und welche darinnen besteht, Menschen zu seyn, und als Menschen zu leben. Diese Handthierung oder Lebensart ist unendlich weit wichtiger, als alle übrige. Sie faßt sie alle in sich, und richtet sie insgesammt ein; denn die andern sind entweder gut oder böse, nützlich oder

schädlich, nachdem sie mit den Pflichten dieses gemeinschaftlichen Standes übereinstimmen, oder ihnen zuwider sind.

Man kann überhaupt sagen, daß diese Pflichten darinnen bestehen, so, wie es sich gebührt, zu leben und zu sterben. Leben heißt, sich dem Tode nähern; und sterben heißt, in ein ewiges Leben eingehen. Da aber dieser Eingang zweyfach ist, und uns eine von den Thurm des Todes in den Zustand eines ewigen Elendes, und eine andere in den Zustand einer ewigen Glückseligkeit versetzt; so sieht man deutlich, daß gut leben, auf einem Wege gehen heißt, der uns zu dem Glücke, das niemals ein Ende nehmen wird, führt; und daß übel leben, auf dem Wege gehen heißt, der zu dem ewigen Elende führt.

Alle übrige Unterschiede, die man unter den verschiedenen Wegen, welche die Menschen in ihrem Leben gehen, würde bemerken und wahrnehmen können, sind nichts, wenn man sie mit dem schrecklichen Unterschiede vergleicht, den das Ende dieser Wege macht. Ein jeder Weg, der endlich zu dem ewigen Elende führt, ist unglücklich, und wenn er ganz mit Blumen bestreut wäre. Und ein jeder Weg, der sich mit dem ewigen Glücke endigt, ist glücklich, und wenn er ganz voll Dornen und Disteln wäre. Das unterscheidet sie aber eigentlich nicht voneinander. Es giebt auf allen Wegen der Menschen Gutes und Böses, und die Wahl würde ihnen sehr schwer fallen, wenn sie dabey nur auf die Bequemlichkeit, die Glückseligkeit und das Vergnügen sähen.

Ob sie nun aber gleich nur darauf sehen; so ist doch sonst keine Lebensart zu finden, die nicht von jemanden als die angenehmste unter allen wäre erwählt worden. Und hierinnen handeln die Menschen nicht am unvernünftigsten. Alle Dinge in der Welt kommen von sich selbst in eine Art von Gleichgewichte; und das Gute und das Böse der verschiedenen Stände hält einander dergestalt die Wage, daß man es fast in allen in einem gleichen Verhältnisse antrifft. Es besteht also der Irrthum der Menschen vornehmlich darinnen, daß sie sich einbilden, ihr Stand wäre glücklicher, als anderer ihrer; oder anderer ihr Stand wäre glücklicher, als der ihrige. Eigentlich sind alle Stände fast gleich glücklich oder unglücklich.

Es ist hier nicht der Ort, dieses weitläuftig auszuführen, noch zu zeigen, wie die Gewohnheit, die Einbildung und die Leidenschaften diese Ungleichheit des mannichfaltigen Guten und Bösen in allen Ständen hervorbringen. Welche Kraft aber alle diese Dinge auch immer haben, um zu machen, daß man die Empfindung des mannichfaltigen Bösen, und den Geschmack des mannichfaltigen Guten verliert; so kann doch nichts die Ungleichheit aufheben, die das Ende dieser Wege macht. Und da diese Ungleichheit so schrecklich ist; so sieht man deutlich, daß die Menschen, wenn sie vernünftig wären, nur auf diese sehen, und sich einzig und allein bemühen würden, den Weg, der zu den ewigen Gütern führt, zu finden, und diejenigen, die zu den ewigen Uebeln führen, zu vermeiden.

Die Reisenden erkundigen sich vornehmlich nach dem Wege, der zu dem Orte führt, wohin sie sich begeben wollen; und keiner ist so unverständig, daß er sorgfältig nachfragte, ob er einen Wagen, ein Schiff, eine gute Gesellschaft haben könne, ohne zugleich nach dem Orte zu fragen, wohin ihn dieser Wagen, dieses Schiff, diese Gesellschaft führen wird.

Aber diese Unvorsichtigkeit, die niemand jemals bey den besondern Reisen begeht, die man in seinem Leben von einem Orte zum andern thut, ist unter den Menschen bey der allgemeinen Reise ihres ganzen Lebens gar sehr gewöhnlich. Sie gehen alle nach dem Tode, ob sie es gleich ungern thun. Das Gesetz der Natur treibt sie fort, und erlaubt ihnen nicht, auf dieser Reise stille zu stehen, und sich aufzuhalten. Sie wissen das zweyfache Ende, zu welchem dieses Leben führt, und der größte Theil der in der Welt lebenden Völker giebt zu erkennen, daß er davon überzeugt ist; und dennoch hat die Betrachtung dieses zweyfachen Endes, von welchen das eine so schrecklich, und das andere so sehr zu wünschen ist, fast gar keinen Einfluß in die Wahl, die sie in Ansehung des Weges treffen, den sie ihr ganzes Leben lang gehen. Sie erkundigen sich sorgfältig nach allen übrigen Dingen, und nehmen sich in Acht, daß man sie nicht dabey betriegt. Sie bekümmern sich um ihr Reisegeräthe, und wie sie mit aller Gemächlichkeit reisen mögen. Was aber den Weg anbetrifft, so erwählen sie ihn mit so wenig Ueberlegung, daß

nichts auf der Welt zu finden ist, wobey sie weniger Vorsichtigkeit und Sorgfalt anwendeten, als dabey.

Wenn jemand alle Menschen fragte, wo sie hingiengen; so würden sie insgesammt einstimmig antworten, sie giengen zum Tode und zur Ewigkeit, alle ihre Schritte führten sie zu diesem so schrecklichen Ziele, und sie wüßten nicht einmal, ob sie nicht ein jeder Schritt, den sie thäten, dahin bringen würde. Denn alle diese Wege haben dieses mit einander gemein, daß man nicht sieht, ob man ihrem Ende nahe, oder davon entfernt ist. Wenn sie aber hernach jemand fragte, warum sie vielmehr auf diesem, als auf einem andern Wege giengen, und auf was für einem Grunde die Regeln, nach welchen sie sich auf demselben richten, beruhten; so würde man sehen, daß sie kaum daran gedacht; daß sie den ersten Schein, der sie gerührt, ergriffen, und daß die Regeln, nach welchen sie sich richten, keine andere Quelle, als eine Gewohnheit, die sie ohne Untersuchung angenommen; oder unbesonnene Reden, aus welchen sie Grundsätze gemacht; oder endlich ihre Leidenschaften und ihren Eigensinn, haben.

Man begreift zur Gnüge, wie man sich von dem Beyspiele und von den Reden anderer hinreissen läßt; man sieht aber nicht so gut ein, wie man sich nach seinen Leidenschaften Lebensregeln macht. Es fällt auch diese Wirkung nicht in die Augen, und sie entsteht auf folgende Art. Die Menschen würden keine Menschen seyn, wenn sie nicht einer Art von Lichte, das entweder wahr oder falsch ist, folg-

folgten. Ihre Natur ist so eingerichtet, daß der Wille nichts verlangt und annimmt, was ihm nicht von dem Verstande unter dem Scheine eines gewissen Gutes vorgehalten wird. Sie sind also gewissermaaßen genöthigt, der Führung der Vernunft zu folgen. Und ob sie gleich das Vergnügen bisweilen verleitet, Dinge zu thun, welche die Vernunft für böse und schädlich erkennt; so kann doch dieses weder immer, noch auch oft geschehen. Dieser Streit zwischen den Leidenschaften und der Vernunft ist gar zu beschwerlich, sie würden ihn nicht lange aushalten können. Um sich nun das Leben erträglich zu machen, müssen sie nothwendig ein Mittel erfinden, sie miteinander zu vereinigen.

Es ist etwas hartes, von andern verachtet und verdammt zu werden; es ist aber etwas noch härteres, von sich selbst verachtet und verdammt zu werden; weil niemand zu finden ist, den wir mehr liebten, als uns, und dessen Hochachtung und Beyfall wir mehr wünschten, als den unserigen.

Wenn also die Menschen sich selbst hochschätzen wollen; so müssen sie sich von ihrer Vernunft leiten und führen lassen, damit sie ihre Vorwürfe vermeiden mögen. Weil sie aber auch ihre Leidenschaften befriedigen wollen; so richten sie es so ein, daß ihre Vernunft, indem sie sich nach ihren Neigungen bequemt, sich Verhaltungsregeln macht, die damit übereinstimmen, und nach welcher sie ihre Handlungen billigen kann. So erhalten sie durch diese gegenseitige Uebereinstimmung ihrer Handlungen und

ihrer

ihrer Grundsätze in sich den Frieden. Sie denken, wie sie handeln, und handeln, wie sie denken; und sie lassen es sich nicht einfallen, sich zu verurtheilen, weil ihr Wille allzeit thut, was ihm der Verstand vorschreibt, und weil der Verstand ihrem Willen allzeit das vorschreibt, was er wünscht und verlangt.

Darum ist dieser Gedanke des Seneka: Daß alle Narren mit sich selbst schlecht zufrieden sind: *Omnis Stultitia laborat fastidio sui*, in einem gewissen Verstande sehr wahr, und in einem andern sehr falsch; und man kann dagegen mit mehrerem Grunde sagen, daß eigentlich weise Leute mit sich selbst schlecht zufrieden sind: *Omnis sapientia laborat fastidio sui*, weil ihre Handlungen niemals vollkommen übereinstimmen. Aber die Narren sind dagegen gemeiniglich mit dem, was sie thun, gar sehr vergnügt und zufrieden, weil ihre Vernunft und ihr Verhalten miteinander übereinstimmen. Und das lehrt uns auch die Schrift, wenn sie sagt, ein Narr ist von seinen Wegen eingenommen: *Viis suis replebitur Stultus*; Sprichw. 14, 14. Das heißt, er ist damit zufrieden und vergnügt.

Da also gleichsam ein nothwendiger Zusammenhang unter dem Verhalten der Menschen und der Einsicht der Menschen ist; so folgt, daß es eben so viel verschiedene Einsichten giebt, als es verschiedene Gemüthsarten und Aufführungen giebt. Und das kann man gar bald wahrnehmen, wenn man das Leben und die Handlungen der Menschen in der

Nähe betrachtet. Denn man darf sie nur einigermaaßen kennen lernen, um wahrzunehmen, daß alle und jede ihre Grundsätze und Regeln haben, nach welchen sie sich eine Sittenlehre nach ihrer Phantasie machen.

Diese Grundsätze und Regeln der Sittenlehre sind diejenigen, deren sie sich bey der Erwählung des Weges bedienen, der zum ewigen Leben, oder zum ewigen Tode führt. Denn die Fortsetzung der Handlungen eines jeden macht den Weg aus, auf welchen er in seinem Leben geht; und diese Handlungen stimmen mit den Grundsätzen überein, nach welchen er sich richtet. Gleichwie es also sehr viele böse Wege, das heißt, unordentliche und unvernünftige Wege giebt; also muß es auch sehr viel falsche Sittenlehren geben.

Es giebt also nicht nur eine Sittenlehre der Christen, eine Sittenlehre der Juden, der Türken, der Perser, der Brachmanen, der Sabis, der Parsis, der Chineser und der Einwohner von Brasilien, welche in gewissen Gruudsätzen besteht, die einer jeden von diesen Gesellschaften gemein sind; sondern es giebt auch sogar unter denen, die sich zu derselben Religion bekennen, oftmals verschiedene Sittenlehren, nach den verschiedenen Ständen und Lebensarten. Die obrigkeitlichen Personen haben gewisse Grundsätze, die Adelichen haben andere. Es giebt eine Sittenlehre der Soldaten, der Kaufleute, der Handwerksleute, der Pachter, und sogar der Diebe, der Banditen und der Seeräuber; weil

diese

diese Leute gewisse Regeln haben, die sie untereinander eben so treulich beobachten, als andere Leute ihre Gesetze beobachten; und weil sie sich, wie die andern, ein Gewissen machen, das ihre Lebensart billigt.

Wenn man endlich bis zu einem jeden Menschen insbesondere fortgeht; so wird man finden, daß sie ausser einigen allgemeinen Grundsätzen, in Ansehung welcher sie mit denen, die zu ihrer Religion und Handthierung gehören, übereinkommen, auch noch viele besondere Grundsätze haben, die sie hie und da zusammenlesen, oder die sie sich selbst machen, woraus sie sich hernach eine Sittenlehre verfertigen, die von anderer ihrer ganz unterschieden ist.

Man erstaunt, wenn man den Mischmasch von Grundsätzen betrachtet, welche die Sittenlehre der einzelnen Personen ausmachen; denn man trifft darinnen keine geringere Veränderung und Mannichfältigkeit an, als in den Gesichtern der Menschen, die so wunderbar verändert sind. Was aber noch erstaunenswürdiger ist, und die gar zu grosse Blindheit der Menschen noch besser, als alles übrige, zu erkennen giebt, das ist die seltsame Leichtsinnigkeit, mit welcher sie die wichtigsten Regeln und Grundsätze ihres Verhaltens annehmen; die wenige Mühe, die sie sich geben, die Wahrheit von dem Irrthume zu unterscheiden, und wie hartnäckig sie ihnen anhängen, gleich als ob sie die gewissesten von der Welt wären.

Es kömmt auf ihr alles an, weil es in Ansehung ihrer auf ein ewiges Glück oder Unglück ankömmt. Ein jeder Schritt, der sie zum Tode führt, bringt sie immer näher zu der einen oder der andern von diesen beyden Ewigkeiten. Scheint es also nicht, als ob ihre vornehmste Sorge und Bemühung diese seyn sollte, sich die rechten Regeln bekannt zu machen, nach welchen sie sich in ihrem ganzen Leben richten sollten, und sich alle Mühe zu geben, sie von der unzähligen Menge der falschen Regeln zu unterscheiden, welchen diejenigen folgen, die sich von der Wahrheit entfernen.

Selbst die Verschiedenheit der Regeln und Grundsätze, die unter den Menschen herrschen, sollte sie einsehen lassen, daß es keine so leichte Sache ist, den Weg zu finden, der zum Leben führt, weil die Menschen in diesem Stücke nicht einig sind. Wenn er so sichtbar wäre; so würde er sie alle durch seine Klarheit an sich ziehen. Und wenn es ja Menschen gäbe, die so unvernünftig wären, daß sie ihn nicht gehen wollten; so würde man doch keine finden, die blind gnug wären, um ihn zu verkennen.

Indessen denken sie an nichts weniger, als sich darnach zu erkundigen, wie man leben müße. Sie nehmen gemeiniglich, ohne alle Untersuchung, die ersten Regeln, die man ihnen davon giebt, an, und setzen in diejenigen, die sie angenommen haben, niemals einigen Zweifel; gleich als ob es gewiß und ausgemacht wäre, daß der erste Unterricht allzeit der rechte wäre.

Dieses sieht man besonders in der Religion, welches die wichtigste Sache von der Welt ist, und bey allen Völkern ein sehr beträchtliches Stück ihrer Sittenlehre ausmacht. Denn es kömmt keine Verwegenheit derjenigen gleich, welche die mehresten Menschen antreibt, vielmehr dieser Religion, als einer andern, anzuhängen.

Ich nehme die christliche Religion aus, die wegen ihrer Heiligkeit, ihres Alterthums, ihrer Wunder und Weißagungen, einen so großen und so besondern Glanz hat, daß diejenigen, welche sie angenommen, weil sie von diesem außerordentlichen Glanze, den man sonst nirgends findet, gerührt worden, nicht als verwegene Leute können angesehen werden, daß sie sie auf einmal allen übrigen vorgezogen haben. Außer dem hat sie auch noch diesen Vorzug, daß, je tiefer man in sie hineindringt, man desto mehr Licht darinnen wahrnimmt; da hingegen die andern Religionen nicht die geringste Untersuchung und Nachforschung aushalten können.

Ich rede also nur von den übrigen Religionen, die in dem größten Theile der Welt herrschen, und welche, zusammen genommen, sich unendlich weiter ausgebreitet haben, als die christliche. Nichts ist ausschweifender, als alle diese verschiedenen Glauben. Und wenn man mit Fleiß lächerliche Meynungen, ohne allen Grund und Schein, hätte erfinden wollen; so hätte man seinen Zweck nicht besser erreichen können, als ihn die Urheber dieser phantastischen Religionen erreicht haben. Sie haben weder Wunder noch

noch Weißagungen, noch etwas, das einen nur etwas vernünftigen Menschen überzeugen könnte. Alles, was man aus der Vernunft, aus der Erfahrung, und aus dem Lesen der Geschichte weis, wirft sie über den Haufen, und beweist, daß sie falsch sind. Woher kömmt es denn also, daß ihnen drey Viertheile der Welt anhängen; und daß die Lehre des Mahomeths allein einen so großen Bezirk des Erdbodens einnimmt? Wenn man die Brachmanen, die Chineser, die Tartarn und Türken fragt, warum sie der Religion, zu welcher sie sich bekennen, anhiengen; so werden sie, wenn sie nur einigermaaßen aufrichtig antworten, weiter nichts sagen, als sie hiengen ihr an, weil ihr ihre Väter angehangen hätten; weil ihr ihre Anverwandten, ihre Freunde, ihr Volk und ihr Fürst anhiengen. Das ist der ganze Grund ihres Glaubens. Indessen gehört nur ein wenig gesunder Verstand dazu, um einzusehen, daß diese Ursache lächerlich ist. Denn nach dieser Regel würde eine jede Religion in dem Lande, in welchem sie ist angenommen worden, wahr seye. So falsch sie aber auch immer ist; so ist doch das gemeine Volk nicht vermögend, ihr einigen Widerstand zu thun; sein Verstand unterliegt dabey, es ergiebt sich ohne Widersetzlichkeit, und macht sie zum Grunde seines ganzen Lebens.

Nur allein die Christen kann man, wie ich bereits gesagt habe, von dieser Unvorsichtigkeit mit Recht ausnehmen, obgleich unter ihnen vielleicht viele gefunden werden, die auf keine andere Art Christen

sind,

sind, als die Türken Türken sind; das heißt, vermöge des bloßen Eindrucks des Beyspiels, ohne eine göttliche Anhänglichkeit im Herzen, und ohne ein wahres Licht im Verstande. Gleichwie es aber überhaupt wahr ist, daß die Sittenlehre aller Christen in Ansehung der Grundsätze, die sie von dieser göttlichen Religion entlehnen, sehr wahr und gegründet ist; also ist es auch eben so wahr, daß sie in dem Verstande der mehresten von denen, die den Namen der Christen führen, sehr seltsam und nicht gar zu gegründet ist; weil sie von dem Grunde ihrer Religion gar wenig unterrichtet sind, und sich, wie die übrigen Menschen, die Freyheit nehmen, sich nach ihrem Gutbefinden, andere Regeln und Grundsätze zu machen. Die Grundsätze, die sie aus der christlichen Religion hernehmen, machen nur einen sehr kleinen Theil ihrer Sittenlehre aus. Sie haben sehr viele andere, die sie auf ein ungewisses, und ohne Untersuchung, mit eben der Verwegenheit angenommen, die wir bey diesen blinden Völkern wahrgenommen haben. Das Beyspiel ihrer Freunde, und derer, unter welchen sie leben; die Reden derer, mit welchen sie umgehen, flößen ihnen, ohne daß sie es gewahr werden, noch sehr viele andere ein. Ihre Eigenliebe und das geheime Verlangen, sich bey ihren Leidenschaften zu rechtfertigen, bringt ihnen, wie wir bereits gesagt haben, auch viele bey. Sie fällen, bey vorfallenden Gelegenheiten, auf ein gerade wohl sehr viele Urtheile. Und da diese Urtheile in ihrem Gedächtnisse bleiben, und von der Eigen-

liebe,

liebe, die sie als ihr Eigenthum betrachtet, begünstiget werden; so werden sie bey andern ähnlichen Gelegenheiten Grundsätze. Und so machen sie sich eine Sittenlehre, die eben so unordentlich ist, als die Sittenlehre der Mahometaner und Indianer.

Es ist wunderbar, daß sie einsehen, daß sie zu allen übrigen Sachen Lehrmeister und Unterricht nöthig haben; sie wenden einigen Fleiß auf ihre Erlernung, und machen denen, die sie darinnen unterrichten, Mühe. Nur die Wissenschaft zu leben lernen sie nicht, und wollen sie auch nicht lernen; oder sie wenden so wenig Fleiß auf ihre Erlernung, daß es scheint, sie belohne die Mühe nicht.

Sie wählen die Handwerksleute, die Aerzte und die Sachwalter, derer sie sich bedienen; sie befürchten, in den geringsten Sachen betrogen zu werden. Aber sie hegen kein Mißtrauen, wenn es auf nichts weniger ankömmt, als ewig selig oder verdammt zu werden. Ein jeder Wegweiser scheint ihnen geschickt zu seyn; der erste, den sie antreffen, ist ihnen recht, und sie verlassen sich mit vollkommener Sicherheit auf ihn. So treten sie die Reise des Lebens unerschrocken an, ohne nach einem andern Lichte zu fragen, als dem Lichte dieser phantastischen Lehren und Grundsätze, mit welchen sie sich auf eine unbedachtsame Art den Kopf angefüllt haben.

Wo sind diejenigen, die von der Furcht sich zu verirren, und in ihrem Leben einen bösen Weg zu erwählen, im Ernste gerührt werden; die nichts mehr wünschen, als das rechte Licht zu finden, um sich von

ihm

ihm leiten zu lassen, und welche dieses Nachforschen zu ihrer vornehmsten und ernsthaftesten Beschäftigung machen? Wo sind die, die in sich Mißtrauen setzen, die mit Furcht und Zittern gehen, und immer wachsam sind, um zu sehen, wohin sie ihre Füße setzen werden? Es giebt ohne Zweifel welche, weil es Gerechte und Auserwählte giebt; es sind deren aber wenig, weil wenig Gerechte und Auserwählte sind. Die meisten gehen ohne Furcht, ohne Mißtrauen, ohne Vorsichtigkeit und Ueberlegung. Und indem sie unbesonnener Weise ihren Leidenschaften und Phantasien folgen, gehen sie mit starken Schritten nach dem Tode zu, bis sie bey dem schrecklichen Augenblicke angekommen sind, der den Menschen zeigt, was sie in ihrem ganzen Leben nicht haben sehen wollen, der es sie aber ohne Nutzen sehen läßt, indem sie diese verzweiflungsvollen Worte aus dem Innersten ihres Herzens hervorbringen: *Ergo erravimus a via veritatis, & justitiae lumen non luxit nobis, & sol intelligentiae non est ortus nobis:* Wir haben uns also von dem Wege der Wahrheit verirrt; das Licht der Gerechtigkeit hat für uns nicht geschienen, und die Sonne des Verstandes ist über uns nicht aufgegangen. Weish. 5, 6.

Indem ich diese verwegenen und flüchtigen Schritte der mehresten Menschen betrachte, die sie zum Tode, und zum ewigen Tode führen, bilde ich mir ein, eine schauerliche Insel zu sehen, die von steilen Anhöhen, welche man vor einer dicken Wolke nicht wahrnehmen kann, und einem feurigen Strohme umgeben ist,

der

der alle diejenigen, welche von diesen Anhöhen herunter fallen, aufnimmt. Alle Wege und Fußsteige gehen nach diesen Anhöhen hin, bis auf einen einzigen, der sehr schmal und sehr schwer wahrzunehmen ist, und zu einer Brücke führt, vermöge welcher man den Feuerstrohm vermeidet, und an einen Ort der Sicherheit und des Lichts kömmt.

Auf dieser Insel giebt es eine unzählige Menge Menschen, denen man unaufhörlich fortzugehen befiehlt. Ein ungestümmer Wind treibt sie fort, und läßt sie nicht langsam gehen. Man sagt ihnen nur, daß alle Wege endlich zum Abgrunde führen, daß sie sich nur auf einem einzigen retten können, und daß dieser einzige Weg sehr schwer wahrzunehmen ist. Dieser Nachricht ungeachtet, begeben sich diese Elenden, ohne es sich einfallen zu lassen, diesen glücklichen Fußstaig zu suchen, ohne sich darnach zu erkundigen, und gleich als ob sie ihn vollkommen kenneten, beherzt auf den Weg. Sie beschäftigen sich nur mit der Besorgung ihres Reisegeräthes; mit dem Verlangen, denen, die diese unglückliche Reise mitmachen, zu befehlen; und mit der Erfindung eines Vergnügens, daß sie sich unterwegs machen können. So nähern sie sich unvermerkt dem Rande des jähen Orts, von welchem sie in den Feuerstrohm hinab stürzen, der sie auf ewig verschlingt.

Nur sehr wenig Weise forschen sorgfältig nach diesem schmalen Wege; und wenn sie ihn gefunden haben, gehen sie mit vieler Vorsichtigkeit darauf fort, und finden also Mittel, über den Strohm, und aus die-

diesen jähen Oertern hinaus zu kommen, und gelangen endlich an einen Ort der Sicherheit und Ruhe.

Vielleicht hatte der, welcher diese Worte zu Gott sagte: *Torrentem pertransivit anima nostra, forsitan pertransisset anima nostra aquam intolerabilem*: Unsere Seele ist über den Bach gegangen; und vielleicht wäre unsere Seele in ein Wasser gegangen, aus welchem sie nicht wieder hätte herauskommen können, Psalm. 123, 5. ein solches Bild in den Gedanken. So fürchterlich es aber auch immer zu seyn scheint, so kömmt es doch mit der Wahrheit dessen, was ich habe vorstellen wollen, gar nicht überein. Die geistlichen Sachen sind so hoch, daß sie keine Einbildungskraft erreichen kann. Ein jedes Bild ist von der Wirklichkeit ihrer Größe unendlich weit entfernt. Es ist kein Verhältniß zwischen diesem Feuerstrohme, der die, welche von den jähen Höhen dieser erdichteten Insel herab fielen, aufnehmen würde, und der Hölle, die diejenigen wirklich aufnimmt, die durch den Tod aus der Welt gehen, nachdem sie sich vom Wege der Gerechtigkeit verirrt haben.

Indessen ist dieses Bild, so unvollkommen es auch immer ist, hinlänglich, einsehen zu lassen, daß die einzige Weisheit dieser Wandersleute darinnen bestehen würde, den Weg zu suchen, vermöge welches sie ihr Leben würden erhalten können; daß es ihr einziges Glück seyn würde, ihn zu finden, und bis ans Ende darauf fortzugehen; und daß alle, die sich keine Mühe gäben, ihn zu suchen, Thoren und

Unglückselige seyn würden. Es ist hinlänglich, einsehen zu lassen, daß alle ihre Neugierigkeit in Ansehung der übrigen Sachen; aller Ehrgeiz, der sie antreiben würde, über ihre Reisegefährten herrschen zu wollen; und aller Eifer, den sie von sich würden blicken lassen, sich um ihre Ergötzlichkeiten zu bekümmern, nicht nur eitel und lächerlich seyn würden, sondern auch nichts anders, als die Wirkung einer unglaublichen Dummheit, seyn könnten. Was soll man also von der Wahrheit, von welcher dieses Bild so weit entfernt ist, sagen? Und was kann man von der Blindheit der Menschen denken, die es sich so wenig angelegen seyn lassen, nach dem Wege ihrer Seligkeit zu fragen, die in den Tag hinein leben und fortwandern, und weiter an nichts denken, als sich auf dem Wege nach der Ewigkeit lustig zu machen?

Damit Gott die Menschen von der thörichten Verwegenheit, vermöge welcher sie sich, indem sie ihrem Eigensinne und ihren Phantasien folgen, in die Hölle stürzen, abziehen möge; so ermahnt er sie in der Schrift 1) so inständig, die Weisheit anzuhören, und, um sie zu verstehen, die Ohren ihres Herzens aufzuthun. Darum ermahnt er sie, sie zu suchen, wie die Geizigen das Silber und die in der Erde verborgenen Schätze suchen; *Si quaesieris eam quasi pecuniam, & sicut thesauros effoderis illam.* Sprichw. 2, 4. Darum will er haben, daß sie sie zu ihrem Gute, ihrem Erbtheile und ihrem Schatze

(1 S. die ersten Kapitel der Sprüche Salomons.

Schatze machen sollen: *Posside sapientiam, posside prudentiam . . . & in omni possessione tua acquire prudentiam*: Suche die Klugheit zu erlangen . . . suche die Klugheit auf Kösten alles dessen, was du besitzen kannst, zu erlangen; Sprichw. 4, 5 u. 7. Denn die Weisheit, die er ihnen zu suchen befiehlt, ist nichts anders, als das Licht, das sie nöthig haben, um in der Finsterniß dieses Lebens zu wandeln, und nach der Gerechtigkeit und dem Gesetze Gottes einzurichten; und sie besteht ganz darinnen, den Weg nach dem Himmel zu wissen und zu kennen. Deswegen heißt es ausdrücklich, die Weisheit des wahrhaftig Witzigen ist, seinen Weg zu wissen und zu kennen: *Sapientia callidi est intelligere viam suam.* Sprichw. 14, 8. Und die Schrift nennt sie die Erkenntniß oder Wissenschaft des Heils, *scientiam salutis*; Luk. 1, 77. weil sie allein uns dazu führen kann, und weil alle übrigen Wissenschaften ohne diese, nur Wissenschaften des Todes sind, deren Zweck nur der Tod ist, und welche nur zum Tode führen.

Die rechte und wahre Wissenschaft der Menschen besteht also darinnen, daß sie ihren Weg, das ist, den Weg des Heils, den Weg des Friedens, und den Weg zum Himmel wissen und kennen. Ihre einzige Bemühung soll dahin gehen, diese Wissenschaft zu erlangen; aber das Mittel sie zu erlangen, ist, sie so hoch zu schätzen, als sie es verdient. Und deswegen sagt uns die Schrift noch ferner: Der Anfang der Weisheit ist, die Weisheit zu seinem

Schatze zu machen, und sie allen Sachen vorzuziehen, die wir in dieser Welt haben können. *Principium sapientiae, posside sapientiam; & in omni possessione tua acquire prudentiam.* Sprichw. 4, 7. Denn Gott hat gewollt, daß diese den Menschen so nöthige Wissenschaft so beschaffen seyn sollte, daß sie mehr von ihrem Herzen, als von ihrem Witze und Verstande abhienge; und daß, gleichwie sie diejenigen nicht finden, die sie nicht wünschen und verlangen, oder nicht so, wie sie es verdient, wünschen und verlangen, man sie hingegen allzeit findet, wenn man sie von ganzem Herzen sucht.

Es ist also der wichtigste Schritt zur Weisheit, sie aufrichtig zu verlangen und zu suchen, und lebhaft von dem schrecklichen Unglücke durchdrungen zu seyn, welches darinnen besteht, daß man in den Tag hinein lebt, und unbesonnener Weise den Meynungen folgt, die man ohne Untersuchung angenommen hat. Dieses nennt die Schrift, seinen Gedanken folgen, und den Willen seiner Gedanken thun; 4. Mos. 15, 39. Ephes. 2, 3. nicht wissen, wohin man geht, und sich nicht darum bekümmern, ob uns der Weg, den man geht, zum Leben oder zum Tode führt.

Ich habe in dieser Abhandlung nur die Absicht gehabt, diese abscheuliche Dummheit zu bestreiten, und, wenn es möglich wäre, diejenigen, so sie lesen werden, und welche der Sache bis anher noch nicht genugsam nachgedacht haben, zu überzeugen, daß es eine schreckliche Blindheit ist, sich, wie es in der Welt zu geschehen pflegt, mit allen den Sachen, mit wel-

chen man sich den Kopf anfüllt, zu beschäftigen; die Künste, die Uebungen und die Wissenschaften zu lernen; aber die Wissenschaft zu leben nicht zu lernen; das heißt, die Wissenschaft, sein Leben so zu führen, als es nöthig ist, wenn wir das ewige Elend, welches uns gedroht wird, vermeiden, und zu den ewigen Gütern, welche die Belohnung der Frommen und Gerechten seyn werden, gelangen wollen.

Denn wenn dieser Gedanke unserem Verstande und Herzen tief eingeprägt ist, und unsere herrschende Leidenschaft ausmacht; so führt er uns nicht nur auf den Weg, die Wahrheit zu finden; sondern er treibt uns auch an, sie zu suchen, und öffnet uns die Augen, sie wahrzunehmen. Aber nichts kann das vornehmste Blendwerk mehr vertreiben, das sie vor uns verbirgt, und welches das doppelte oder falsche Herz ist, dessen in der Schrift so oft gedacht wird, Sir. 2, 14. u. K. 5, 11. Jak. 1, 8. u. K. 4, 8. und welches uns abhält, unsere Pflichten einzusehen, damit uns nicht die Pflicht, die uns obliegt, sie zu erfüllen, gar zu sehr, wenn sie uns einmal bekannt wären, dringen möge, und wir nicht genöthigt seyn möchten, entweder unsern Leidenschaften zu entsagen, oder ihnen nur noch mit einem beschwerlichen Gewissensbisse, der unsere Ruhe und unser Vergnügen stört, nachzuhängen.

Abhandlung.

Welche kürzlich die natürlichen Beweise von dem Daseyn Gottes und der Unsterblichkeit der Seele in sich hält.

Da die Freygeister und Gottlosen fast alle Beweise verwerfen, die von dem Ansehen der heiligen Bücher hergenommen werden, deren Grund sie umzureißen gedenken, wenn sie das Daseyn Gottes und die Unsterblichkeit der Seele leugnen; so haben die, welche die Religion wider sie vertheidigen, geglaubt, sie müßten ihre Zuflucht zu natürlichen Ursachen, als gemeinen Gründen, die sie nicht würden leugnen können, nehmen.

Die einen haben subtile und metaphysische Beweise erfunden, den einen und den andern von diesen beyden Puncten darzuthun; und die andern tragen weit faßlichere und einleuchtendere vor, indem sie die Menschen auf die Betrachtung der Ordnung in der Welt, als auf ein großes Buch, das ihnen immer vor den Augen liegt, verweisen.

Ich gestehe es, daß diese Beweise nicht die geschicktesten sind, diejenigen zur wahren Religion zu führen, die das Unglück haben, sie nicht zu kennen; und daß diejenigen, die von den Wundern und Weissagungen, welche die Gewißheit der heiligen Schrift bestätigen, hergenommen werden, weit geschickter

sind, in die hartnäckigsten Gemüther einen Eindruck zu machen. Ich bin aber auch zugleich überzeugt, daß diese natürlichen Beweise gegründet sind, und daß man sie nicht verachten muß, weil sie bey gewissen Personen recht gut können gebraucht werden.

Es giebt, wie ich bereits gesagt habe, abstrakte und metaphysische Beweise, und ich halte es nicht für vernünftig, wenn man sich ein Vergnügen daraus macht, sie in ein böses Geschrey zu bringen. Es giebt aber auch welche, die weit faßlicher sind, mehr mit unserer Vernunft übereinstimmen, den mehresten Menschen angemessener, und so beschaffen sind, daß wir uns Gewalt anthun müssen, wenn wir uns ihnen widersetzen wollen; und das sind diejenigen, welche ich in dieser Abhandlung zusammen vortragen will.

Was für Mühe die Atheisten sich auch immer geben, den Eindruck zu vertilgen, den die Betrachtung dieser grossen Welt natürlicher Weise in alle Menschen macht, daß ein Gott ist, welcher der Urheber derselben ist, so können sie ihn doch nicht ganz ausrotten, so starke und tiefe Wurzeln hat er in unserem Verstande geschlagen. Wenn dieses kein unwidersprechlicher Beweis ist; so ist es doch eine Empfindung und eine Betrachtung, die nicht weniger Stärke und Nachdruck, als alle Beweise, haben. Man hat nicht Ursache sich zu zwingen, um sich ihm zu ergeben; man muß sich aber Gewalt anthun, wenn man ihm widersprechen will.

Die Vernunft darf nur ihrem natürlichen Triebe folgen, um sich zu überzeugen, daß ein Gott ist, der alles, was wir sehen, erschaffen hat, wenn sie die Augen auf die so ordentlichen Bewegungen der grossen Körper, die über unsern Häuptern schweben; auf die Ordnung der Natur, die immer dieselbe ist; auf die wunderbare Verbindung ihrer verschiedenen Theile, die einander unterstützen, und welche insgesammt nur durch die gegenseitige Hülfe, die sie einander leisten, bestehen; auf die Verschiedenheit der Steine, der Metalle und Pflanzen; auf den wunderbaren Bau der belebten Körper, und auf ihre Hervorbringung, ihre Geburt, ihr Wachsthum und ihren Tod richtet. Wenn der Verstand alle diese Wunder betrachtet; so ist es unmöglich, daß er nicht diese geheime Stimme höre, daß alles dieses keine Wirkung des Ungefährs, sondern einer Ursache ist, welche alle die Vollkommenheiten in sich besitzt, die wir an diesem grossem Werke wahrnehmen.

Man würde sich vergebliche Mühe geben, die Triebfedern dieser erstaunenswürdigen Maschine zu erklären, indem man sagte, es wäre in diesem allen nur eine grosse weit ausgebreitete Materie, und eine grosse Bewegung, die sie ordnete und einrichtete; weil man uns allemal sagen muß, was die Ursache dieser Materie und dieser grossen Bewegung ist. Das kann man nun aber nicht auf eine vernünftige Art thun, ohne zu einer unmateriellen und verständigen Ursache zurückzugehen, die so wohl das eine, als auch das andere hervorgebracht hat, und es auch erhält.

Denn wie kann man sich wohl vorstellen, daß die todte und fühllose Masse, welche man Materie nennt, ein ewiges Wesen sey, und keinen Anfang habe? Sieht man nicht deutlich, daß sie in sich selbst keine Ursache ihres Daseyns hat, und daß es lächerlich ist, dem schlechtesten und verächtlichsten unter allen Wesen, die größte unter allen Vollkommenheiten, welche von sich selbst seyn ist, zuzuschreiben? Ich sehe ein, daß ich unendlich weit edler bin, als diese Materie. Ich kenne sie, und sie kennt mich nicht; und dennoch sehe ich zu gleicher Zeit ein, daß ich nicht ewig bin. Sie muß also eben so wohl, als ich, eine Ursache ihres Seyns haben; und diese Ursache, welche keine Materie seyn kann, ist der unmaterielle und allmächtige Grund (Principium), den wir suchen.

Wenn es aber lächerlich ist, sich eine Materie vorzustellen, die von aller Ewigkeit her, ohne Ursache und ohne Anfang, von sich selbst besteht; so ist es noch weit lächerlicher, eine unerschaffene und ewige Bewegung anzunehmen. Denn es ist klar, daß keine Materie den Grund ihrer Bewegung in sich selbst hat. Sie kann sie anderswoher bekommen, aber sich nicht selbst geben. Alles, was sie davon hat, ist ihr allzeit von einer andern Ursache mitgetheilt worden. Und wenn sie aufgehört hat, sich zu bewegen; so bleibt sie von sich selbst in einer ewigen Ruhe.

Wer hat denn also die grosse Bewegung hervorgebracht, die wir in allen Theilen der Welt wahrnehmen, da sie nicht von der Materie herkömmt,

und mit ihr auch nicht einmal auf eine beständige und dauerhafte Art verbunden ist, sondern vermöge einer beständigen Veränderung von einem Theile zum andern fortgeht? Wird man wohl aus dieser Zufälligkeit auch ein ewiges und von sich selbst bestehendes Wesen machen? Und soll man nicht einsehen, daß, weil sie nicht ohne Ursache seyn kann, und diese Ursache die Materie nicht ist, sie von einem andern geistigen Grunde (Principium) muß seyn hervorgebracht worden?

Wenn dieser Grund nöthig ist, diese Bewegung hervorzubringen; so ist er nicht weniger nöthig, sie einzurichten, und ihr das Maaß zu geben, welches zur Erhaltung der Welt geschickt ist, und ohne welches sie sie zu Grunde richten würde. Denn ob man sich gleich vorstellen kann, daß die Bewegung, die alle Körper bildet, ordnet und auflöst, in den unendlichen Räumen unendlich ist; so ist es doch auch gewiß, daß sie in einem jeden Theile endlich ist; und daß, wenn sie in dieser sichtbaren Welt entweder grösser oder kleiner wäre, sie ihre ganze Gestalt ändern, und sie ganz zu Grunde richten würde. Wer hat ihr also das Maaß, welches sie hat, gegeben? Und wie hat sie sich bey den unendlichen Graden, derer sie fähig ist, gerade in demjenigen befunden, der diese so vortrefliche Einrichtung hervorgebracht hat? Die Materie kann an sich selbst eine grössere oder kleinere Bewegung bekommen. Die eine oder die andere würde den gegenwärtigen Zustand der Welt aufheben, und ihn ganz zu Grun-

de

de richten. Woher kömmt es denn also, daß sie sich in diesem so rechten Gleichgewichte befunden hat? Es ist, spricht man, von ungefähr geschehen. Man kann dieses zwar wohl mit dem Munde sagen; ich weis aber nicht, ob man es auch im Ernste sagen kann.

Aber ausser der Materie und der Bewegung treffen wir in der Welt auch noch denkende Wesen an; weil wir gewiß wissen, daß wir denken, und ebendieses Urtheil mit Grund auch von den übrigen Menschen fällen. Und die Betrachtung dieser Wesen führt uns noch eigentlicher und gerader zu der Erkenntniß der Unsterblichkeit unserer Seele, und hernach zu der Erkenntniß des Daseyns ihres Schöpfers. Denn es ist unmöglich, daß, wenn man der Natur der Materie nachdenkt, man nicht einsehen sollte, daß, man mag ihre verschiedenen Theile umkehren und verändern, wie man will, man es doch durch diese verschiedenen Veränderungen niemals dahin bringen wird, daß, da sie sich vorhero nicht kennt, sie nun anfängt sich zu kennen; und daß, da sie vorhero todt und fühllos war, sie auf einmal lebendig, denkend und verständig wird.

Was folgt hieraus? Daß, weil es gewiß ist, daß wir denken, und denkende Wesen sind; wir in uns ein Wesen haben, das keine Materie, und von ihr wirklich unterschieden ist. Wer würde es also vernichten können? Und warum sollte es umkommen, wenn es von der Materie abgesondert wäre, da die Materie nicht umkömmt, wenn sie von ihm getrennt und abgesondert ist?

Die

Die Vernichtung eines Wesens ist für uns unbegreiflich. Wir haben in der Natur kein Beyspiel davon. Unsere ganze Vernunft widersetzt sich ihr. Warum wollten wir also unsere Einbildungskraft und unsere Vernunft zwingen, diese denkenden Wesen aus dem Zustande aller übrigen Wesen herauszunehmen, welche, wenn sie einmal sind, niemals wieder in das Nichts zurückfallen? Und warum wollten wir für unsere Seelen, die unendlich weit edler, als die Körper, sind, die Vernichtung befürchten, die wir für keinen Körper befürchten?

Wen wir nun nicht daran zweifeln können, daß es in der Welt denkende Wesen giebt, die keine Körper sind; und gewiß wissen, daß diese Wesen nicht ewig sind; wer wird nun der Grund und die Ursache davon seyn? Die Materie wird es nicht seyn; denn da sie, so zu sagen ein Nichts von einem Geiste ist, wie würde sie einen Geist hervorbringen können? Es ist auch nicht ein anderer ähnlicher Geist; das heißt, es ist nicht die Seele der Väter, welche die Seelen ihrer Kinder hervorbringt. Denn wie würde ein Geist aus Nichts einen andern Geist hervorbringen können, der Gedanken und Willen hat, die von den seinigen unterschieden, und ihnen oftmals zuwider sind? Wenn der Geist einen Geist hervorbrächte; so würde er ihn hervorbringen, indem er dächte. Er würde diese Kraft in sich verspüren, und diese Wirkung wahrnehmen. Wer hat sie indessen jemals wahrgenommen? Ich weis nicht, wie ihr angefangen habet, in meinem Leibe

zum Vorscheine zu kommen, sagte die Mutter der Maccabäer zu ihren Kindern. 2. Macc. 7, 22. Alle Mütter können dasselbe von ihnen sagen; und es ist ganz klar und deutlich, daß ihr Gedanke und ihr Wille zu dem vortrefflichen Werke, das in ihnen entsteht, nichts beytragen, weil sie oftmals Gedanken und Willen haben, die der Geburt ihrer Kinder gerade zuwider sind.

Es führt uns also alles, was in der Welt ist, zu der Erkenntniß des Schöpfers der Welt: Materie, Bewegung und Geister. Alle diese Dinge rufen uns mit einer ganz vernehmlichen Stimme zu, daß sie sich nicht selbst gemacht haben, sondern daß sie Gott gemacht hat. *Ipse fecit nos, et non ipsi nos*, Ps. 99, 3.

Er hat so gar, um uns von der gottlosen Einbildung, daß die Welt ewig wäre, abzubringen, in ihr deutliche und handgreifliche Merkmale lassen wollen, welche wenigstens zu erkennen geben, daß sie in der Anordnung und Einrichtung neu ist, ohne welche weder die Menschen, noch die Thiere leben können. Woraus folgt, daß die Menschen und die Thiere neu sind, welches hinlänglich ist, das Daseyn ihres Schöpfers zu überweisen.

Denn wir sehen keine natürliche Ursache, welche hohe Berge und tiefe Thäler, das Wasser des Meeres zu fassen, hervorbringen könnte. Man lese alle Geschichte, man wird in denselben kein Beyspiel eines neuen Berges antreffen, der in der Welt zum Vorscheine gekommen wäre Die Winde ma-

chen

chen bisweilen an gewissen Oertern kleine Sandhaufen, sie erheben sie aber niemals zu einer beträchtlichen Höhe, und zernichten sie so gar oftmals wieder, nachdem sie dieselben gemacht haben. Die Erdbeben richten große Zerstöhrungen an; man liest aber nirgends, daß sie an einigen Orten hohe Berge hervorgebracht haben, und man kann es nur vermöge einer ungegründeten Hypothese annehmen, welche die Erfahrung nicht bestättigt. Da also die Berge, die in der Welt sind, alle Tage augenscheinlich kleiner werden, weil der Regen und das Wasser einen Theil Erde von ihnen wegspühlt, und die Thäler hingegen von Tage zu Tage angefüllt werden; so sieht man deutlich, daß die Berge nicht ewig in diesem Zustande bleiben können und daß sie in einer gewissen Anzahl von Jahren werden eben gemacht, und die Thäler angefüllt seyn. Und es ist folglich klar und deutlich, daß, wenn die Welt ewig wäre, die Berge schon würden eben geworden seyn; weil die geringste merkliche Verminderung in dem unendlichen Zeitraume der Ewigkeit die höchsten Berge unzähligemal vernichten kann.

Es ist also gewiß, daß man nicht annehmen kann, daß die Welt in dem Zustande, in welchem sie sich befindet, ewig ist; das heißt, in einem Zustande, in welchem ein Theil der Erde trocken und erhaben ist, und der andere niedrig und mit Wasser bedeckt ist. Der gewöhnliche Lauf der natürlichen Ursachen zielt dahin ab, diesen Zustand zu zernichten, indem er die ganze Erde mit Wasser bedeckt; und

den-

dennoch würden die Menschen, und die auf der Erde sich aufhaltenden Thiere in einem andern nicht leben können. Sie würden ohne Zweifel alle umkommen, wenn die Erde ganz mit Wasser bedeckt würde. Sie sind also nicht ewig. Sie haben angefangen, und man kann durch eine gewisse Reihe von Jahren bis zu ihrem ersten Ursprunge zurückgehen.

Was wird also der Ursprung und die Ursache eines Menschen seyn? Wenn wir sie in der Natur suchen; so werden wir in ihr keine antreffen, die diese Wirkung hervorbringen könnte. Man hat niemals sagen hören, daß Menschen anders, als vermittelst des gewöhnlichen Weges, wären hervorgebracht worden.

Es ist sogar sehr wahrscheinlich, daß die gewöhnliche Bewegung der Materien der Welt niemals einen Löwen hervorbringen würde, wenn noch keiner auf dem Erdboden wäre; gleichwie diese Bewegung in England keine Wölfe hervorbringt, weil man sie daselbst ausgerottet hat.

Wenigstens ist aber gewiß, daß sie niemals einen Geist hervorbringen würde, wie wir gezeigt haben; und daß die Materie, die nicht denkt, sich niemals wird kennen lernen, um auf verschiedene Art eingerichtet zu werden Man muß also nothwendig gestehen, daß so wohl die Menschen neu sind, als auch, daß, da die ganze körperliche Natur nicht im Stande ist, einen Menschen hervorzubringen, daraus folgt, daß, weil sie nicht ewig ist, sie nur von einem Wesen hat können hervorgebracht werden, das mächtiger, als die Natur, ist.

Es beweisen auch alle Erfindungen der Menschen, daß sie neu, und nicht ewig sind. Wir treffen in der Welt nichts an, das ein größeres Alterthum anzeigte, als dasjenige ist, welches ihm die heilige Schrift zueignet. Wir haben keine Geschichtschreiber, die älter, als vier tausend Jahre, sind. Seit der Zeit sieht man einen beständigen Fortgang der Welt, der dem Fortgange eines Menschen gleicht, der die Kindheit verläßt, und durch die übrigen Alter hindurch geht.

Varro bezeugt, daß von den Künsten, die, als er schrieb, in der Welt bekannt waren, keine älter, als tausend Jahre, wäre. Man hat immer neue Mittel zu erfinden gesucht, den Bedürfnissen der Menschen abzuhelfen; und je weiter man zurückgeht, desto unvollkommener trifft man die Erfindungen, und desto entblößter die Menschen an. Man weis den Ursprung fast aller Künste, aller Wissenschaften, aller Polizeyen, aller Reiche und aller Städte.

Ich weis, daß ein gewisser Schriftsteller nebst den neuen Erfindungen, die seit einigen hundert Jahren sind gemacht worden, viele alte Erfindungen, die verlohren gegangen sind, zusammengetragen, und daraus ein Buch unter folgendem Titel gemacht hat: *Vetera deperdita, Nova reperta.* Man kann aber aus diesem Buche selbst sehen, daß, diese alten Erfindungen keinen sonderlichen Nutzen schafften, und durch neue Erfindungen, die weit schöner und leichter sind, auf eine vortheilhafte Art sind ersetzt worden; da hingegen diejenigen, die man seit kurzem

gemacht

gemacht hat, auf der einen Seite so bequem sind, daß es unmöglich ist, daß sie, nachdem sie einmal gemacht worden, wieder abkommen können; und auf der andern so leicht, daß man sich wundern muß, wie es gekommen ist, daß man sie so spät gemacht hat.

Was ist z. E. zum Leben der Menschen bequemer, als die Kunst, zu ihren Werken, und Verrichtungen die beyden großen thätigen Dinge in der Natur, den Wind und das Wasser, anzuwenden und zu brauchen. Die mehresten Sachen geschehen itzt nur vermöge der Kräfte, die man von diesen beyden Körpern entlehnt. Die geringste Kenntniß der Mechanik scheint ganz natürlich dahin zu führen, den Nutzen davon zu ziehen, den man davon hat, weil man gemeiniglich nur Kräfte sucht, und ihre Anwendung niemals schwer ist.

Man kann mit Wahrheit sagen, daß die Menschen niemals so einfältig seyn, und dasjenige nur mit Hülfe ihrer Hände und Arme verrichten werden, was sie auf eine so bequeme Art vermittelst des Wassers und Windes verrichten; und daß also die Erfindung der Mühlen niemals in die Vergessenheit kommen kann. Und dennoch ist diese so nützliche Erfindung nicht gar zu alt; und man sieht nicht, daß man, vor den Zeiten des Plinius, eine andere Erfindung, die Körner klein zu machen, gehabt hätte, als daß man eine Mühle mit den Händen gedreht, oder sie von Thieren hätte drehen lassen. Und ob man gleich aus diesem Schriftsteller 1) sieht, daß es zu seinen

1) *Lib.* 18. *Cap.* 10.

Zeiten gewisse Mühlen gab, die von dem Wasser getrieben wurden; so giebt doch die Art und Weise, wie er davon redet, zu erkennen, daß diese Erfindung damals noch nicht gar zu vollkommen und gemein war, weil er sie nur als das Mittel anführt, welches am wenigsten gebräuchlich war, die Körner klein zu machen; da sie hingegen, nachdem sie recht bekannt geworden, alle übrige verdrungen hat.

Nichts ist natürlicher und einfacher, als das Drucken, und man hat nicht Ursache zu befürchten, daß diese Kunst, die alle Sachen verewigt, jemals ganz abkommen könne; man hat aber Ursache sich zu verwundern, wie es gekommen ist, daß man sie nicht eher erfunden hat. Die Alten stachen in Kupfer. Sie konnten sich also gar leicht vorstellen, daß, wenn sie das Gestochene auf Pappier druckten, sie dasjenige in einem Augenblicke würden schreiben können, worüber sie so lange mit dem Grabstichel zugebracht hatten. Wenn sie diese Idee gehabt, und ihr weiter nachgedacht hätten; so würden sie sie gar bald zur Vollkommenheit gebracht, und die zum Drucken nöthige Vermischung der Tinte gefunden haben. Und dennoch ist man nur erst vor zwey hundert Jahren auf diese Erfindung gekommen, welche gewiß ewig dauern würde, wenn die Welt ewig währte.

Was kann man nicht von dem Schießpulver sagen, und welchen Nutzen hat man nicht auf der Jagd und im Kriege davon? Wie viel bequemer ist nicht eine Flinte, einen Vogel zu schießen, als die Bogen und Armbrüste, derer man sich ehemals bedien-

te;

te; und wie vieler unbequemen und wenig Nutzen schaffenden Maschinen hat man sich nicht vermittelst unserer Kanonen und Mienen entledigt? Ehemals hatte man fast kein anderes Mittel, Städte, die gute Mauern hatten, einzunehmen, als Haufen Erde aufzuwerfen, um in einem Handgemenge zu streiten. Die geringsten kleinen Plätze hielten ein siegreiches Heer sechs Monate auf, und Cäsar und Alexander würden, mit aller ihrer Tapferkeit, in einem Jahre nicht eine Festung in den Niederlanden eingenommen haben. Die Menschen sind viel zu böse, als daß sie jemals eine Erfindung vergessen sollten, die ihre Leidenschaften so wohl begünstigt. Ihre Materie hat allzeit vor ihren Augen gelegen. Die Zubereitung ist nicht gar zu schwer. Die Erfahrung war leicht. Indessen ist es nicht gar zu lange, daß sie in der Welt ist.

Der Seecompaß hat einen überaus grossen Nutzen, weil er es allein ist, der uns eine neue Welt bekannt gemacht hat, und alle Völker des Erdbodens durch die Handlung miteinander verbindet. Er ist so einfach, daß man sich wundern muß, wie es möglich ist, daß ihn die Menschen so lange nicht haben finden können. Denn da die Eigenschaft, die der Magnet hat, das Eisen an sich zu ziehen, immer bekannt gewesen ist, welches oftmals Gelegenheit gegeben hat, das Eisen an dem Magnete zu streichen; so ist es schwer zu begreifen, wie es gekommen ist, daß die Menschen einer an dem Magnete gestrichenen Nadel, entweder von ungefähr,

oder mit Fleiß ihre Freyheit nicht gelassen, indem sie dieselbe entweder auf dem Wasser schwimmen lassen, oder sie aufgehänkt haben; und in diesem Falle würden sie ohne Mühe wahrgenommen haben, daß sie sich allzeit nach einer und derselben Seite dreht. Ebendieses wurde auch geschehen seyn, wenn sie einen Magnet an einem Faden aufgehengt hätten; denn sie würden ebenfalls gesehen haben, daß er eine von seinen Seiten nach dem einen, und die andere nach dem andern Pole wendet.

Alle diese Erfindungen, und noch viel andere mehr, sind so leicht, daß die Welt unmöglich eine Ewigkeit hindurch hat dauren können, ohne sie zu finden, und sie sind so bequem, daß es noch unmöglicher ist, daß, nachdem sie einmal sind gefunden worden, sie jemals wieder verlohren gehen können. Man sieht also deutlich, daß sie, als etwas neues, augenscheinliche Beweise von der Neuheit der Menschen sind; weil sie sie eher würden gefunden haben, wenn immer Menschen gewesen wären; und daß, wenn sie sie einmal gefunden hätten, sie dieselben nicht wieder in die Vergessenheit hätten kommen lassen.

Es heißt uns also alles, was wir in der Welt sehen, glauben, daß die Welt nicht immer gewesen ist, und daß es ein Wesen giebt, welches über die Welt ist, und alle Dinge geschaffen hat. Und die Atheisten werfen uns vergeblich vor, daß dieses Wesen unbegreiflich ist, was wir nicht begreifen können. Denn da es unendlich ist; so ist es nicht zu verwundern, wenn wir es mit unserm endlichen und einge-

schränckten Verstande nicht fassen und begreifen können. Unsere Vernunft kann einsehen, daß es Dinge giebt, welche sind, ob sie gleich unbegreiflich sind. Wenn aber dieses einzige unbegreifliche Wesen angenommen wird; so macht es uns gewissermaaßen die ganze Natur begreiflich; und es ist nicht mehr schwer, von unzählichen Dingen Grund und Ursache anzugeben, welche außer dem nicht können erklärt werden. Die Materie ist da, weil sie Gott erschaffen hat. Die Bewegung ist da, weil sie Gott hervorgebracht hat und erhält. Dieser Körper befindet sich an diesem Orte, weil er, nachdem ihn Gott an einem gewissen Orte erschaffen hat, nach einer Reihe von Veränderungen, die nicht unendlich ist, an diesen gekommen ist. Es giebt denkende Wesen, weil sie Gott schafft, wenn er Körper sieht, die geschickt und bereit sind, sie aufzunehmen. Die Berge sind nicht eben, weil die Welt, seit ihrer Erschaffung, noch nicht lange gnug gedauert hat, diese Wirkung hervorzubringen. Es giebt Menschen, weil sie von einem Manne und einer Frau, die Gott vor sechs tausend Jahren schuff, sind gebohren worden. Es giebt Thiere, weil Gott, als er die Welt schuff, auch diese beseelten Maschinen hervorbrachte, und ihnen das Vermögen gab, sich zu mehren, und ihre Art vermittelst der Zeugung zu erhalten. Es giebt keine Geschichte, die älter wäre, als vier tausend Jahre; weil, da die Welt nur erst vor ungefähr sechs tausend Jahren ihren Anfang genommen, es nicht zu verwundern ist, daß sich die Menschen zu-

förderst vielmehr auf Künste, die zur Erhaltung ihres Lebens nöthig sind, als auf das Schreiben und die Verfertigung der Geschichte, gelegt haben. Alles dieses stimmt vollkommen mit überein, was uns die Schrift von der Gottheit und der Schöpfung der Welt lehrt.

Aber diejenigen, welche, weil sie alles in die engen Gränzen ihres Verstandes einschränken wollen, dieses unbegreifliche Wesen nicht annehmen mögen, weil sie es nicht begreifen, entgehen deswegen der Unbequemlichkeit, die sie uns ohne Ursache vorwerfen, nicht, sondern vermehren sie nur noch viel mehr. Anstatt eines unbegreiflichen Wesens, das sie verwerfen, werden ihnen die Welt und alle Theile der Welt unbegreiflich. Sie sind genöthigt, in allen Sachen eine unendliche Reihe von Ursachen anzunehmen, von welchen die einen immer von den andern abhängen, ohne jemals zu einer ersten und unabhängigen Ursache zu kommen, obgleich nichts unbegreiflicher und unserer Vernunft mehr zuwider ist, als dieses. Warum ist dieser Mensch in der Welt? Weil er von einem Vater, und dieser Vater wieder von einem andern ist gezeugt worden, und so ins Unendliche fort. Warum ist dieser Löwe auf dem Erdboden? Weil er von einem andern Löwen ist gebohren worden, und so ins Unendliche fort. Warum befindet sich dieser Theil Materie an diesem Orte? Weil er von einem andern Orte dahin ist getrieben worden, und so ins Unendliche fort. Es giebt überall Unendlichkeit, und folglich auch allenthalben Unbe-

greif-

greiflichkeit. Und so muß ihr Verstand unter der geringsten Sache unterliegen, indem er sich wider denjenigen sträuben will, unter welchem es billig und rühmlich ist unterzuliegen.

Abhandlung.

In welcher gezeigt wird, wie gefährlich die Reden und Gespräche der Menschen sind.

Verba iniquorum praevaluerunt super nos; & impietatibus nostris tu propitiaberis.

Die Worte der Gottlosen haben uns überwältigt; aber du wirst uns unsere Sünden vergeben. Psalm. 64, 4.

Erster Theil.

Das I. Kapitel.

Es ist niemand zu finden, in dem die Reden der Menschen nicht üble Wirkungen hervorgebracht hätten. Zwo Arten des Verderbnisses, von welchem das eine natürlich, und das andere hinzugefügt ist. Dieses rührt besonders von den Reden der Menschen her.

Als ein großer Heiliger bey sich überlegte, wie schwer es wäre, daß die Kinder der Heyden dem Eindrucke, den das Ansehen ihrer Aeltern in sie machte,

te, widerstünden, und sich bey der diesem Alter natürlichen schwachen Beurtheilungskraft über Personen erhüben, die, wie sie sähen, in allen übrigen Sachen klüger, als sie, wären; so sagte er, nachdem sie ihren Irrthum eingesehen hätten, so könnten sie weiter nichts thun, als daß sie sich mit dem Propheten beklagten: Daß die Reden der Gottlosen ihre Beurtheilungskraft und ihre Vernunft überwältigt hätten: *Verba iniquorum praevaluerunt super nos.* Psalm 64, 4. und hernach Gott um Vergebung der Sünden bäthen, zu welchen sie das Beyspiel ihrer Aeltern verleitet hätte: *Et impietatibus nostris tu propitiaberis.*

Diejenigen, welchen Gott die Gnade erwiesen, daß er sie als Christen und Katholiken hat lassen gebohren werden, können diese Worte in diesem Verstande auf sich eigentlich nicht anwenden, weil diejenigen, die ihnen das Leben gegeben, sie auf den Weg der Wahrheit gebracht haben. Sie sollen sich also derselben nur bedienen, um Regungen der Dankbarkeit in sich zu erwecken, indem sie bedenken, wie vielen Personen er die Gnade, die er ihnen erwiesen, nicht erwiesen hat, und wie vielen Dank sie ihm dafür schuldig sind, daß sie sich die Gewalt nicht anthun dürfen, welche sich die Heyden und Ketzer anthun müßen, wenn sie die Eindrücke der Gewohnheit und des Ansehens in sich überwinden, und alle die Vorurtheile ablegen wollen, mit welchen ihr Verstand angefüllt worden, als sie noch nicht von sich selbst von etwas urtheilen konnten; da hingegen der Glaube

diejenigen fast nichts kostet, die das Glück gehabt haben, von ihrer Kindheit an in demselben erzogen zu werden. Wenn sie sich aber diese Worte in diesem Verstande nicht zueignen können; so können sie es in einem andern thun, der noch allgemeiner, und eben so wichtig ist. Denn es ist niemand zu finden, der nicht einsehen solle, daß die Reden der Gottlosen seine Vernunft überwältigt, seinen Verstand verderbt, und ihn mit falschen Grundsätzen und Begriffen angefüllt haben; und daß sogar diese falschen Dinge, die aus den Reden der Menschen entstehen, ihm so tief eingeprägt worden, daß in dieser Welt niemand vollkommen davon befreyt wird.

Wenn man nun einsehen will, wie und auf welche Art die Reden der Menschen unsern Verstand verderben; so muß man in den Menschen zweyerley Arten des Verderbens voneinander unterscheiden, von welchen das eine natürlich, und das andere hinzugekommen ist. Wir werden insgesammt in der Unwissenheit Gottes und unser selbst, der wahren Güter und der wahren Uebel gebohren. Ueber dieses bringen wir bey unserer Geburt einen Willen mit uns auf die Welt, der in der Liebe zu uns selbst ganz ersoffen ist, und nichts anders, als in Absicht auf uns, lieben kann. Dieses Verderben zeigt sich zuvörderst in dem Streben nach sinnlichen Ergötzlichkeiten und Ehre; denn diese Neigungen können von der Liebe zu sich selbst nicht getrennt werden, weil sie so wohl die Liebe des Leibes, der das Vergnügen verlangt, als auch die Liebe des Verstandes, der von der Ehre

 lebt,

lebt, in sich faßt. Aber diese allgemeinen Neigungen können so wohl durch die äußerlichen Gegenstände, als auch durch die Eindrücke und Meynungen des Verstandes, gar sehr vermehrt und verändert werden.

Das II. Kapitel.

Wie die falschen Begriffe in Ansehung des Guten und Bösen in unserem Verstande entstehen, und sich durch die Sprache mittheilen.

Dieses hinzugekommene Verderben leuchtet aus nichts deutlicher hervor, als aus dem, was die Ehre betrifft. Dasjenige, was man überhaupt Ehre nennt, hat fast keinen gewissen Gegenstand. Die Menschen setzen sie nach ihrer Phantasie, wohin sie wollen; und es giebt wenig rühmliche Dinge, die nicht vermöge einer andern Vorstellungsart schändlich werden könnten. Ob es nun also gleich von der Einbildung nicht abhängt, uns die Ehre lieben zu lassen, und diese Neigung natürlich ist; so hängt es doch von der Einbildung ab, sie vielmehr mit dieser, als mit einer andern Sache, zu verbinden.

In der Neigung, die wir zu dem Vergnügen haben, ist etwas gewisses und beständiges; denn alle Menschen lieben von Natur die sinnlichen Ergötzlichkeiten, und gewisse Gegenstände dieser Ergötzlichkeiten.

ten. Indessen haben die Einbildungskraft und die hinzugekommenen Meynungen eine überaus große Kraft, den Begriff, den wir davon haben, zu vermehren, oder zu vermindern. Er würde viel kleiner seyn, wenn er nur nach unserem natürlichen Verderben gemacht wäre. Wir verbinden aber einen andern damit, der von unserer Einbildungskraft herkömmt, indem wir sie uns unendlich weit größer vorstellen, als sie wirklich sind; und dieser Zuwachs, der von der Einbildung herrührt, reißt uns oftmals hin, und verursacht die Heftigkeit unserer Leidenschaften.

Diese Wirkung erfolgt, weil wir nicht nur die Gegenstände unserer Leidenschaften kennen, sondern uns auch die Bewegungen vorstellen, die sie in andern hervorbringen. Und da der Begriff, den sie davon haben, uns mitgetheilt wird; so werden wir es gewohnt, diese Gegenstände nicht nach unserem eigenen Eindrucke, sondern nach diesem gemeinschäftlichen Eindrucke anzusehen; und wir verspüren hernach Bewegungen, die wir nicht würden gehabt haben, wenn der Gegenstand allein in uns gewirkt hätte. Was meynt man wohl, wie viel die Art und Weise, wie man in der Welt von der Schönheit, der Größe, der Ehre, der Ehrlosigkeit und der Beschimpfungen redet, beyträgt, dasjenige zu vermehren, was in den Leidenschaften, welche diese Dinge in uns erregen, natürlich ist? Das geht so weit, daß man sagen kann, dieses hinzugekommene Verderben sey unendlich weit größer, als das natürliche.

Außer

Außer den Gegenständen, die natürlicher Weise mit der Begierde verbunden sind, und auf welche sie gerade zu gerichtet ist, haben sich die Menschen, indem sie ihre Gedanken auf viele andere gerichtet, entweder als auf Mittel, sich diese zu verschaffen, oder sich das, was sie im Leben nöthig haben, zuwege zu bringen, die Uebel und Ungemächlichkeiten desselben zu vermeiden, ihren Verstand und ihre Neugierigkeit zu üben; oder indem sie endlich viele Wahrheiten, entweder vermittelst des Lichts der Vernunft, welches nicht ganz erloschen ist, oder vermöge des Unterrichts gefunden, den ihnen Gott von sich selbst und von göttlichen Dingen gegeben hat, woraus alle Völker einige wahre Begriffe entlehnt haben, nach diesem allen viele andern Begriffe von Gott, den Geschöpfen, dem Guten, dem Bösen, den Tugenden, den Lastern, den zeitlichen und den ewigen Dingen gemacht.

Weil sie sich nun diese Begriffe gemacht, so ist es geschehen, daß sie von den geistlichen Dingen, die von ihrer in die Sinne ganz versenkte Seele sehr weit entfernt sind, und in ihren Verstand keinen lebhaften und merklichen Eindruck machen, überdieses auch dem gemeinen Volke wenig bekannt sind, und von ihm nicht sonderlich geliebt werden, gemeiniglich nur düstere und dunkle Begriffe haben. Sie werden sie in einer unendlichen Entfernung fast nur mit der Schärfe des Verstandes gewahr. Ueberdieses erblicken sie sie nur. Allein, ohne daß sie von etwas unterstützt werden; das heißt, sie werden an andern Menschen,

in Ansehung dieser Gegenstände, die Leidenschaften und Begierden nicht gewahr, welche dienen, ihre Begriffe zu erweitern, und sich die Sachen als groß und wünschenswürdig vorzustellen.

Ganz anders verhält es sich mit den zeitlichen Dingen. Die Begierde bringt sie nahe zu ihnen hin, und macht, daß sie sie lebhaft empfinden; und diese lebhafte Empfindung, welche mit der Begierde, die sie an andern nach ebendiesen Sachen wahrnehmen, vergesellschaftet ist, vermehrt den Begriff, den sie davon haben, gar sehr. Sie beurtheilen sie nicht mehr nach ihrem wahren Werthe, sondern nach demjenigen, den sie in der Einbildung der Menschen haben. Indem sie nun auf diese Art einander um die Wette ermuntern, sie zu lieben, und sie sich als groß und schätzbar vorzustellen; so füllen sie zuförderst ihren ganzen Verstand, und hernach auch ihr ganzes Herz damit an.

Der Begriff, den sie von Gott, von ewigen Dingen, vom Paradiese, von der Hölle, von Tugenden als Tugenden, und von Lastern als Lastern haben, gehören zu der ersten Art. Es sind geistliche und sehr feine Begriffe, die nicht gar zu merklich, nicht sonderlich helle, rührend und deutlich sind. Alle diese große Gegenstände sind von der Schwachheit und Dunkelheit des menschlichen Verstandes in eine unmerkliche Kleinigkeit verwandelt worden, und sie nehmen kaum den geringsten Theil eines Herzens und eines Verstandes ein, der oftmals von einer Kleinigkeit ganz voll ist. Sie haben weder von der

Größe

Größe Gottes, noch von den unaussprechlichen Freuden des Paradieses; weder von schrecklichen Strafen und Martern der Verdammten, noch von der Schönheit der Tugenden, noch auch von der Heßlichkeit der Laster einen Begriff. Sie kennen sie fast nur den Namen nach, und etwas dunkles, das mit diesen Namen übereinstimmt, welches aber von sich selbst keine Kraft hat, in ihren Verstand, oder in ihr Herz, einen Eindruck zu machen.

Die Begriffe, die sie vom Adel, vom Reichthume, von der Ehre und dem Ansehen, von der Tapferkeit, von den Eigenschaften der Seele und des Leibes, die in der Welt hochgeschätzt werden, gleichwie von der Geschicklichkeit bey den Unterhandlungen, von der Artigkeit im Umgange, von der Gesprächigkeit, und überhaupt von allem, was die Welt hochschätzt, haben, gehören zur andern Art. Sie begreifen und sehen nicht nur alles ein, was diese Sachen wirkliches an sich haben, sondern sie eignen ihnen auch eine Größe zu, die sie nicht haben, und welche nach ihren Leidenschaften und den falschen Begriffen, die sie bey andern wahrnehmen, eingerichtet ist. Denn es ist, wie ich bereits gesagt habe, gnug, zu sehen, daß eine Sache von vielen geliebt und gewünscht wird, um zu glauben, daß sie es zu seyn verdiene, weil, wenn man sie besitzt, man sich gleichsam von allen vortheilhaften Urtheilen der vielen Menschen umgeben sieht, die uns bey ihrem Besitze für glücklich halten.

Aus eben den Ursachen stellen sie sich die Sachen, die den angezeigten entgegen stehen, als Uebel vor, die unendlich weit größer sind, als sie wirklich sind, und sie machen sich Begriffe davon, vermöge welcher sie ihnen fürchterlich vorkommen; weil ihnen die Verachtung, welche die Welt dagegen hegt; die Spöttereyen, die sie zuziehen; und der Stand der Erniedrigung, in welchen sie die Leute nach der Meynung der mehresten setzen, bekannt ist. Und da der menschliche Stolz diesen Stand der Erniedrigung nicht leiden kann; so macht er, daß wir alles, was uns in denselben versetzen kann, als sehr große Uebel ansehen.

Dieses Verderbniß unsers Verstandes besteht also eigentlich in der Falschheit unserer Begriffe. Aber die gewöhnliche Art und Weise, vermöge welcher wir diese falschen Begriffe bekommen, ist die Sprache. Denn es ist von den Meynungen, die wir von den mehresten Dingen in der Welt, von ihrer Kleinigkeit oder ihrer Größe, hegen, eben so wahr und gewiß, als von den Glaubenswahrheiten, daß sie sich vermittelst des Gehörs mittheilen: *Fides ex auditu.* Röm. 10, 17. Denn wir haben die mehresten von diesen Begriffen bekommen, als wir noch nicht im Stande waren, selbst von etwas zu urtheilen, und nur die Eindrücke bekamen, die man uns vermittelst der Worte mittheilte. In diesem Zustande haben wir gewisse Dinge als Güter, und andere als Uebel vorstellen hören. Die, so mit uns davon geredet, haben uns den Begriff von ihren Bewegungen, eingeprägt, und wir haben uns gewöhnt, sie

auf

auf eben die Art anzusehen, und dieselben Bewegungen und Leidenschaften damit zu verbinden.

Das III. Kapitel.

Die gemeine Sprache ist eigentlich die Sprache der Begierde.

Das Verderbniß, das von der Sprache herrührt, ist um so viel größer, weil es unendlich weit mehr Böse, als Gute, giebt, und die, welche gut sind, es nicht allzeit gewesen, und es auch so gar nicht vollkommen sind, weil sie die Ueberbleibsel ihres natürlichen Verderbens in sich haben. Daher kömmt es, daß die gemeine Sprache eigentlich die Sprache der Begierde ist, und daß die Begierde darinnen herrscht, und sie einrichtet. Die Begriffe der Größe und Kleinheit, der Verachtung oder Hochschätzung, sind in derselben mit den Gegenständen allzeit so verbunden, wie sie die Begierde sich vorstellt; daß es also nicht zu verwundern ist, daß, wenn wir uns die Sachen so vorstellen, wie sie sich die Begierde vorstellt, dieses in uns die Bewegungen hervorbringt und unterhält, die von den falschen Begriffen, welche sich die Begierde davon macht, herrühren.

Es ist also niemand zu finden, der nicht Ursache hätte, über die Wunden zu seufzen, welche die Worte der Menschen seinem Verstande geschlagen haben,

und

und der nicht mit Wahrheit sagen könnte, die Reden der Gottlosen hätten ihn überwältigt. Sie haben uns in unserer Jugend überwältigt, als wir ihnen nicht widerstehen konnten; und sie überwältigen uns beständig vermöge des Verständnisses, das sie darinnen finden, indem sie machen, daß wir uns die Sachen anders, als sie wirklich sind, entweder grösser oder kleiner als sie sind, vorstellen.

Denn man muß sich nicht einbilden, daß das Verlangen Gott anzuhören, und selbst die wirkliche Bekehrung, dieses Verderbnis des Verstandes ganz ändere, und uns eine jede Sache nach ihrem wahren Werthe beurtheilen lasse. Es ist wahr, wenn man sich Gott ergiebt, so zieht man ihn allen Geschöpfen vor; aber dieser Vorzug ist noch sehr klein, und kömmt gar nicht mit der unendlichen Ungleichheit überein, die zwischen Gott und den Geschöpfen, zwischen den ewigen und zeitlichen Dingen ist. Gott hat oftmals nur einen sehr geringen Vorzug vor den Gegenständen der Begierde. Wir schätzen die Vorzüge in der Welt noch immer unendlich weit höher, als sie geschätzt zu werden verdienen. Wir sind noch immer bey dem Gleichgewichte; und wenn wir die Wagschale ein wenig beschwerten; das heißt, wenn wir den Eindruck der weltlichen Dinge in unsern Verstand ein wenig vermehrten; so wurden sie ihre Herrschaft gar leicht wiederbekommen, und vor Gott den Vorzug erhalten.

Nun ist aber nichts geschickter, diese betrübte Wirkung hervorzubringen, als die Reden der Welt-

menschen, weil sie die falschen Begriffe, die wir von irdischen Dingen haben, beständig erneuern; uns die göttlichen immer in der Dunkelheit und Geringfügigkeit, um derentwillen sie von so vielen Menschen verachtet werden, vorstellen; und auf diese Art unsere Wunden beständig wieder aufreissen und erneuern. Darum ist nicht leicht eine Warnung wichtiger, als diejenige, die uns der Weise in folgenden Worten giebt: Siehe dich wohl vor, und habe auf das, was du sagen hörest, genau Acht; denn du bist deinem Verderben nahe: *Cave tibi, et attende diligenter auditui tuo: quoniam cum subversione tua ambulas.* Unsere Fälle rühren gemeiniglich von unsern falschen Urtheilen und Eindrücken her; und diese falschen Eindrücke von dem Umgange, den wir vermittelst der Sprache miteinander haben. Das ist die unglückliche Kette, die uns in die Hölle hinabstürzt.

Das IV. Kapitel.

Wie viel böse Dinge sich in die Unterredungen einschleichen.

Es ist schwer, es sich vorzustellen, wie viel böse Dinge sich, ich sage nicht in die Gespräche ordentlicher Personen, sondern selbst in die gewöhnlichen Unterredungen, die man mit der gemeinen Art von Leuten in der Welt hält, einschleichen. Ich re-

de nicht von groben Fehlern, welche die, so ein wenig auf sich selbst Achtung geben, zur Gnüge wahrnehmen, dergleichen heimliche Verleumdungen, boshafte Spöttereyen, freye Reden, und augenscheinlich falsche Grundsätze sind. Sondern ich rede von unhöflichen andern Dingen, auf welche man nicht Achtung giebt. Wenn jemand nur ein wenig auf die gewöhnlichen Reden der Menschen aufmerksam ist; so wird er sehr viele menschliche Meynungen, die der Wahrheit zuwider sind, bemerken und wahrnehmen. Man rechtfertigt den Zorn, die Rache, die Ehrsucht, den Geiz und den Luxus. Man redet mit Hochachtung von vielen Handlungen, die Gott verdammt. Alle mittelmäßige Laster werden beynahe gebilligt. Man verdammt sie nur in ihrem Uebermaaße.

Wenn man auch dergleichen Fehler vermiede; so giebt es doch noch andere, die fast unvermeidlich zu seyn scheinen. Es schickt sich nicht, oft von göttlichen Dingen zu reden; man muß also von weltlichen reden; es sind aber diese Unterredungen allzeit gefährlich. Man kann weder davon reden, noch davon reden hören, ohne daran zu denken; und man kann nicht daran denken, ohne in seinem Verstande die Vorstellungen, die man davon hatte, und welche andere davon haben, zu erneuern, und ohne sie sich gegenwärtiger, und folglich geschickter zu machen, in unserm Verstand Eindruck zu machen.

Ueberdieses ist die gewöhnliche Unterredung mit zweyen Dingen, nemlich mit der Gottesvergessen-

heit, und der Aufmerksamkeit auf weltliche Dinge, vergesellschaftet, und diese beyden Dinge sind die Quelle aller Versuchungen. Adam verlohr seine Unschuld nur, indem er Gott vergaß, und sich bey dieser Vergessenheit mit der Betrachtung der Schönheit der Geschöpfe und seiner selbst beschäftigte. Wie viel mehr kann sich der sündhafte Mensch auf eben die Art verderben? Was thut man bey dergleichen Unterredungen anders, als daß man die menschlichen Eigenschaften, die nach der Welt in die Augen fallenden, nützlichen und bequemen Dinge betrachtet? Es ist, um sich in das Verderben zu stürzen, keine andere Sünde nöthig, als daß man sie Gott vorzieht. Was kann nun aber dazu geschickter machen, als davon reden, mit Hochachtung davon reden hören, und sich, indem man Gott vergißt, den Kopf beständig damit anfüllen?

Es ist sogar unmöglich, daß die mehresten von den menschlichen Reden, bey welchen man die Religion auf die Seite setzt, nicht voll falscher Dinge wären. Denn die Religion ist mit allen weltlichen Dingen, wegen der Beziehung, die je auf den letzten Zweck, welcher Gott ist, haben, so genau verbunden, daß man von keinem anders, als nach diesem Verhältnisse, urtheilen kann. Deswegen sind sie nützlich oder schädlich, unschuldig oder gefährlich, hochachtungs- oder verachtungswürdig, gut oder böse. An sich selbst haben sie keinen Werth. Sie entlehnen ihn nur von der Beziehung, die sie auf das höchste Gut haben. Wenn man sie nun, wie es bey den

gewöhnlichen weltlichen Unterredungen zu geschehen pflegt, von der Betrachtung Gottes und des andern Lebens absondert; so ist es unmöglich, daß man nicht falsch davon redet, und daß die Reden, die man davon führt, nicht allen denen, so sie mit anhören, Gelegenheit zum Irrthume und Betruge geben sollten.

Das V. Kapitel.

Man betriegt sich selbst, wenn man die Gefahr der Sprache der Begierde zu vermeiden denkt, indem man spricht, man rede von den Sachen menschlich.

Es giebt Leute, welche dieser Gefahr zu entgehen vermeynen, wenn sie sagen, die Sachen, von welchen sie redeten, könnten gleichsam von zwo verschiedenen Seiten betrachtet werden, nach der Welt und nach Gott; und wenn sie hinzusetzen, sie redeten nur nach der Welt und nach menschlichen Meynungen davon. Und dieses drücken sie gemeiniglich durch folgende Worte aus: Menschlich zu reden. Menschlich zu reden, sagen sie, ist der Stand vornehmer Leute ein sehr glücklicher Stand. Menschlich zu reden hat er recht, wenn er sich durch dieses Verfahren sehr beleidigt findet. Menschlich zu reden, hat man wider seine Rachgier nichts einzuwenden. Menschlich zu reden, ist dieses etwas sehr unangenehmes. Sie glauben dadurch gnugsam zu erkennen zu geben,

man müße von diesen Sachen anders urtheilen, wenn man sie von einer andern Seite betrachtete. Man hat aber sehr große Ursache zu befürchten, daß mit dergleichen Reden ein sehr großer Betrug verbunden ist, und daß sie von einem Kunstgriffe der Eigenliebe herrühren, welche, weil sie das Licht der Wahrheit und Religion, welches die Meynungen, die wir menschlich nennen, verdammt, nicht ganz unterdrücken kann, sich freut, daß sie sich derselben vermittelst dieses Kunstgriffs ohne Bedenken bedienen kann.

Um diesen verborgenen Betrug zu entdecken, muß man bedenken, daß die Meynungen, die man menschlich nennt, und von welchen man bey diesen Gelegenheiten redet, Meynungen der Begierde sind, die dem Gesetze Gottes und der ewigen Gerechtigkeit zuwider sind. Eine jede menschliche Rache wegen einer Beleidigung ist unrecht, weil sie von der Eigenliebe herrührt, und weil es unrecht ist, daß wir eine solche Liebe zu uns tragen, die sich auf uns selbst einschränkt, und sich nicht auf Gott bezieht. Es ist auch unrecht, daß wir eine geringe Beleidigung nicht mit so vielen göttlichen Ursachen zudecken, die wir haben, den Nächsten zu lieben. Es ist unrecht, daß wir uns über das Uebel, welches er uns zugefügt, betrüben, und uns nicht über das Uebel, welches er sich selbst zugefügt hat, betrüben. Die mehresten Urtheile, vermöge welcher wir gewisse menschliche Eigenschaften als vortheilhaft ansehen und betrachten, sind auch falsch und unrecht. Es ist schlechterdings falsch, daß die Größe ein Vortheil und Vorzug ist. Sie dient,

gewisse

gewisse kleine menschliche Befriedigungen zu verschaffen, gemeiniglich aber ist sie der Seeligkeit gar sehr schädlich. Was nun aber nur zu kleinen und geringen Zwecken dient, sehr wichtigen Zwecken aber schadet, ist schlechterdings nachtheilig. Indessen richtet man durch den Kunstgriff, vermöge welches man von diesen Dingen menschlich zu reden vorgiebt, dieses aus, daß man das falsche und unrechte, welches diese Urtheile an sich haben, vor sich verbirgt, um nur dasjenige an ihnen zu sehen, was sie mit unserer Begierde übereinkommendes an sich haben.

In Wahrheit, wenn wir uns dieser Ausdrücke, menschlich zu reden, bedienen; so wollen wir nicht sagen, falsch zu reden, unrecht zu reden, unbillig zu reden. Diese Begriffe rühren uns gar nicht. Wir sehen nur allein darauf, daß die Sachen, von welchen wir reden, mit dem Naturelle der Menschen gar sehr übereinstimmen, und wir mischen in diese Betrachtung keine Mißbilligung oder Verwerfung der Falschheit, die sie in sich fassen. Wir verbinden vielmehr eine geheime Bewilligung damit, vermöge welcher wir das, was sie böses und falsches an sich haben können, mit dem Ausdrucke menschlich, der es mildert und verbirgt, zudecken.

Wenn man uns reden hört, so scheint es, als ob es gleichsam drey Klassen von Meynungen gäbe, von welchen die einen recht, die andern unrecht, und die dritten menschlich wären; und drey Klassen von Urtheilen, von welchen wiederum die einen wahr, die andern falsch, und die dritten menschlich wären.

Indessen verhält sich die Sache nicht so. Ein jedes Urtheil ist wahr oder falsch; eine jede Meynung ist recht oder unrecht; und diejenigen, die wir menschliche Urtheile und Meynungen nennen, müßen nothwendig zu der einen oder zu der andern von diesen Klassen gehören. Und sie werden deswegen, weil sie menschlich sind, das ist, mit der Begierde der Menschen übereinstimmen, von Gott nicht weniger verdammt, sondern vielmehr eben so hart bestraft.

Es ist erlaubt von Sachen menschlich zu reden, wenn man, wie der heilige Paulus, davon redet. *Nonne carnales estis, & secundum hominem ambulatis?* 1. Cor. 3, 3. Er spricht, die Corinthier handelten menschlich, und betrügen sich als Menschen; er sagt es aber nicht in der Absicht, dieses Betragen zu entschuldigen, sondern vielmehr es zu verdammen, ihnen zu verweisen, und die Quelle desselben zu zeigen. Wir brauchen diese Worte nicht so. Wir bedienen uns ihrer, die Laster zu bemänteln, zu vermindern, zu entschuldigen, und unsern, wie auch anderer ihren Verstand, auf einen falschen Schein zu richten, der sie uns als solche ansehen läßt, die mit der Vernunft, wie sie gemeiniglich in der Welt ist, das ist, mit der verderbten Vernunft, übereinstimmen.

Wenn aber mit dem Gebrauche dieser Ausdrücke ein geheimer Betrug verbunden ist, wenn man sich ihrer bedient, um entweder gegen sich, oder gegen andere, Handlungen zu entschuldigen, die vor Gott böse sind, indem man den Verstand braucht, um zu sehen und wahrzunehmen, daß

sie entweder mit den von den Menschen angenommenen Grundsätzen, oder mit dem Zwecke, den sich derjenige, der sie thut, vorgesetzt hat, übereinstimmen, welches macht, daß man sie als vernünftig ansieht; so ist es vielmehr erlaubt, sich ihrer zu bedienen, um gewisse Handlungen noch mehr verdammen zu lassen, indem man zeigt, daß sie nicht einmal mit den weltlichen Gesetzen, und mit dem Nutzen desjenigen, der sie thut, übereinstimmen. Denn da dieser Umstand eine übergroße Blindheit und Leidenschaft anzeigt, welche die Handlung vor Gott noch schlimmer macht; so ist es billig, sie die Menschen betrachten zu lassen. Man sieht also, daß man diesen Ausdruck weit besser und richtiger braucht, das Böse zu verdammen, als es zu entschuldigen.

Das VI. Kapitel.

Andere Kunstgriffe, den Abscheu vor den Lastern zu vermeiden. Nutzen des Stillschweigens. Ein jeder ist verbunden, sich von den Blendwerken zu befreyen, die aus der Sprache der Menschen entstehen, und das geschickteste Mittel dazu ist dieses, bey einer jeden Sache zu sehen, was Gott davon urtheilt.

Es geschieht nicht nur bey dieser Gelegenheit, sondern auch bey unzähligen andern, daß wir uns dieses Kunstgriffs, die Laster zu vermindern, bedienen,

nen, indem wir sie nur von gewissen Seiten betrachten, die uns das, was an ihnen schrecklich ist, nicht vorstellen, sondern nur das, was sie reizendes und angenehmes an sich haben, sehen lassen.

Welchen Begriff giebt das Wort Galanterie? Den Begriff einer Sache, die dem Verstande und den Sinnen angenehm ist; und dennoch legt man diesen Namen den größten Schandthaten bey. Wie redet man von einem Menschen, der sich gerochen, der im Zweykampfe einen Feind erlegt, der eine Beleidigung auf eine stolze und in die Augen fallende Art von sich abgelehnt hat? Wie redet man von einem Menschen, der sich in der Kirche durch einen übermäßigen Ehrgeiz erhebt? Man wird finden, daß uns alle Ausdrücke, derer man sich bedient, in diesem allen nichts zu erkennen gegeben, als was gar sehr zu verzeihen ist, daß folglich unsere Gedanken von Gottes Gedanken sehr weit entfernt seyn müßen, weil er die Menschen um solcher Handlungen willen, an welchen man fast nichts strafbares wahrnimmt, zur Hölle verdammt.

Die Menschen sind so verderbt, daß es unter ihnen keine Schande ist, kein rechtschaffner Mann zu seyn. Es sagt jemand, ohne Furcht sich zu beschimpfen, er sey nichts werth. Er sagt es, daß man es glauben soll. Man glaubt es; und, welches zu verwundern ist, man schätzt ihn deswegen noch eben so hoch, ja man hat nicht einmal Mitleiden mit ihm. Dieses kömmt daher, weil man seinen Verstand nur auf eine gewisse scheinbare Ehrlichkeit richtet, die aus

die-

diesem aufrichtigen Bekenntnisse seines unordentlichen Lebens hervorleuchtet, und weil man nicht weiter geht. Das ist der ganze Eindruck, den dergleichen Reden in uns machen. Wir lieben die, welche sie führen, wegen ihrer Aufrichtigkeit; wir beklagen sie aber wegen ihres Elendes und der wenigen Empfindung, die sie davon haben, nicht, weil uns diese Reden das eine sehen lassen, und das andere verbergen.

Es hat deswegen ein jeder rechtschaffener Mensch Ursache, dieses Gebeth beständig zu Gott abzuschicken: *Domine, libera animam meam a labiis iniquis et a linqua dolosa:* Herr, erlöse meine Seele von ungerechten Lippen und von der betrüglichen Zunge. Ps. 119, 2. Die Reden der Menschen sind voll Irrthum und Betrug. Man lobt in denselben, was man verachten muß, und verachtet, was man loben muß. Man giebt durch sie Anlaß zu wünschen, was man fliehen muß, und zu fürchten, was nicht zu fürchten ist. Man stellt darinnen diejenigen als glücklich vor, die man doch als Elende ansehen soll; und diejenigen als Elende, die man doch für die glücklichsten Menschen halten soll. Und, welches zu verwundern ist, es sind nicht einmal die Reden der Rechtschaffenen von dieser Verführung frey, weil sie von der Welt ihre Sprache bey vielen Gelegenheiten entlehnen, und sie sogar oftmals entlehnen müssen. Denn man würde sie nicht verstehen, wenn ihre Sprache von anderer ihrer Sprache unterschieden wäre. Sie nennen bisweilen Güter, was die Welt Güter nennt, und Uebel, was man in derselben Uebel nennt. Sie

sehen sich genöthigt, von vielen Dingen, welche die Welt gar zu hoch schätzt, mit Hochachtung zu reden. Und da ihre Reden von den andern in dem Verstande genommen werden, in welchem man sie in der Welt nimmt, und die, welche sie hören, ihre eigenen Begriffe damit verbinden; so tragen sie, wider ihre Absicht, etwas bey, die falschen Eindrücke zu vermehren, welche die Quelle aller Laster sind. Wenn man also Gott bittet, *ab homine, qui perversa loquitur*; von dem Menschen, der verkehrte Dinge redet, erlößt zu werden; Sprichw. 2, 12. so soll man also nicht nur die Gottlosen darunter begreifen, sondern man soll in dieses Gebeth auch alles dasjenige mit einschließen, was an der allgemeinen ansteckenden Seuche, die in der Sprache der Menschen verbreitet ist, Theil hat.

Dieses macht das Stillschweigen so nützlich, und ist die Ursache, warum es von den Heiligen so nachdrücklich ist empfohlen worden. Denn indem es verhindert, daß die falschen Begriffe, die uns durch die Reden der Menschen sind eingeprägt worden, durch ebendiese Reden nicht wieder erneuert werden; so macht es sie weniger lebhaft, und sie können auch viel leichter vertilgt werden. Weil es aber nicht möglich ist, daß die, welche in das Leben der Welt verwickelt sind, die Reden der Welt und den Umgang mit ihr ganz vermeiden können; und da dieser Umgang, sogar die größte Beschäfftigung ihres Lebens ausmacht; so müssen sie sich nach andern Hülfs- und Verwahrungsmitteln, diesem Verderben zu widerste-

hen, umsehen. Denn, wenn es nöthig ist, daß sie in der Welt leben, um ihrer Verbindung Gnüge zu leisten, so ist es noch weit nöthiger, daß sie in derselben nicht verderbt werden. Keine Nothwendigkeit, keine Verbindung verpflichtet uns, unsern Verstand mit falschen Dingen anzufüllen, und auf diese Art in einem beständigen Irrthume zu leben. Und es soll niemand so unglücklich seyn, und glauben, daß die Lügen und der Irrthum ein Theil seines Standes und Berufs wären.

Da nun aber der Irrthum nicht anders, als durch das Licht der Wahrheit, kann vertrieben werden; so sieht man deutlich, daß das einzige Mittel, die Finsternisse, welche die Reden der Menschen unaufhörlich in unserem Verstande verbreiten, zu zerstreuen, darinnen besteht, daß man seinen Verstand auch unabläßig mit den Grundsätzen der Wahrheit, die ihnen entgegen stehen, anfüllt. Darum sagte der heil. Chrysostomus zu seinem Volke, er werde niemals aufhören, ihm zuzurufen, es solle von den Sachen urtheilen, weil sie etwas wahres und wirkliches an sich hätten, und sich nicht von den falschen Meynungen hinreissen lassen; es solle lernen, was das hieße, ein Sclav, arm, edel und glücklich seyn, und was eine Leidenschaft wäre. Das ist, nach diesem Kirchenlehrer, die rechte und wahre Wissenschaft der Menschen, die nicht in einer fruchtlosen Kenntniß der Sachen, welche nicht zu wissen, eben so gut, als zu wissen, ist: sondern in der Wissenschaft der Wahrheiten besteht, welche die Quel-

len

len unsers Verlangens und unserer Handlungen, und folglich unsers ewigen Glücks oder Unglücks sind.

Weil aber, wenn wir von den Sachen nach der Wahrheit urtheilen wollen, die Bilder der Vorstellungen, welche die Menschen davon haben, und der Urtheile, die sie davon fällen, uns beunruhigen und unsern Verstand verfinstern; so müssen wir so wohl die Menschen, als auch uns selbst zu vergessen suchen, und bey einer jeden Sache nur allein auf das sehen, was Gott davon urtheilt. Denn da die Vollkommenheit des Menschen darinnen besteht, die Sachen zu lieben, wie sie Gott liebt; so ist das Mittel, zu dieser Vollkommenheit zu gelangen, dieses, sich zu bemühen, sie so anzusehen, wie er sie ansieht, weil nur dieses rechte Ansehen unsere Liebe recht einrichten kann. Diese einzige Betrachtung würde oftmals hinlänglich seyn, alle eingebildete Größe, die wir den menschlichen und zeitlichen Dingen beylegen, vor unsern Augen verschwinden, und uns das sehen zu lassen, was unsere Eigenliebe an ihnen gern nicht sieht, damit sie sich desto ruhiger damit beschäftigen kann.

Dieses zu thun, muß man lebendig überzeugt seyn, daß nur das Urtheil, welches Gott von den Sachen fällt, wahr ist; daß wir nach diesem Urtheile Gottes werden gerichtet werden; daß es die einzige Regel und Richtschnur unserer Handlungen ist; und daß, da es die Wahrheit selbst ist, alles, was davon abweicht, falsch und betrüglich ist. Ich sage, wir müssen lebendig davon überzeugt seyn, damit wir

uns gewöhnen, die Urtheile und Reden, die wir menschliche nennen, nach dieser Regel einzurichten; und damit wir überzeugt seyn mögen, daß, so vernünftig sie uns auch immer vorkommen, sie doch wirklich solche sind, wofür sie Gott, das heißt die Wahrheit, hält, und so wohl die Engel, als die Heiligen, sie ansehen.

Auf diese Art werden wir den guten Rath befolgen, den uns der heil. Paulus giebt, wenn er uns empfiehlt, ehrbar, als am Tage, zu wandeln. Röm. 13, 13. Denn dieser Tag ist nicht der Tag der Sonne, sondern das Licht Gottes, und das Ansehen seines Urtheils. Und der Apostel will so viel sagen, gleichwie uns das Ansehen der Menschen antreibt, unsere Handlungen nach ihrem Urtheile, aus Furcht ihnen zu mißfallen, einzurichten, worinnen die äußerliche und bürgerliche Ehrbarkeit besteht; also verbindet uns auch das Ansehen Gottes, welches uns das Licht der Gnade bekannt macht, auf das zu sehen, was er von den Sachen urtheilt, um unsere Handlungen darnach einzurichten, welches die wahre Ehrbarkeit, das heißt, die wahre Tugend ist. Und dieses ist auch noch deutlicher in der Stelle des Weisen angezeigt, allwo er, indem er von dem Leben der Gerechten redet, sagt, sie werden ihre Seelen vor dem Angesichte Gottes und in seiner Gegenwart heiligen: *Et in conspectu illius sanctificabunt animas suas*, Sir. 2, 20.

Zweyter Theil.

Das I. Kapitel.

Unsere Worte haben nicht ganz dieselbe Regel, die unsere Urtheile haben, so wenig, als unsere Handlungen und Meynungen. Hier ist nur von der Abfassung der innern Urtheile die Rede.

Man würde nicht fertig werden, wenn man anführen wollte, was Gott und die Heiligen von allen Sachen in der Welt urtheilen, weil dieses einzige alles in sich faßt, was man wahres davon sagen kann. Es wird indessen nicht ohne Nutzen seyn, in Ansehung der vornehmsten Gegenstände der Leidenschaften der Menschen einen kleinen Versuch zu machen, einigermaaßen zu zeigen, wie man es in Ansehung der übrigen machen soll.

Damit man aber diesen Versuch selbst nicht mißbrauchen möge; so muß man merken, daß man hier nicht zeigen will, wie man von den weltlichen Dingen reden, sondern nur, wie man von ihnen urtheilen muß, welches etwas ganz anders ist. Denn obgleich unsere Worte und unsere Urtheile nach der Wahrheit sollen eingerichtet seyn; so ist doch das, was hinlänglich ist, unsere Urtheile zu rechtfertigen, nicht allemal hinlänglich, unsere Worte zu rechtfertigen.

tigen. Man hat bey seinen Urtheilen weiter nichts nöthig, als sie nach der besondern Wahrheit, die sie angehen, einzurichten. Aber die Worte müßen noch überdieses mit einer andern Wahrheit übereinstimmen, die das Verhältniß vorschreibt, das sie mit den Personen, mit welchen man redet, haben sollen. Man würde also das, was wir in der Folge sagen werden, sehr unrecht verstehen, wenn man daraus den Schluß machen wollte, man könne sich bey allen Vorfällen einer Sprache bedienen, die mit den Begriffen übereinstimmte, welche uns verschiedene Sachen geben werden. Sie sind nur bestimmt, die innere Sprache wohl einzurichten, in der man mit sich selbst spricht; aber nicht die äußerliche Sprache, in der man mit andern redet. Denn die Vorstellungen, welche die Welt von diesen Sachen hat, sind von denen gar sehr unterschieden, welche uns die Wahrheit davon zu haben verbindet, um hoffen zu können, sie auf einmal zu ändern, und eine Sprache annehmen zu lassen, die derjenigen, in deren Besitze man sich befindet, so zuwider ist.

Selbst unsere Handlungen haben nicht ganz dieselbe Regel, die unsere Meynungen haben. Denn es giebt Personen, welchen man mehr äußerliche Ehrerbietung schuldig ist, ob man ihnen gleich weniger Beyfall und Hochachtung schuldig ist; weil sich die äußerliche Höflichkeit nach dem in der Welt eingeführten Range richtet, da sich hingegen die innere Hochachtung nur allein nach der Vernunft richten soll. Da sie aber nur eine innere ist; so giebt sie nie-

mandem Anlaß, sich zu beklagen, noch sich beleidigt zu finden. Es haben also diejenigen, von deren Stande die Wahrheit nicht erlauben wird, ein so günstiges Urtheil zu fällen, keine Ursache, sich durch diese Grundsätze beleidigt zu finden; weil nur von den innern Meynungen die Rede ist, und es ihnen zu nichts dienen würde, wenn man sich in denselben irrte, um sie zu ehren.

Das II. Kapitel.

Wie man alle zeitliche Dinge ansehen soll. Ihre überaus große Kleinigkeit. Alles benachrichtigt uns davon. Das Vergangene ist in unsern Augen gar zu groß und gar zu klein.

Zeitliche Dinge.

Es ist eins von unsern größten Uebeln, daß wir die zeitlichen Dinge gar zu hoch schätzen; und das kömmt daher, weil wir uns fast niemals anders, als nach einem kleinen Theile unserer Dauer, welche unser Leben ist, betrachten. Wir schließen uns in die Zeit ein, und machen uns zu einem Theile von dem Wirbel, der sie wegführt, ohne weiter zu sehen. Daher entsteht die falsche Größe, die wir den weltlichen Dingen zueignen. Und das einzige Mittel, unsern Irrthum in diesem Stücke zu erkennen, ist, anders zu sehen, und uns als solche betrachten, die

wir nach der Wahrheit und vor Gott sind. Wenn wir uns nun auf diese Art ansehen; so werden wir zuvörderst gewahr, daß wir unsterbliche Wesen sind, deren Dauer sich in die ganze, auf uns folgende Ewigkeit, erstrecken wird, und welche entweder zu einem ewigen Glücke oder Unglücke bestimmt sind. Wenn wir alsdenn unser Leben in diesem unermeßlichen Raume suchen; so wird es uns nur als ein unmerkliches Stäubchen vorkommen.

Denn die Menschen sind nicht nur in Ansehung Gottes nichts, und scheinen insgesammt vor ihm nur ein Tropfen Wasser, in Vergleichung mit dem großen Weltmeere, zu seyn, wie der Prophet sagt. **Weish.** 11, 23. **Sir** 18, 8. Aber alle Vortheile und Vorzüge der Welt zusammen sind in Ansehung des geringsten Menschen nichts, weil sie in seiner Dauer nur ein kleines Stäubchen sind, und sie also, wenn man sie ganz betrachtet, weder schätzbarer, noch glücklicher machen. Die Ewigkeit hebt alles Maaß auf, und läßt keine Vergleichung statt finden. Was ist also ein Königreich, das dreyßig Jahre besessen wird, und wenn es sich auch gleich über den ganzen Erdboden erstreckte? Was ist ein kleines Fürstenthum in diesem Königreiche? Was sind die übrigen Stände und Würden, die unter dem Stande und der Würde der Fürsten sind? Und wie entsetzlich klein werden sie, wenn man sie auf diese Art betrachtet? Indessen sind alle Menschen deswegen stolz und eitel.

Es ist zu verwundern, wie es den Menschen so schwer fällt, sich von der Nichtigkeit der Welt zu über-

überzeugen, da sie doch alles davon benachrichtigt. Denn was ist die Geschichte aller Völker und aller Menschen anders, als ein beständiger Unterricht, daß die zeitlichen Dinge nichts sind? Denn, indem sie uns erzählt, daß sie gewesen sind, so giebt sie uns zu gleicher Zeit zu erkennen, daß sie nicht mehr sind; daß alle Größe und alle Pracht, welche die Menschen von einer Zeit zur andern in Erstaunen gesetzt haben; alle Fürsten, alle Weltbezwinger, alle Pracht und Herrlichkeit, alle große Anschläge und Absichten, in Ansehung unser, nichts mehr sind; daß sie Dämpfe sind, die zerstreut worden, und Erscheinungen, die verschwunden sind.

Was werden wir auch in der Welt anders, als Beweise von ebendieser Wahrheit, gewahr? Denn sehen wir nicht zu allen Stunden diejenigen verschwinden, die in dem größten Glanze erschienen sind, und in ihrem Leben den größten Lärmen gemacht haben, ohne daß von ihnen mehr, als ein ziemlich mattes Andenken, übrig geblieben ist? Sehen wir nicht, daß alle Dinge beständig in den Abgrund des Vergangenen hinein gehen; daß uns unser Leben verschwindet; daß das, was von demselben verschwunden, selbst in unsern Augen nicht mehr ist; und daß die Zeit alle Widerwärtigkeiten, alle Ergötzlichkeiten, und alle Unruhen, die wir empfunden haben, hinweggenommen hat, ohne daß weiter etwas davon übrig geblieben ist, als was von einem Traume übrig bleibt? Darum will auch der Weise haben, wir sollen alle zeitliche Dinge als Bilder und Erscheinungen,

die uns im Traume beschäftigen, ansehen: *Audiens autem illa, quasi in somnis vide, & vigilabis.* Sir. 13, 17.

Das Schrecklichste ist aber hiebey dieses, daß wir uns auf der einen Seite die Nichtigkeit der Welt nicht vorstellen wollen, und sie uns auf der andern gar zu groß vorstellen Wir sehen fast alles Vergangene an, als ob es nichts wäre. Die Verstorbenen sind in unsern Augen nichts mehr. Wir sehen diejenigen, deren Thaten man in der Geschichte erzählt, als Leute an, die gewesen, und nicht mehr sind; und wir denken nicht mehr daran, daß sie noch lebendiger sind, als sie es jemals gewesen, weil ihr Geist unendlich weit mehr wirkt; und weil das gegenwärtige Leben, das nur aus schwachen und matten Handlungen besteht, in Ansehung des andern vielmehr ein Tod, als ein Leben, ist. Darum behalten wir auch noch die Hochachtung der weltlichen Größe bey, weil wir sie als eben so dauerhaft, als uns selbst, ansehen, und uns nicht vorstellen, daß wir bleiben, und sie vergeht; und daß also diejenigen, die sie besessen haben, nicht aufhören zu seyn, ob sie gleich in alle Ewigkeit der Dinge, worauf sie stolz gewesen, beraubt sind.

Das III. Kapitel.

Menschliche Ehre, Ehre der Heiligen und der Gottlosen.

Menschliche Ehre.

Was ist die menschliche Ehre, die so großen Eindruck in uns macht; und was hat sie vor Gott wahres und wirkliches an sich? Sie besteht ganz in der Betrachtung eines vortheilhaften Urtheils, welches andere von uns fällen; und diese Personen sind gemeiniglich Leute, die uns nicht sonderlich kennen, auch nicht sonderlich lieben, und deren Urtheil, nach unserm eigenen Geständnisse, weder gar zu gegründet, noch gar zu hoch zu achten ist, so daß wir sie oftmals in einer jeden andern Sache verachten. Diese Urtheile sind uns überdieses auch ganz unnütz. Sie fügen weder zu unserer Seele, noch zu unserem Leibe etwas hinzu. Sie vermindern keins von unsern Uebeln. Sie dienen nur, uns zu hintergehen, indem sie uns verleiten, von uns, nicht nach der Wahrheit, sondern nach eines andern seiner Meynung zu urtheilen. Und nachdem sie uns im Leben belustigt haben; so verschwinden sie plötzlich in der Stunde unsers Todes, weil wir alsdenn die Empfindung aller dieser Dinge verlieren. Das ist der Rauch und der Dampf, der uns aufbläht und anfüllt.

Ehre der Heiligen.

Was für ein Unterschied ist nicht unter dieser menschlichen Ehre, und derjenigen, welche die Heiligen in alle Ewigkeit genießen werden, die eben so schätzbar und dauerhaft, als die Ehre der Menschen nichtig und verachtungswürdig ist, weil sie ganz entgegengesetzte Eigenschaften hat! Das Glück der Auserwählten wird von einem Geiste der Gesellschaft und Einigkeit begleitet werden. Sie werden alle einander kennen, alle einander lieben, und alle Gott für die Gnaden, die er einem jeden unter ihnen erzeigt hat, loben und preisen. Es werden also die guten Handlungen eines jeden Auserwählten für alle insbesondere Ursachen der Freude, des Lobes, und der Danksagung auf immer und ewig seyn. Sie werden alle ihre Kronen zu den Füßen des Lammes niederlegen, und nicht nur die ihrigen, sondern auch die Kronen aller übrigen; denn sie werden Gott nicht nur in sich selbst, sondern ihn auch in allen Heiligen verherrlichen, indem sie ihm zu Ehren in alle Ewigkeit singen: *Mirabilis Deus in Sanctis suis*: Gott ist in seinen Heiligen wunderbar: Psalm 67, 36.

O wahrhaftig dauerhafte Ehre der Auserwählten Gottes! Ehre, die keinen vergänglichen Glanz hat; beständige und ewige Ehre! Ehre, die nicht auf eine kleine Anzahl unwissender und neidischer Per onen eingeschränckt ist; sondern die so viel Zeugen haben wird, als Bürger, und Einwohner in dem himmlischen Jerusalem seyn werden! Ehre, die nicht in

dem unnützen und unbesonnenen Beyfalle der Leute besteht, die uns nicht kennen, und auch sich selbst nicht kennen; sondern welche in der Freude unzähliger heiligen Seelen besteht, die das Innere unserer Herzen im Lichte der Wahrheit sehen werden.

Ehre der Gottlosen.

Non sic impii, non sic: Mit den Gottlosen verhält es sich nicht also, es verhält sich nicht so mit ihnen. Psalm. 1, 4. Sie genießen in ihrem Leben von ihrer Ehre wenig, und sie hört in der Stunde ihres Todes in Ansehung ihrer auf. Wenn sie in dem Andenken der Menschen noch einige Zeit fortdauert; so geht es sie nichts an, sie haben keinen Theil mehr daran. Und endlich wird sie am Tage des Gerichts ganz zernichtet werden. Denn die Strafe der Gottlosen wird von einem Geiste der Trennung und Uneinigkeit begleitet werden; weil die Größe ihrer Pein sie dergestalt mit sich selbst beschäftigen wird, daß sie in diesem Zustande nicht mit Hochachtung an die Ehre denken werden, welche andere in ihrem Leben genossen haben. Es ist also nichts mehr nach den Buchstaben wahr, als was die Schrift sagt: *Memoriam superborum perdidit Deus, et reliquit memoriam humilium sensu*: Gott hat das Andenken der Hoffärtigen vertilgt, und das Andenken derer, die vom Herzen demüthig sind, erhalten. Sir. 10, 21.

Das

Das IV. Kapitel.

Rechter und wahrer Begriff von dem, was man Stand nennt.

Stand.

Nichts beschäftigt die Menschen in der Welt mehr, als was sie Stand nennen, und macht, daß man gewiße Personen Leute von Stande nennt, um sie von denen, die es nicht sind, zu unterscheiden. Man treibt diesen Unterschied so weit, daß man fast weniger Unterschied unter einem Menschen und einem Thiere, als unter einem Menschen von Stande und einem andern von geringer Herkunft macht. Dieser Stand in vorzüglichem Verstande verdunkelt fast alle übrige Stände, und so gar die geistlichsten und göttlichsten. Man erhebt ihn nicht nur über den Verstand, sondern auch so gar über die Tugend, und den Stand der Christen. Und wenn es nicht vermöge eines wirklichen Vorzugs geschieht; so geschieht es doch wenigstens vermöge eines Vorzugs der Empfindung; das heißt, man ist ganz anders davon gerührt. Denn wie wenige schätzen den Stand eines Christen, der arm und von geringer Herkunft ist, aufrichtig höher, als der Stand eines Großen, der unordentlich lebt? Wer ist derjenige, der einen solchen Großen in dem Stande einer tiefen Erniedrigung, und einen solchen Christen in einer großen Er-

hebung erblickt? Man sieht also deutlich, daß uns der Begriff, den wir von diesem Stande haben, betriegt; und daß es, um sich eines bessern zu belehren, gut ist, zu untersuchen, was an diesem so gemeinen Gegenstande der Eitelkeit der Menschen wahr und wirklich ist. Die Vernunft sagt uns folgendes davon.

Von Geburt 1) und Stande nach den Menschen seyn, heißt von ansehnlichen Personen nach der Ordnung der Welt gebohren seyn. Aber diese Geburt giebt von sich selbst weder einen Vorzug des Geistes, noch des Leibes. Sie nimmt auch keinen Fehler weg, und man trifft bey den Standespersonen eben so große, als bey den andern an. Es giebt also keinen tüchtigen Grund, der die Standespersonen deswegen schätzbarer machte, als diejenigen, die keine sind. Weil aber doch eine gewisse Ordnung unter den Menschen seyn muß; so ist es an gewißen Orten nicht ohne Grund eingeführt worden, daß diese Personen den andern vorgezogen werden, und gewiße Vorzüge der Ehre genießen sollten.

Wenn man dabey stehen bliebe; so würde mit dem Begriffe, den wir vom Stande haben, nichts unbilliges verknüpft seyn; man läßt es aber dabey nicht bewenden. Man macht aus dieser willkührlichen und von den Menschen eingeführten Ordnung, ohne eine Ursache, die von den Personen selbst hergenommen ist, eine natürliche und unumgänglich nöthige

1) S. den I. Theil der Abhandlung von der Größe in diesem Theile.

thige Ordnung, und gewöhnt sich, sie als etwas anzusehen, das mit dem Wesen derer, welchen man diesen Vorzug giebt, verbunden ist.

Man ist nicht damit zufrieden, daß man ihnen äußerlich und innerlich die ihnen gebührenden Ehrfurchtsbezeigungen erweist, woran nichts zu finden seyn würde, das nicht vernünftig und rechtmäßig wäre; sondern man setzt auch noch andere hinzu, die ihnen nicht gebühren, und die nur von unserem Irrthume und Verderben herrühren. Man macht sich große Begriffe von diesem Stande. Man sieht ihn als denjenigen an, der mit allen Arten von Gütern überschüttet ist. Man wünscht ihn sich. Man beneidet diejenigen, die darinnen sind. Und wenn man sie andern vorzieht; so geschieht es nur wegen der heftigen Neigung und Liebe, die man zu den Gütern und der Ehre, die sie genießen, hat. Es sind also für die Großen keine Leute gefährlicher, als diejenigen, die sie am meisten bewundern; weil sie allzeit fertig und bereit seyn würden, ihnen ihre Größe zu rauben, wenn sie glaubten, daß sie es sicher thun könnten.

Da indessen die Anzahl dieser Bewunderer der Größe sehr groß ist; und man bey ihrer Gesinnung, nicht auf die Bosheit, die sie verbergen, sondern auf die Hochachtung, die sie von sich blicken lassen, sieht; so machen sie einen großen Theil von der eingebildeten Glückseligkeit der Großen aus, weil man an ihnen diese Urtheile und Gesinnungen kennt, und dieser Anblick dasjenige ist, was den eiteln Seelen schmeichelt und wohlgefällt.

Alle

Alle diese Urtheile sind falsch. Denn es ist kein Glück, diese Merkmaale der Ehre von andern zu erhalten; und es ist eine augenscheinliche Ungerechtigkeit, ein Vergnügen daran zu haben, der Gegenstand einer Bewunderung zu seyn, die aus dem Verderben der Menschen entspringt. Da indessen den Standespersonen die Begriffe, die das gemeine Volk von ihrem Stande hat, bekannt sind; so nehmen sie selbst den Begriff, den sie davon haben, davon her. Sie sehen ihren Stand so an, als ob er ihrem Wesen einverleibt wäre. Sie betrachten sich als solche, die unendlich weit über andere erhaben sind; und es ist ihnen fast unmöglich, sich als solche anzusehen, die denen gleich wären, welche ihnen in der Ordnung der Welt nicht gleich sind.

Diese falschen Begriffe müßen durch die Betrachtung des Urtheils, das Gott von diesem Stande fällt, verbessert werden. Was urtheilt er nun aber sonst davon, als daß weder die von den Menschen eingeführte Merkmaale der Ehre und Vorzüge wahre und dauerhafte Güter sind, weil sie nur leere Vorstellungen der Wirklichkeit sind, wie der heil. Chrysostomus spricht, ὄραμα πράγματος ἔρημον; noch die Urtheile, weil sie falsch sind, denen, die kein Vergnügen daran finden, zu nichts dienen, und die, so sich daran ergötzen, unglücklich machen; noch auch der Reichthum und die Ergötzlichkeiten, welche die Großen genießen, weil sie große Gelegenheiten zur Versuchung und große Hindernisse der Seligkeit sind. Er trifft also in diesem Stande weiter nichts an, als

über-

überaus große Erleichterungen für die Menschen, sich ins Verderben zu stürzen, und überaus große Schwierigkeiten, selig zu werden. Dieses Urtheil fällt Gott von dem, was man Stand und Größe nennt. Und folglich urtheilen alle die, so anders davon urtheilen, übel und unrecht davon; und alle Reden, die uns einen andern Begriff davon beybringen; welche veranlassen, ihn zu wünschen, wenn man nicht darinnen ist; ein Vergnügen daran zu haben, wenn man sich darinnen befindet; und die, welche nicht darinnen sind, zu verachten, sind falsch und betrüglich.

Das V. Kapitel.

Rechter und wahrer Begriff von der Tapferkeit.

Tapferkeit.

Nach dem Stande erhebt einen Menschen in der Welt nichts mehr, als die Tapferkeit; und es ist auch nichts zu finden, dessen Ruhm den Standespersonen mehr schmeichelte, und in Ansehung dessen sie gemeiniglich empfindlicher und kizlicher wären, als sie. Edelleute werden eher einen jeden andern Vorwurf leiden, als diesen, daß sie kein Herz hätten, weil sie wissen, daß die Welt mit der Tapferkeit den höchsten Grad der Hochachtung, und mit der Feigheit die größte Schande für Personen von ihrem Stande verknüpft hat.

Wenn

Wenn es nur darauf ankäme, die Menschen in diesem Puncte zu rechtfertigen; so würde die Sache nicht schwer seyn. Denn da die Tapferkeit dasjenige ist, was einen Staat erhält, und ihn seinen Feinden furchtbar macht; und da man nicht alle tapfere Männer, die man nöthig hat, mit wirklichen Wohlthaten, die ihren Diensten gleichen, belohnen kann; so hat man diese Eigenschaft mit Recht rühmlich und ehrenvoll gemacht, um sie wenigstens durch diese Art von Belohnung, die ihnen niemals entgeht, anzulocken.

Es ist also diese Hochachtung in Absicht auf die Menschen recht, und folglich ist sie auch in Absicht auf Gott recht; weil Gott alles billigt, was recht, und zur Erhaltung der menschlichen Gesellschaften nöthig ist.

Da man aber bey dieser Hochachtung die Gräntzen der Wahrheit überschreiten, und an der Tapferkeit durch falsche Lobeserhebungen das, was nicht hochzuschätzen ist, erheben kann; so muß man auch noch sehen, was Gott davon urtheilt, und von ihm lernen, was an dieser Eigenschaft groß ist, und was nur vermöge des Irrthums und der Verblendung der Menschen so zu seyn scheint.

Die Tapferkeit kann auf eine zweyfache Art betrachtet werden; entweder als eine Leidenschaft, das heißt, als ein Eindruck der Einbildungskraft und des Körpers; oder als eine von dem Willen eingerichtete und geleitete. Wenn man sie sich auf die erste Art vorstellt; so muß man bedenken, daß, gleichwie es

Leute giebt, welche, wenn sie sich an hohen Oertern befinden, die Schwachheiten und die Furcht nicht empfinden, welche die Einbildungskraft denen verursacht, die es nicht gewohnt sind; also giebt es auch Personen, welche, entweder von Natur oder aus Gewohnheit, vor den Gefährlichkeiten des Krieges nicht erschrecken, in demselben Gemüthszustande bleiben, und dieselbe Gegenwart des Geistes behalten; die im Stande sind, für alles zu sorgen, alle ihre Vortheile in Acht zu nehmen, und welchen der Anblick der vor ihnen stehenden gewaffneten Feinde nur einen neuen Muth und neue Kräfte, sie zu überwinden, einflößt. Und das sind diejenigen, die man herzhaft und tapfer nennt.

Dieser Zustand ist ohne Zweifel hochachtungswürdig. So lange man ihn aber nur in diesem Grade betrachtet, haben die Einbildungskraft und der Körper mehr Theil daran, als der Wille. Denn wenn die Lebensgeister und das Blut in solchen Personen einen andern Lauf nähmen; so würde alle ihre Tapferkeit nicht hindern, daß sie sich fürchteten; gleichwie sie nicht hindert, daß ihnen ein Schauer ankömmt, wenn sie von einem hohen Orte in einen Abgrund hinab sehen.

Da also Gott alles, was nicht freywillig ist, und nicht in die Klasse der Tugend gehört, für nichts achtet; und wenn er es billigt, daß die Menschen diese Tapferkeit, weil sie dieselbe nöthig haben, menschlich belohnen; so billigt er es hingegen nicht, wenn sie sie bey dem Urtheile, das sie innerlich davon fällen,

len, der geringsten Tugend, deren Urheber er ist, gleich achten. Es verdient also die Tapferkeit aller Weltbezwinger zusammen, wenn sie nur in diesem Grade, und als ein natürlicher Zustand der Einbildungskraft betrachtet wird, nicht, mit der geringsten Bewegung der Gnade, die Gott in dem Herzen eines einfältigen Weibes wirkt, verglichen zu werden; weil alle bloß menschliche Eigenschaften mit den Menschen vergehen, und die geringsten Tugenden Wirkungen hervorbringen, die in alle Ewigkeit dauern.

Es ist also der Begriff, den die Reden der Weltmenschen von der Tapferkeit geben, falsch, weil er übertrieben ist, und weil sie, anstatt sie in der Klasse einer menschlichen Eigenschaft, welche schätzbar ist, zu lassen, sie über die geistlichen und göttlichsten Tugenden erheben.

Aber ihr Irrthum ist bey dem Urtheile noch weit größer, das sie von der Tapferkeit, als eine freywillige betrachtet, fällen; das heißt, von dem Gebrauche der Tapferkeit. Denn sie schätzen diejenigen, die man tapfer nennt, fast einander gleich, ihre Tapferkeit mag recht oder unrecht, klug oder verwegen seyn.

Indessen macht die Wahrheit einen sehr großen Unterschied unter dem, was die Menschen so wenig von einander unterscheiden. Sein Leben, um seiner Pflicht willen, für die Gerechtigkeit, und um Gott bey den Gelegenheiten, die er uns vorkommen läßt, ein Opfer damit zu bringen, in Gefahr setzen, ist eine Handlung einer so erhabnen Großmuth, daß die christliche Religion nichts größers hat. Es bey

einer bösen Sache in Gefahr setzen, um, wenn man stirbt, in die Hände eines erzürnten und allmächtigen Gottes zu fallen, ist eine so schreckliche Thorheit, daß es keinen größern Beweis von der Blindheit der Menschen giebt, als daß sie eine so unbesonnene That haben rühmlich nennen können.

Es ist so gar oftmals höchst unrecht, daß man den mehresten von diesen Handlungen den Namen der Herzhaftigkeit und Tapferkeit beylegt. Sie begeben sich nicht deswegen in Gefahr, weil sie sie verachten; sondern weil sie sie nicht sehen. Ihr Verstand ist entweder von der Wuth, die ihn besitzt, oder von einer Kleinigkeit, die ihn ganz einnimmt, und welche alles übrige vor ihnen verbirgt, umnebelt. Wir ziehen aus, spricht ein gewisser Weltmann in seinen Nachrichten, um uns todtschießen zu lassen; das heißt, dem Tode und Gott selbst zu trotzen, indem wir uns in Gefahr begeben, das Leben um einer lächerlichen Eitelkeit willen zu verlieren. Was meynt man wohl, wovon sein Verstand damals eingenommen war? Von Gedanken, die diese That in denen, die sie hörten, hervorbringen würden, und von Lobsprüchen, die sie ihm zuwegebringen würde. Das schien ihm etwas großes zu seyn; weiter sah er nichts. Aber diese That war mit der Gefahr des Todes und der Hölle verbunden. Die Lobsprüche der Menschen, die er wünschte, konnten nur von der Thorheit und Blindheit herrühren; weil selbst die mehresten von denen, die wirklich tapfer sind, solche Handlungen als Merkmaale einer falschen Tapferkeit ansehen.

 Sie

Sie sollten nur einen Augenblick dauern, und hernach von einer ewigen Reue begleitet werden. Diese Eitelkeit war der Gegenstand des Gespöttes der Teufel, des Unwillens der Engel, und des Zorns Gottes gegen einen elenden Menschen, der sich so wenig vor seiner Gerechtigkeit fürchtet, und welcher, als er im Begriffe war, in seine Hände zu fallen, sich erfrechte, ihm auf eine so unverschämte Art Trotz zu bieten. Es waren also mit dieser That unzählige schreckliche Dinge verbunden; er sah aber von diesem allen nichts, als die Lobsprüche ganz allein, die von allen diesen Umständen abgesondert waren. Er sah, daß er von andern für einen tapfern Mann würde gehalten werden; und diese Vorstellung, die ihn ganz einnahm, machte, daß er Gott, den Tod, die Hölle und die Ewigkeit darüber vergaß.

Nur eine ähnliche Blindheit kann machen, daß man es für etwas großes hält, sich auf solche Art aus strafbaren Ursachen in Gefahr zu begeben. Denn die Menschen urtheilen in Dingen, die ihnen bekannt sind, nicht so. Sie würden es als etwas lächerliches und thörichtes ansehen, wenn ein Fürst, um sich die Lobsprüche eines Knechtes zu erwerben, sein Königreich ohne Noth einer sehr großen Gefahr aussetze. Warum halten sie denn also diejenigen für großmüthige Leute, die ihr Leben thörichter Weise der Gefahr aussetzen, und welche, wenn sie sterben, weiter nichts, als ewige Strafen hoffen können? Das kömmt daher, weil sie zwar den Werth eines Königreichs, aber nicht den Werth des Lebens kennen.

Dieses

Dieses einzige Gut der Menschen; dieser Schatz, dessen Verlust unsterblich ist; dieser Preis der Ewigkeit, ist die verachteste Sache von der Welt. Es ist keine Belohnung so schlecht und geringe, für welche man es nicht täglich in Gefahr setzt und hingiebt. Es scheint, als ob es die Menschen überdrüßig wären, und sich desselben zu entledigen suchten, so sehr verschwenden sie es unbesonnener Weise, und um etwas geringes. Man wird es also für wahr und gegründet halten, daß alle die falsche Tapferkeit, welche die Menschen entweder zu Zweykämpfen oder ungerechten Zänkereyen verleitet, oder sie in unnütze Gefahr stürzt, der sie sich aus einer lächerlichen Eitelkeit aussetzen, nichts anders ist, als eine Unwissenheit des Werthes des Lebens; eine Vergessenheit dessen, was auf das Ende des Lebens folgt; eine Verfinsterung des Verstandes, welche die Gefahr vor ihnen verbirgt; eine thörichte und unvernünftige Zuversicht ihr zu entgehen; und eine sehr starke Aufmerksamkeit auf einen Gegenstand der Leidenschaft. Was ist wohl in diesem allen hochzuschätzen? Ist es ein Merkmaal einer großen Herzhaftigkeit, vor dem Donner der Kanonen nicht zu erschrecken, wenn man taub ist, oder vor dem Feuer der Feinde, wenn man blind ist? Es ist keine Herzhaftigkeit, sich vor Gott nicht zu fürchten, weil uns nur eine schreckliche Blindheit abhalten kann, uns vor ihm zu fürchten. Er ist sehr schrecklich, wenn er sich will empfinden lassen; kein Geschöpf kann den geringsten von seinen Blicken aushalten; und die Gottlosen werden von gro-

ßer Furcht und Schrecken ausrufen müßen: Ihr Berge fallet über uns. Luk, 23, 34. Es ist also eine sehr große Thorheit schwacher und elender Menschen, ihn einen Augenblick zu verachten, wenn er die Strafe aufschiebt, weil sie sich auf solche Art in Gefahr setzen, seine strenge Gerechtigkeit ewig zu empfinden, wenn sie es nicht werden verhindern können.

Was muß man also von den tapfern Leuten urtheilen, welche die Welt mit so wenig Unterscheidung hochschätzt? Man muß davon urtheilen, was Gott von ihnen urtheilt. Man muß die loben, die er lobt; die verdammen, die er verdammt; und den Unterschied machen, den er unter den einen und den andern macht. Und gleichwie man den einen das gebührende Lob, welches ihre Großmuth verdient nicht versagen muß; also muß man auch gegen die andern die gehörige Verachtung, die ihr unvernünftiges Betragen verdient, hegen.

Das VI. Kapitel.

Rechte und wahre Begriffe von den Eigenschaften des Geistes Was das heißt, Einsicht und Stärke des Geistes haben, gelehrt seyn. Diese menschlichen Eigenschaften sind oftmals mehr schädlich, als nützlich.

Vielleicht ist aber etwas wirklicheres in den Eigenschaften des Geistes anzutreffen, dergleichen die Gelehrsamkeit, die Beredsamkeit, das angenehme

Wesen im Umgange, die Geschicklichkeit in Unterhandlungen, die Fähigkeit zu großen und wichtigen Geschäften, die Stärke des Geistes und des Kopfs, sie zu führen und auszuhalten, und das kluge Verhalten bey seinen Unternehmungen und bey seinem Glücke sind? Keineswegs. Der ganze Werth dieser Dinge besteht auch in dem Gebrauche, den man davon macht, und in dem Zwecke, zu welchem man sie anwendet. Sie sind nöthige Werkzeuge zu den Aemtern und Verrichtungen des Lebens, welches die, so in der Welt leben, verbindet, sie sorgfältig zu verbessern, weil sie wissen sollen, daß, da die Menschen ihre Hochachtung damit verbunden haben, man unmöglich in etwas glücklich seyn kann, ohne diese Eigenschaften zu besitzen.

Wenn man sie aber von dem Gebrauche und der Anwendung, die man davon auf Gott machen kann, trennt, und sie entweder nur an sich selbst, oder nach dem Verhältnisse zu einem geringen und zeitlichen Zwecke, betrachtet; so verlieren sie ihren Werth dergestalt, daß der Stand derer, die sie besitzen, dem Stande derer, die sie nicht besitzen, in nichts vorzuziehen ist. Und darum ist viel daran gelegen, seinen Irrthum in Ansehung der eiteln Lobsprüche, die man in der Welt diesen Eigenschaften beylegt, einzusehen, indem man sie an sich selbst, und außer dem Gebrauche, den man davon machen kann, betrachtet.

Selbst der Begriff, den man gemeiniglich von dem hat, was man Verstand zu haben heißt, ist

ganz falsch; und es ist einer von denen, die man vornehmlich ablegen und verbessern muß. Denn man glaubt, es habe jemand Verstand, wenn er entweder die Wissenschaften leicht fassen, oder von den vorkommenden Sachen richtig urtheilen, oder sich geschickt aus einer Sache heraushelfen, oder dienliche Mittel und Wege, in seinem Vorhaben glücklich zu seyn, finden, oder sinnreiche und auffallende Gedanken vorbringen, oder in den Künsten Entdeckungen machen kann. Aber das rechte und wahre Licht des Verstandes besteht in nichts von diesem allen, weil diese Eigenschaften auch bey denen können angetroffen werden, welche die Schrift Blinde, Narren, Kleine, Thoren, und Unverständige nennt. Was heißt denn also Verstand haben? Man muß davon urtheilen, indem man ihn mit dem Gesichte des Leibes, welches das Bild des Gesichts der Seele ist, vergleicht. Ein gutes Gesicht haben, heißt die Sachen so sehen, wie sie sind; das heißt, die großen als groß, und die kleinen als klein. Diejenigen, denen ein Berg als eine Ameise, und eine Ameise als ein Berg vorkäme, würde ein sehr schlechtes Gesicht haben. Eben so verhält es sich mit den Seelen. Die, welche sich die großen Sachen, das heißt, geistlichen Sachen, als groß, und auf eine lebhaftere und deutlichere Art vorstellen; und welche die kleinen, das heist, die weltlichen Sachen, in ihrer natürlichen Kleinheit sehen und betrachten, ohne sie durch ihre Einbildungskraft zu vergrößern und zu vermehren, sind die großen Seelen, und die rech-

ten Seelen. Es hatte also derjenige, welcher sagte, er fürchte Gott als ein aufgeschwollenes und über seinem Haupte hängendes Meer; Hiob. 31, 23. Der, welcher sagte: Wer ist dir gleich, o Herr, wer ist dir gleich? 2. Mos. 15, 11. Ps. 88, 9. und der, welcher sagte: Gottes Herrlichkeit ist höher, als der Himmel, Ps. 8, 2. einen großen Verstand; weil Gott in seinen Augen groß, und er von seiner Herrlichkeit und Größe durchdrungen war. Er hatte also ein helles und ausgebreitetes Gesicht. Und sehr viele Weibspersonen, die in weltliche Dinge keine Einsicht, keinen Verstand zu haben scheinen, sind große Seelen, weil sich Gott ihnen zu erkennen giebt, und sich von ihnen empfinden läßt. Aber die, welche nur Verstand haben, einen mathematischen Beweis zu fassen; einzusehen, ob ein Urtheil richtig ist; eine Sache auszuwickeln, eine wichtige Sache zu führen und ihr vorzustehen, Worte in die Ordnung zu bringen, andere durch angenehme Erzählungen zu belustigen, und welchen die Sachen des andern Lebens nur als kleine Stäubchen vorkommen, sind kleine Seelen; und sie verdienen keine andere Namen, als diejenigen, die ihnen die Schrift beylegt, die sie klein und einfältig nennt, blinde Leute, die keine Einsicht haben: *Caecus est et manu tentans.* 2. Petr. 1, 9.

Stärke des Geistes oder Verstandes.

Gleichwie aber der Begriff, den man gemeiniglich vor dem Lichte des Geistes oder Verstandes hat,

falsch ist; also ist es auch derjenige, den man von seiner Stärke hat, nicht weniger. Man glaubt, sie bestehe darinnen, wenn man die Last sehr vieler Geschäfte ertragen könne, ohne den Muth sinken zu lassen, ohne zu ermüden, und ohne sich zu verwirren. Das, spricht man, ist ein guter Kopf, der so viel verschiedene Geschäfte bestreiten kann. Man muß aber dagegen oftmals sagen: Das ist ein schwacher Kopf, weil er so viele Beschäftigungen nöthig hat, um sich aufrecht zu erhalten. Das ist keine gar zu starke und muntere Seele, weil sie so viel Stützen nöthig hat, um nicht schwach und verdrüßlich zu werden. Nehmet diesem Menschen seine Geschäfte; so werdet ihr sehen, daß er so gleich schwach und kleinmüthig wird. Wir tragen die Geschäfte nicht; sondern sie tragen uns. Das ist das Bette, auf welchem unsere Seele bey ihrer Schwachheit ruht. Ihre Stärke und Munterkeit bestehen darinnen, wenn sie diese Stütze entbehren kann, indem sie mit Gott und seiner Gegenwart zufrieden ist. Wenn diejenigen einige Stärke besitzen, die bey dem unruhigen Getöse der weltlichen Geschäfte nicht müde werden; so ist es eine Stärke der Werkzeuge und des Leibes, aber keine wahre Stärke der Seele.

Es ist nicht zu leugnen, daß etwas großes im Menschen ist, und daß man, er mag seinen Verstand richten, worauf er will, allzeit etwas großes und vortreffliches dabey wahrnimmt. Aber selbst diese Größe macht sein Elend und seine Niedrigkeit aus, wenn er sich mit Sachen beschäftigt, die seine Beschäf-

schäftigung nicht verdienen, und diejenigen vernachläßigt, die seiner Bemühungen und Liebe allein würdig sind. Wenn der Mensch weniger groß wäre; so würden alle diese Eigenschaften weit größer seyn. Und sie sind nur klein und geringe, weil er zu unendlich weit höhern und wichtigern Sachen berufen ist, die er vernachläßigt, weil er sich mit diesen gar zu sehr beschäftigt.

Wissenschaft.

Die mehresten menschlichen Wissenschaften sind an sich selbst etwas so geringes, und tragen zur Glückseligkeit des Menschen so wenig bey, daß man eben so glücklich ist, wenn man sie nicht weis, indem man sie verachtet, als wenn man sie weis, indem man sie hochschätzt. Nur die Eitelkeit und Meynung legen ihnen einen Werth bey. Wir wünschen nur für andere, und nicht für uns, gelehrt zu seyn. Darum sagte Seneca, ob er gleich ein Stoiker war, er verlange die Weisheit nicht, die der Abgott der Anhänger seiner Secte wäre, wenn man ihm nicht erlaubte, mit andern davon zu reden: *Si cum hac exceptione detur ſapientia, ut illam in eluſam teneam, nec enunciem, reiiciam.* Das heißt, die Belohnung und der Nutzen, den er davon zu haben wünsche, bestehe in anderer ihrem Beyfalle. Gleichwie aber die Meynuug den Wissenschaften einen Werth beylegt; also nimmt sie ihnen denselben auch, wenn es ihr gefällt. Es hat den Mannspersonen nicht gefallen, die Wissenschaften als Sachen anzusehen, die sich für die Weibspersonen schickten, und ihre Hoch-

achtung von ihnen abhängen zu lassen. Indessen hält man sie deswegen nicht für unglücklicher, und sie empfinden diese Beraubung auch selbst nicht. Es giebt vornehme Frauenzimmer, die in den schönen Wissenschaften gar sehr bewandert sind, welche es aber nicht merken lassen, weil sie sich dessen gewissermaaßen schämen, und sie thun recht daran; denn es ist allemal etwas schändliches, sich mit einer unnützen Wissenschft belästigt zu haben. Wenn es alle die, so zu ihrem Geschlechte gehören, und sich auf Wissenschaften, die ihre Neugierde befriedigen, legen, auch so machten; so würden sie nur desto höher zu schätzen seyn.

Es ist indessen wahr, daß es unter diesen Eigenschaften einige giebt, welche zum Umgange im Leben dienlich sind, und von welchen andere mancherley Nutzen haben. Und darum haben die Menschen wohl gethan, daß sie einige Belohnung und Ehre damit verbunden haben. Gemeiniglich aber sind sie denen, die sie besitzen, mehr schädlich, als nützlich.

Man sehe nur alle verständige Leute, die man unter den Weltmenschen kennt, an; so wird man finden, daß wenige darunter sind, denen ihr Verstand zur Seligkeit nicht geschadet haben. Wenn dieser Mann keinen Verstand gehabt hätte; so würde er nicht Bischof geworden seyn. Er würde also die Sünden eines ganzen Kirchsprengels nicht auf sich gehabt haben. Durch den Verstand hat sich jener andere zu den größten Bedienungen und Ehrenstellen empor geschwungen, und sich in unzählige für das

Ge-

Gewissen gefährliche Händel verwickelt. Wenn dieser keine Fertigkeit im Reden besessen hätte; so würde er kein Prediger gewesen seyn, und das Amt des Wortes Gottes nicht sein ganzes Leben lang gemißbraucht haben. Ohne Verstand schwingt man sich in der Welt nicht empor, und wenn man sich in derselben nicht empor schwingt; so entgeht man sehr vielen unglücklichen Verbindungen.

Würde man aber diese Eigenschaften nicht hochschätzen können, indem man sie von dem guten und üblen Gebrauch, den man davon macht, absonderte. Man muß es in der Welt wohl thun, weil uns diese Eigenschaften oftmals bekannt sind, der üble Gebrauch aber, den man davon macht, unbekannt ist. Indessen ist es aber gewiß, daß diese Art, sie an sich selbst zu betrachten, und ohne auf den Gebrauch, den man davon macht, zu sehen, uns und andere zum Irrthume verleitet. Denn diese Eigenschaften sind nicht in der Luft, und von diesem guten oder üblen Gebrauche abgesondert. Und wenn man sie nicht recht anwendet; so verdienen sie keine Hochachtung, weil sie nur dienen, diejenigen, welche sie besitzen, desto strafbarer zu machen. Darum nennt die Schrift nur die Wissenschaft, recht und gut zu leben, eine Wissenschaft; und sie hält alle diejenigen, denen sie unbekannt ist, für Thoren und Narren. Und wenn die Menschen vernünftig wären; so würden sie keine andere Sprache, als diese, reden. Denn sie stimmt mit der Vernunft und der Natur vollkommen überein, und es hat nur ihre Blindheit eine an-

dere eingeführt. Es machen uns zwar alle übrige Wissenschaften auch einige besondere Wahrheiten bekannt; wir haben aber die, welche uns den Weg zum Himmel zeigt, auf eine so dringende Art nöthig, daß es uns nicht erlaubt ist, aus den andern etwas zu machen. In einem Sturme schätzt man nur die Kunst hoch, welche dient, vor demselben zu bewahren; und es läßt sich niemand einfallen, einen Dichter zu loben, wenn es auf die Vermeidung eines Schiffbruchs ankömmt. Wann jemand krank ist; so sieht er bey seinem Arzte nur auf die Kunst, vermöge welcher er ihm helfen kann, und alle übrige Eigenschaften, die er würde haben können, verschwinden vor seinen Augen. Und überhaupt erlauben uns alle wichtige Geschäfte, die uns ganz einnehmen sollen, nicht, auf andere Geschicklichkeiten zu sehen, als auf diejenigen, die dazu dienen. Kann man nun aber wohl ein wichtigeres Geschäfte haben, als das Geschäfte selig zu werden, die Hölle zu vermeiden, und das Paradies zu erlangen? Was verdient mehr, unsern ganzen Verstand zu beschäftigen, als die Sorge und Bemühungen, uns zur Ewigkeit vorzubereiten? Es ist also wider die Natur und Vernunft, aus gewissen Eigenschaften, die nichts dazu beytragen, so viel zu machen.

Es ist hier nicht bloß die Rede von Wörtern, sondern von Sachen; weil die Wörter mit den Sachen verbunden sind. Wenn nur von Wörtern die Rede wäre; so würde es nicht viel zu bedeuten haben, den Namen der Gelehrten, der Geschickten, der

großen Geister denen beyzulegen, die sich in den menschlichen Wissenschaften vor andern hervorthun. Denn so unnütze diese Kenntnisse auch immer sind, so hören sie doch, wenn man sie an sich selbst betrachtet, nicht auf Merkmaale von der Größe des menschlichen Verstandes zu seyn. Wir lassen es aber dabey nicht bewenden; sondern verbinden mit den Wörtern gewisse Bewegungen der Seele; wir begleiten sie mit gewissen Empfindungen der Hochachtung und des Vorzugs; wir erheben die, welchen wir sie beylegen, über andere, und das macht sie falsch und betrüglich. Denn an statt, daß ein Dichter, der kein Christ ist; ein beredter, aber nicht gar zu ordentlich lebender Prediger; und ein geschickter Staatsmann, der nicht an Gott denkt, unendlich weit weniger hochzuachten sind, als die geringste Weibsperson, welche lebt, wie es Gott haben will; so geben wir, unter der Begünstigung dieser Wörter, in unserer Einbildungskraft den Personen einen sehr hohen Rang, die wir, ohne auf ihre vermeynten Wissenschaften zu sehen, als solche betrachten sollten, die sich in der größten Blindheit und Niedrigkeit befinden.

Das VII. Kapitel.

Rechte und wahre Begriffe von den Gerechten und Sündern.

Wenn man aber die Sprache der Wahrheit nicht mit dem Menschen reden kann; so sollten sie sie doch wenigstens mit sich selbst reden. Und indem man

man auf solche Art von den Sachen nur in Absicht auf Gott und die ewigen Dinge urtheilte; so sollte man, an statt aller der Stände und Würden, in welche die Menschen in der Welt abgetheilt sind, sie nur bey sich selbst in zwo Klassen abtheilen, deren Unterschied aber in den Augen des Glaubens erschrecklich groß, ob er gleich den Sinnen nicht bekannt ist. Die eine Klasse würde aus Gerechten, und die andere aus Sündern bestehen. Und es ist gut, sich von diesen beyden Ständen den lebhaftesten Begriff, den man nur kann, zu machen, damit er dienen möge, in unserem Verstande alle übrige Unterschiede und Vorzüge zu verdunkeln, und zu zernichten, welche die Menschen wegen der äusserlichen oder innerlichen, wirklichen oder eingebildeten Eigenschaften, unter einander eingeführt haben.

Sünder.

Was ist also ein Sünder, und ein Mensch ohne Gott, in den Augen des Glaubens; das heißt, nach der Wahrheit? Er ist ein Blinder, weil er an dem wahren Lichte keinen Theil hat, und weder Gott, noch sich selbst; weder seine Freunde, noch seine Feinde; weder seine Güter, noch seine Uebel kennt. Welche Kenntniß er von weltlichen Dingen auch immer haben mag, so ist er dennoch im Finstern; und er tappt im Finstern, weil er alle Augenblicke fällt, und nicht weis, wo er hintritt.

Er ist ein Rauber; das heißt; er hört die Stimme Gottes nicht, und das göttliche Wort dringt nicht in sein Herz hinein, ob es gleich in den Ohren seines Leibes erschallen kann. Er

Er ist einer, den der Schlag gerührt hat; weil sein Herz keine Bewegung mehr hat, weil er sich nicht mehr zu Gott erhebt, immer zur Erde niedergeschlagen ist, und sich gar nicht wieder aufrichten kann.

Er ist ein Mensch, der sich in der äußersten Armuth befindet, weil er aller wahren Schätze, welche die geistlichen sind, beraubt ist; weil er alles, was ihm Gott in seiner Taufe gegeben hatte, verlohren, und zu seinem Erbtheile, welches der Himmel ist, kein Recht mehr hat.

Er ist nicht nur an den Gütern der Gnade, sondern auch an den Gütern der Welt arm. Denn ob er gleich in den Augen der Menschen noch ein Besitzer großer Schätze zu seyn scheint, und die Menschen auch sogar kein Recht sie ihm zu nehmen haben; so besitzt er sie doch in Ansehung Gottes unrechtmäßiger Weise, und ist nicht mehr werth, daß er sie genießt; weil er sich des Gebrauchs aller Geschöpfe unwürdig gemacht hat.

Er ist ein Sclav, nicht nur seiner Leidenschaften, die ihn beherrschen, sondern auch des Teufels, der ihn besitzt, der in ihm wohnt, der ihn bewegt, treibt, schüttelt, nach seinem Sinne handeln läßt, ihn unaufhörlich betriegt, und, wie die Schrift sagt, sein Spiel und seinen Spott mit ihm treibt. Er ist aber auch ein Sclav der Auserwählten Gottes und der Gerechten; das heißt, seine ganze Verrichtung besteht, so lange er in diesem Zustande bleibt, in dieser Welt darinnen, daß er für andere und nicht für sich arbeitet, und das Beste der Auserwählten eini-

germaaßen befördern hilft, ohne für sich selbst einigen Nutzen davon zu haben. Auf diese Art sehen die Engel und die Heiligen die mehresten Großen und Reichen an. Diese Personen bilden sich ein, die ganze Welt wäre um ihrentwillen da. Und dennoch sind sie, in Ansehung Gottes, selbst nur um anderer willen; und Gott läßt sie nur zum Dienste der Auserwählten leben, die vor Gott ihre Herren und Könige sind; und er wird sie aus ihrem Hause vertreiben, wenn die Zeit, da er sie nicht mehr nöthig hat, wird herbeygekommen seyn; weil, wie die Schrift sagt, der Knecht nicht immer im Hause seines Herrn bleibt. Joh. 1, 35.

Ein Sünder ist ein Mensch, der in eine schändliche Blöße versetzt ist, weil er das Kleid der Unschuld und Gerechtigkeit verlohren hat. Mit welcher menschlichen Pracht er seine Schande auch immer zuzudecken sucht, so sind es doch, wie der heil. Augustinus spricht, nur Lumpen des Teufels, *Panni Diaboli*, welche nicht nur schändlich, sondern auch betrüglich sind. Denn der Teufel leiht sie ihm nur, damit, wenn er sich dabey aufhält, und sie zum Gegenstande einer lächerlichen Eitelkeit macht, er sein Elend nicht empfinden, und sich keine Mühe geben möge, das Verlohrne wieder zu erlangen. Und er wird sie ihn sogar in der Stunde seines Todes rauben, um ihn die Blöße, in welche er ihn versetzt hat, ewig empfinden zu lassen.

Endlich ist ein Sünder ein todter Mensch, der noch tausendmal mehr todt, als die Todten, ist, weil

er

er der Seele nach todt ist, da hingegen die andern nur dem Leibe nach todt sind. Ich sage, er ist der Seele nach todt, und das ist hier keine verblümte Redensart. Die Seele lebt nur durch die Liebe und die Erkenntniß. Und also ist die Liebe und Erkenntniß dessen, was das rechte und wahre Gut des Menschen ausmacht, das ist Gottes, das rechte und wahre Leben der Seele. Und wenn sie diese Liebe und diese Kenntniß verlohren hat; so hat sie ihr Leben verlohren, ob ihr gleich vermöge der Liebe, die sie zu den Geschöpfen trägt, und vermöge der Kenntniß, die sie von ihnen hat, noch ein anderes geringes und elendes Leben übrig bleibt. Darum wird auch, da uns die Sünde das rechte und wahre Leben raubt, von der Weisheit gesagt, sie gäbe es ihren Kindern; *Sapientia filiis suis vitam spirat*, Sir 4, 12. weil sie ihnen die Erkenntniß und die Liebe Gottes giebt.

Es ist also der Gedanke verschiedener Kirchenväter ein ganz natürlicher Gedanke, welche eine Seele in der Sünde mit einem Grabe, das sich bewegt, vergleichen; weil, wenn die Seele todt ist, der Leib, in dem sie sich befindet, gewissermaaßen ihr Grab ist. Und die Vergleichung ist um so viel richtiger, weil, gleichwie die Gräber, ob sie gleich von außen geziert und geschmückt sind, dennoch innwendig nur voll Gestank und Fäulniß sind; also auch die Personen, die von außen angenehm zu seyn scheinen, und welche durch ihre äußerlichen Eigenschaften den Sinnen schmeicheln, innwendig ein so schreckliches Verderb-

Bayer. Staats-Bibliothek München

niß verbergen, daß man sie, wenn man sie sähe, nicht würde leiden und ausstehen können.

Gerechte.

Das schreckliche Unglück der Sünder soll uns zu einer Anleitung dienen, uns das unschätzbare Glück der Gerechten vorzustellen, weil es schon ein sehr großes ist, von einem so unseligen Zustande befreyt zu seyn. Sie sind nicht mehr weder blind noch taub, weder gelähmt noch arm, weder Sclaven, noch nackend und todt; sie genießen aber das Licht Gottes. Sie hören seine Stimme als seine Freunde. Sie erheben sich zu ihm vermittelst der Bewegungen ihrer Liebe. Sie besitzen die Schätze der Gnade. Sie sind von der Sclaverey des Teufels und der Sünde befreyt, und mit der Unschuld bekleidet. Sie haben das rechte und wahre Leben, welches das Leben der Liebe ist.

Man muß aber noch weiter gehen, um sich einen Theil von ihrer Größe vorzustellen. Man muß sagen, sie sind Könige, weil sie an der königlichen Würde Jesu Christi Theil haben. Sie sind die Herren der Welt, weil alle Geschöpfe nur noch um ihrentwillen da sind, und sich auf sie beziehen. Sie sind Kinder Gottes, weil er sie für die seinigen annimmt, indem er sie mit seinem Sohne vereinigt. Sie sind Erben des Paradieses, weil es das Erbtheil Jesu Christi ist, und ihnen das Recht dazu durch das Unterpfand des heiligen Geistes, den sie empfangen haben, ist gegeben worden. Sie sind die Tempel

Gottes, weil Gott in ihnen wohnt, und der heilige Geist sie belebt. Und endlich sind sie Glieder Jesu Christi, weil sie wegen der Theilhaftigwerdung seines Geistes, und wegen der Vereinigung, in der sie mit seinem Leibe, den sie im heiligen Abendmahle empfangen, selbst stehen, einen Theil von seinem Leibe ausmachen.

Man muß sich diese Begriffe so tief, als möglich, einzuprägen suchen, um dem Eindrucke der Reden der Menschen zu widerstehen, die uns den Kopf mit falschen Größen und Erniedrigungen, mit falschen Gütern und Uebeln anfüllen. Darum treibt uns die heilige Schrift so oft zur Bewunderung der Gerechten an: Selig, spricht sie, sind die, die auf dem Wege Gottes untadelhaft sind. Psalm. 118, 1. Selig sind, die seinen Geboten nachforschen. Ebend. V. 2. Selig ist der Mensch, der den Herrn fürchtet. Psalm. 111, 1. Selig ist der Mann, der dem Rathe der Gottlosen nicht folgt. Psalm. 1, 1. Selig sind, o Herr, die in deinem Hause wohnen. Psalm 83, 5. Selig ist der Mensch, der von Gott ist unterwiesen worden. Psalm. 93, 12. Selig sind, denen ihre Sünden vergeben sind. Ps. 31, 1. Und sie sucht uns dagegen die Hochachtung aller menschlichen Eigenschaften zu benehmen, die der gewöhnliche Gegenstand der Eitelkeit der Menschen sind: Der Weise, spricht sie, rühme sich seiner Weisheit nicht; der Starke rühme sich seiner Stärke nicht; der Reiche rühme sich seines Reichthums nicht; sondern wer sich rühmen will, der rühme

sich, daß er mich kenne, und wisse, daß ich der Herr bin, der Barmherzigkeit, Recht und Gericht auf der Erde ausübt; denn daran habe ich ein Wohlgefallen, spricht der Herr. Jer. 9, 23. 24.

Sie geht noch weiter, und will haben, wir sollen die Sünder nicht nur als solche ansehen, die auf das tiefste erniedrigt, sondern auch als solche, die durch die Sünde vernichtet sind: *Ad nihilum deductus est in conspectu ejus malignus.* Der Boshafte scheint in seinen Augen wie nichts zu seyn. Psalm. 14, 4. Und indem sie uns dieselben auf diese Art vorstellt, so versenkt und vernichtet sie nebst ihnen alle Größe, alle ihre Schätze, alle ihre äußerlichen und innerlichen Eigenschaften; das heißt, sie will haben, es soll sie nichts von diesem allen vor unsern Augen bleiben lassen, und wir sollen sagen, es sey in ihrem Zustande nichts wirkliches und dauerhaftes.

Das ist eigentlich die Art und Weise, wie die Schrift will, daß wir alles, was sich nicht auf Gott bezieht, ansehen und betrachten sollen. Und das ist der ausdrückliche Schluß, den sie einen großen König hat machen lassen, welchen Gott mit aller Größe und mit allen Ergötzlichkeiten der Welt überschüttet hatte, damit er desto eher im Stande seyn möchte, uns ihre Eitelkeit zu erkennen zu geben. Er stellt uns zu dem Ende besonders die Nichtigkeit aller Ergötzlichkeiten, aller Größe und Hoheit, aller Beschäftigungen und Unternehmungen der Menschen, an sich selbst, und ohne Beziehung auf Gott, betrachtet,

vor.

vor. Und hierauf beschließt er seinen ganzen Unterricht mit diesen Worten: Fürchte Gott und halte seine Gebote; denn darinnen besteht das ganze Seyn des Menschen: *Deum time, et mandata ejus observa. Hoc est enim omnis homo.* Pred. Sal. 12, 13. Das heißt, was nicht auf Gott, und die Beobachtung seines Gesetzes gerichtet ist, hat kein Seyn, nichts wahres und dauerhaftes, kein Glück, und ist ein Nichts von einem Gute vor Gott. So urtheilt Gott von allen irdischen Dingen. So sollen wir also auch davon urtheilen; und nach dieser Regel sollen wir alle Begriffe verbessern, die wir, indem wir mit andern reden, bekommen.

Von der christlichen Höflichkeit.

Das I. Kapitel.

Wie die Eigenliebe die Höflichkeit hervorbringt.

Nichts ist dem Menschen so natürlich, als das Verlangen von andern geliebt zu werden, weil nichts so natürlich ist, als sich selbst zu lieben. Nun wünscht man aber allzeit, daß das, was man liebt, möge geliebt werden. Die Liebe, die auf Gott gerichtet

richtet ist, wünscht, daß Gott von allen Geschöpfen möge geliebt werden; und die Begierde, die sich selbst liebt, würde wünschen, daß wir der Gegenstand der Liebe aller Menschen wären.

Wir wünschen geliebt zu werden, um uns noch mehr zu lieben. Die Liebe, die andere zu uns tragen, macht, daß wir uns für liebenswürdiger halten, und daß sich unser Bild uns auf eine liebenswürdigere Art vorstellt. Wir freuen uns, daß sie von uns urtheilen, wie wir selbst von uns urtheilen, weil unser Urtheil, welches, wenn es allein ist, allzeit schwach und furchtsam ist, sich ermannt, wenn es sieht, daß es von anderer ihrem Urtheile unterstützt wird; und auf diese Art hängt es sich mit desto mehrerem Vergnügen an sich selbst, je weniger es von der Furcht sich zu betriegen beunruhigt wird.

Es ist aber die Liebe, welche andere zu uns tragen, nicht nur der Gegenstand unserer Eitelkeit, und die Nahrung unserer Eigenliebe, sondern auch das Ruhebette unserer Schwachheit. Unsere Seele ist so matt und so schwach, daß sie sich nicht würde erhalten können, wenn sie nicht von dem Beyfalle und der Liebe der Menschen getragen würde. Dieses ist gar leicht einzusehen, wenn man sich einen Zustand vorstellt, in welchem uns jedermann verdammte, und uns niemand anders, als mit Hasse und Verachtung ansähe; oder wenn man sich vorstellt, daß wir durchgängig bey allen Menschen in die Vergessenheit gerathen wären. Denn wer würde diesen Anblick aushalten können, ohne zu erschrecken, in Unruhe zu

gerathen, und niedergeschlagen zu werden? Wenn uns nun aber dieser Anblick niederschlägt; so muß uns der entgegenstehende aufrecht erhalten, ohne daß wir sogar daran denken.

Da nun die Liebe der Menschen zu unserer Aufrechthaltung so nöthig ist; so sind wir von Natur geneigt, uns darum zu bewerben, und sie uns zu verschaffen. Und da wir aus unserer eigenen Erfahrung wissen, daß wir die lieben, die uns lieben; so lieben wir entweder andere, oder stellen uns, als ob wir sie liebten, damit wir uns ihre Liebe und Zuneigung zuwege bringen mögen. Das ist der Grund von der menschlichen Höflichkeit, welche nichts anders, als eine Art von Gewerbe der Eigenliebe ist, bey welchem man anderer ihre Liebe zu ertragen sucht, indem man selbst Liebe und Zuneigung gegen sie von sich blicken läßt.

Diese Zeichen der Liebe und Zuneigung sind gemeiniglich falsch und übertrieben; das heißt, man läßt mehr Liebe und Zuneigung von sich blicken, als man hat und empfindet, weil die Eigenliebe, die uns an uns selbst hängt, uns von der Liebe zu andern gnugsam losreißt. Aber in Ermangelung der wahren Liebe, setzt man eine Sprache der Liebe an ihre Stelle, die immer wohl aufgenommen wird, weil man allzeit bereit ist, alles, was zu unserem Vortheile dient, günstig anzuhören. Und so kann man von allen den höflichen Reden, die in dem Munde der Weltmenschen so gewöhnlich, und von den Empfindungen ihres Herzens so weit entfernt sind, sagen:

Vana locuti sunt unusquisque ad proximum suum; Labia dolosa in corde et corde locuti sunt: Ein jeder redet mit seinem Nächsten nur eitle Dinge; ihre Lippen sind betrüglich, und sie reden aus einem falschen Herzen. Ps. 11, 3.

Das II. Kapitel.

Es möchte scheinen, als ob uns die Liebe von der Höflichkeit abhalten sollte.

Da alle diese Bewegungen verderbt sind; so sieht man noch nicht, daß die Liebe an dieser gegenseitigen Beobachtung menschlicher Pflichten und Zeichen der Liebe und Zuneigung, welche man Höflichkeit nennt, Theil nehmen könne; und es scheint vielmehr, daß sie ihr natürlicher Trieb antreiben solle, sich ihrer zu enthalten. Denn da sie der Eigenliebe ganz zuwider ist; so soll sie uns ganz entgegengesetzte Regungen einflößen. Sie treibt uns an, uns zu hassen, und nicht, uns zu lieben; und es scheint folglich, daß sie vielmehr die Verachtung der Geschöpfe, als ihre Liebe, wünschen solle; und vornehmlich ist sie sehr weit entfernt, sie durch falsche Gefälligkeiten, oder durch betrügliche Werke, die mit unserer wahren Gesinnung nicht übereinstimmen, zu suchen.

Gott verlangt von den Menschen weiter nichts, als ihre Liebe. Darauf zielt alles ab, was er ihnen befiehlt. Wer also verlangt, daß sich die andern an

ihn hängen sollen, der will die Stelle Gottes einnehmen, welches die größte Ungerechtigkeit ist; und von ihnen den Tribut empfangen, der nur Gott gebührt, welches eine strafbare Anmaaßung ist. Man kann zwar wünschen, daß andere Liebe zu uns hegen: wir sind aber damit nicht zufrieden. Denn die Liebe kann bey der Kenntniß unserer Fehler bestehen; und das kann die Eigenliebe nicht leiden. Sie verlangt eine Liebe der Hochachtung und des Beyfalls, aber nicht des Mitleidens; vornehmlich wenn es geistliche Fehler betrifft, welche diejenigen sind, die wir am wenigsten gern gestehen. Endlich hat sie die Liebe anderer nicht deswegen gern, weil dieses etwas gutes für sie ist; sondern weil sie sie als Merkmaal ansieht, daß wir geliebt zu werden verdienen, und weil sie ihr auf solche Art dient, das Wohlgefallen, welches wir an uns selbst haben, zu vermehren.

Indessen ist das eine ganz augenscheinliche Ungerechtigkeit, zu verlangen, auf diese Art geliebt zu werden; denn wir sind gar nicht liebenswürdig. Wir sind nur Ungerechtigkeit und Sünde. Und verlangen, daß man diese Dinge, wenn man sie kennt, lieben soll, heißt verlangen, daß die Menschen das Laster lieben sollen. Wenn wir sie zu verbergen suchen; so wollen wir also, daß sie sich betriegen, und uns für andere halten sollen, als wir wirklich sind. Wir mögen also diese Liebe betrachten, von welcher Seite wir wollen; so thun wir unrecht, daß wir so begierig darnach streben.

Es ist zwar nicht unrecht, daß die Menschen dasjenige an uns lieben, was Gott in uns gelegt hat. Wenn sie aber diese Dinge als solche ansehen, die uns angehören; so handeln wir wieder unrecht, wenn wir diese Liebe verlangen. Denn sie thun unrecht, daß sie die Gaben Gottes uns zueignen; gleichwie wir unrecht thun, daß wir sie uns selbst zueignen. Wenn sie sie als bloße Gunstbezeigungen Gottes ansehen, die wir nicht verdient, und vielleicht durch den üblen Gebrauch, den wir davon gemacht, befleckt haben; so ist ihre Liebe auf diese Art recht, aber das Wohlgefallen, das wir daran haben, ist nicht recht. Denn es ist nicht diese Gerechtigkeit, die uns gefällt; sondern der eitle und nichtige Gedanke, daß wir, es sey auf welche Art es wolle, bey diesen Personen wohl angeschrieben stehen, und daß sie eine Hochachtung gegen uns hegen, auf welche wir uns stützen, um uns selbst mit mehrerer Hochachtung anzusehen und zu betrachten.

Da also bey der Liebe der Geschöpfe so viel Gefahr ist; so scheint es, als ob der natürliche Trieb der Liebe dahin gehe, sie zu vermeiden, damit dieser Blick unsere beßten Handlungen nicht verderben möge. Deswegen haben die Heiligen die Einsamkeit so sehr gesucht, und das macht sie auch einem jeden so nützlich. Denn wenn wir uns von den Geschöpfen absondern; so beraubt man sich des Anblicks ihrer Urtheile, des eiteln Wohlgefallens an ihrer Hochachtung, und des ungerechten Strebens nach ihrer Liebe und Zuneigung.

Alle menschliche Freundschaften werden durch den Tod zernichtet werden, und wir werden in diesem Augenblicke in eine ewige Einsamkeit eingehen, wo alle unsere Anhänglichkeiten werden zerrissen seyn. Denn auch selbst die Bösen werden von einander getrennt seyn, weil sie nur Haß und Abneigung gegen einander hegen werden. Und die Guten werden von Gott dergestalt eingenommen seyn, daß sie die Geschöpfe nur noch in Gott ansehen und betrachten werden; so daß der Blick, den sie auf sie werfen werden, ihre Einsamkeit und Ruhe durch keinen Blick, der sie auch nur einigermaaßen von Gott abzieht, stören wird. Sie werden sie nur vermöge einer Ergießung der Liebe, die sie zu Gott tragen, lieben; daß es also Gott seyn wird, den sie in ihnen lieben und sehen werden, wie denn geschrieben steht, Gott wird alles in allen seyn. 1. Cor. 15, 28. Wenn das gegenwärtige Leben eine Vorbereitung auf das ewige seyn soll, soll man sich nicht alle Mühe geben, uns schon in dieser Welt von einander loszureißen, und sich so viel, als man nur kann, gewöhnen, an Gott gnug zu haben, indem man sich aller der menschlichen Befriedigungen, und aller der Zeichen der Liebe und Zuneigung, welche nur die Eigenliebe befriedigen, beraubt; und indem man es dabey bewenden läßt, daß man andern nur wirkliche Dienste leistet, die zum Beßten unserer Seele etwas beytragen können?

Wenn die Liebe zu den Geschöpfen eine Stütze ist, die unsere Schwachheit sucht; sollen wir, da wir

stark

stark zu werden suchen sollen, nicht auch alle Mühe anwenden, uns dieser menschlichen Stütze zu berauben, damit wir uns desto mehr auf Gott verlassen können? Denn diese Stützen haben den Fehler an sich, daß, indem sie unserer Schwachheit aufhelfen, sie dieselbe unterhalten und vermehren; weil, wenn man dieses Brod der Eigenliebe genießt, man vor dem rechten Brode der Gerechtigkeit und des Willens Gottes, welches die Quelle der geistlichen Stärke ist, einen Eckel bekömmt.

Die Stärke eines Körpers besteht nicht darinnen, daß er seine natürliche Stütze, welche die Erde ist, nöthig hat; sondern darinnen, daß er nur die Erde nöthig hat, und alle übrige fremde Stützen entbehren kann. Eben so besteht auch die Stärke einer Seele darinnen, daß sie sich auf kein Geschöpf stützt, sondern an ihrer natürlichen Stütze, welche Gott ist, gnug hat. Für eine Seele, welche stark ist, ist es gnug, zu wissen, daß Gott sie sieht, daß sie sich in ihrer Ordnung befindet, und daß sie seinen Willen thut. Dieses Brod nährt, erhält und stärkt sie, und vertritt bey ihr die Stelle alles übrigen. Und das hat uns auch Jesus Christus lehren wollen, als er von sich selbst sagte, seine Speise wäre, denn Willen seines Vaters zu vollbringen: *Meus cibus est, ut faciam voluntatem Patris mei.* Joh. 4, 34.

Selig sind, die von diesem Brode leben, und ihr Vergnügen daran finden; denn dieses Brod kann ihnen niemals mangeln. Wenn sie alle Geschöpfe verlassen; wenn sie krank und elend sind; wenn sie

von

von Seiten der Menschen geschmähet und geschändet werden; so haben sie allzeit diese Speise, die sie stärkt, erhält und tröstet. Denn sie sehen allzeit den Willen Gottes überall; sie wissen, daß er ganz gerecht und barmherzig ist; und daran haben sie gnug. Das ist das auf den Felsen gebaute Haus, das von den Winden, Regen und Ungewitter nicht kann erschüttert werden. Es ist das Haus des Gerechten, das voll Stärke ist, von welchem es heißt: *Domus justi plurima fortitudo.* Sprichw. 15, 6. Hierzu ermahnt uns der Weise, wenn er uns befiehlt, uns mit Gott zu vereinigen, *conjungere Deo.* Sir. 2, 3. Denn wer mit Gott durch die Liebe seines Willens vereinigt ist, ist stärker, als alle Menschen, weil er alle Stärke Gottes für sich hat.

Man muß nach dieser Stärke trachten; man muß sich Mühe geben, diese Speise zu schmecken und zu genießen. Gleichwie man aber den Leib der Kinder nicht anders stark macht, als wenn man ihn gewöhnt, ohne Stütze zu gehen, und indem man ihm die Speisen der Kindheit entzieht, um ihm stärkere und derbere Speisen zu geben; also kann man auch, wie es scheint, nicht anders zur christlichen Stärke gelangen, als wenn man sich aller der Stützen beraubt, die wir in dem Wohlgefallen und der Liebe der Geschöpfe antreffen, und indem wir uns gewöhnen, mit Gott allein zufrieden und vergnügt zu seyn.

Es scheint also, man solle aus diesem allen den Schluß machen, wir sollten weder nach der Liebe der Geschöpfe, noch nach den Beweisen, die sie uns da-

von geben, ein Verlangen haben; sie thäten uns einen Gefallen, wenn sie uns vergäßen; ihre Gleichgültigkeit wäre uns nützlich und vortheilhaft; und ihre Liebe und Zuneigung wäre für uns gefährlich. Soll man denn aber auch den Schluß machen, wir sollten ihnen auch gleichgültig begegnen; man müße alle nicht nöthige Höflichkeiten unterlassen, und andern nur allein die Liebesdienste erweisen? Man würde glauben können, es fließe dieses aus denselben Beweisen. Denn wir sollen sie lieben, wie wir uns lieben, und das, was wir für uns gefährlich halten, ihnen nicht wünschen. Auf diese Art werden wir gewissenshalber unhöflich und wild werden. Indessen scheint dieses dem Sinne und der Uebung aller Heiligen zuwider zu seyn, welche viel Liebe und Zärtlichkeit gegen ihre Freunde gehabt, und den Ausbruch ihrer Liebe so gar bey solchen Gelegenheiten nicht zurückgehalten haben, wo es eben nicht so nöthig zu seyn schien, sie an den Tag zu legen. Nichts ist zärtlicher, als der heil. Paulin, der heil. Augustin und der heil. Bernhard. Es ist also zu befürchten, wir möchten diese Lehren gar zu weit treiben; und das nöthigt uns, zu untersuchen, ob die Liebe keine Ursachen und Bewegungsgründe hat, die sie antreiben können, die Pflichten der weltlichen Höflichkeit auszuüben; und ob sie das nicht auf eine reine Art und aufrichtig thun kann, was die Weltmenschen aus Eigennutze und auf eine verstellte Art thun.

Das III. Kapitel.

Wie die Liebe an den Pflichten der Höflichkeit Theil nehmen kann.

Und was zum ersten die Aufrichtigkeit betrifft; so soll die Liebe nicht befürchten, daß sie sie bey den Höflichkeiten, die sie dem Nächsten erweist, verletzen werde. Und man kann sagen, daß es in diesem Stücke nur der Liebe zukömmt, höflich zu seyn, weil nur sie es aufrichtig seyn kann. Denn da sie in dem Nächsten Jesum Christum selbst, wie sie es thut, ehrt und liebt, kann sie wohl befürchten, ihn zu sehr zu ehren oder zu lieben? Wenn wir nicht allemal gegen andere alle die Zärtlichkeit empfinden, die wir gegen sie blicken lassen; so ist es gnug, daß wir überzeugt sind, daß wir sie empfinden sollten, und daß wir sie selbst durch die Beweise der Liebe und Zuneigung, die wir ihnen geben, zu erlangen bemüht sind. Denn dieses macht, daß sie nicht falsch und betrüglich sind, weil sie mit unserem Verlangen und unserer Neigung übereinstimmen.

Es kann uns auch nur die Liebe allgemeine Gründe und Ursachen an die Hand geben, alle Menschen zu lieben, und uns ihnen zu unterwerfen. Die Eigenliebe läßt uns nur die lieben, die uns lieben, und uns nützlich sind; sie unterwirft uns nur denen, die mächtiger, als wir, sind; und sie treibt uns dagegen

an, über alle andere so sehr, als es uns nur möglich ist, herrschen zu wollen. Aber die Liebe schließt alle Menschen in ihre Liebe und Unterwerfung ein. Sie sieht sie alle als Werke des Gottes, den sie anbethet; als solche, die mit dem Blute ihres Heilandes erlöst worden, und zu dem Reiche, nach welchen sie trachtet, berufen sind, an. Und diese Eigenschaften sind für sie hinlänglich, sie zu lieben, und sie uns so gar als unsere Herren ansehen zu lassen, weil wir uns höchstglücklich schätzen sollen, daß wir den Gliedern Jesu Christi, und den Auserwählten Gottes, in den geringsten Dingen dienen können. Sie hat also die rechten Quellen der Höflichkeit in sich, welche eine innere Liebe und Unterwerfung gegen andere sind. Und wenn sie sie äußerlich sehen läßt; so ist es nur ein ganz natürlicher Ausbruch der Bewegungen, die sie dem Herzen mittheilt.

Die Höflichkeit besteht darinnen, daß man andern, so viel als es die in der Welt eingeführte Ordnung erlauben kann, nachgiebt; daß man sie sich vorzieht, und sie als solche, die über uns sind, betrachtet. Der Stolz, der uns wirklich unter sie erniedrigt, kann es nicht leiden; aber der Liebe, die uns über viele erhebt, kostet es keine Mühe, sich auf diese Art zu erniedrigen, nicht durch seltsame Geberden oder Verstellung, sondern durch ein wahres und richtiges Urtheil, das sie uns von uns selbst fällen läßt. Lasset uns hören, was der Weise sagt: Das, spricht er, sind die Worte eines Mannes, mit dem Gott ist, und welcher, nachdem er durch

die Gegenwart Gottes, der in ihm wohnt, gestärkt worden, gesagt hat: (es wird also die Sprache der Liebe seyn, die wir hören werden, weil es aus einem Herzen kömmt, das mit Gott erfüllt ist:) Was wird er denn also sagen? Ich bin der Unweiseste unter allen Menschen, und die Weisheit der Menschen ist nicht bey mir. Ich habe die Weisheit nicht gelernt, und die Wissenschaft der Heiligen ist mir unbekannt: *Stultissimus sum virorum, et sapientia hominum non est mecum: Non didici sapientiam, et non novi scientiam Sanctorum.* Sprichw. 30, 1. 2. 3. Diese Fülle Gottes hat die Absicht, ihn die Tiefe seiner Unwissenheit und Nichtigkeit einsehen zu lassen, und zu machen, daß er sich als den Elendesten unter allen Menschen ansieht. Und diese Einsicht ist nicht falsch, weil sie dasjenige zum Gegenstande hat, was ihr vermöge der Natur zukömmt, nach welcher es wahr ist, daß die Gerechtesten eben so verderbt sind, als die Bösesten und Gottlosesten; und weil, da sie ihm seine Fehler weit genauer, als anderer ihre, bekannt macht, er mit Wahrheit sagen kann, sie wären in seinen Augen größer; gleichwie wir sagen, weil er, wenn wir ihn sehen, uns so vorkömmt.

Die Liebe hat also alles, was sie braucht, um aufrichtig höflich zu seyn; und man kann sagen, sie fasse eine innere Höflichkeit gegen alle Menschen in sich, die ihnen, wenn sie sie sehen, überaus angenehm seyn würde. Thut man aber wohl, wenn man sie ihnen zu erkennen giebt, und kann man recht-

mäßige Ursachen und Bewegungsgründe haben, sie ihnen äußerlich merken zu lassen, weil der Bewegungsgrund, sich ihre Neigung und Liebe zuwege zu bringen, um sich daran zu vergnügen, böse und verderbt ist? Es ist wahr, wenn sie keinen andern, als diesen, hätte; so würde sie ihre Neigung vielmehr zu verbergen, als sie bekannt zu machen suchen. Sie hat aber viel andere; und der erste ist dieser, daß, wenn sie diese äußerlichen Beweise der Freundschaft gegen die Menschen an den Tag legt, sie sich selbst nährt und stärkt. Sie giebt zu erkennen, daß sie sie liebt, damit sie sie noch mehr lieben möge. Denn die Liebe ist ein Feuer, das Luft und Materie nöthig hat, und welches, wenn es immer erstickt wird, gar bald verlischt. Sie ist eine Tugend, welche nöthig hat, wie die andern, geübt zu werden. Da sie also das Leben, die Gesundheit und die Stärke unserer Seelen ist; so sollen wir uns nach Gelegenheiten, sie auszuüben, umsehen. Nun giebt es aber keine öftern, als diejenigen, welche uns die Höflichkeit an die Hand giebt.

Unsere Seelen sind mehr als einer Art von Krankheit unterworfen; und man muß sich wohl vorsehen, daß, wenn man die einen zu vermeiden sucht, man nicht in andere noch gefährlichere fallen möge. Es ist ein Fehler, an der Liebe, welche die Menschen gegen uns hegen, ein Wohlgefallen zu haben; es ist aber ein noch größerer, gegen die Menschen gleichgültig zu seyn; unempfindlich zu bleiben, es mag ihnen wohl oder übel gehen; sich in sich selbst einzu-

schließen; nur an sich zu denken; und die Eigenliebe macht, daß wir zu diesem Laster eben so geneigt, als zu allen übrigen, sind. Nun trägt es sich aber oftmals zu, wenn man nicht Acht darauf hat, daß, wenn man den Menschen diese Höflichkeit und Freundschaft nicht erweisen will, man, in Ansehung ihrer, in eine innere Trockenheit, Kaltsinnigkeit und Gleichgültigkeit verfällt. Man vergißt sie, nicht in der Absicht, sich Gott zu ergeben, sondern sich mit sich selbst anzufüllen. Man entzieht sich ihnen unvermerkt. Sie werden uns fremde. Und indem wir die Liebe auf eine gar zu geistreiche Art ausüben wollen; so verlieren wir wirklich die geistige Liebe, und die menschliche Zuneigung, die das Band der bürgerlichen Gesellschaft ist.

Die Liebe übt die Höflichkeit auch noch wegen der Vortheile, die sie davon hat, aus. Denn es würde nichts nützlicher seyn, als die Höflichkeit, wenn wir sie recht zu brauchen wüßten. Sie giebt uns Gelegenheit, in den Menschen alle Gnaden, die ihnen Gott erzeigt, zu ehren, und unsere innere Bewegungen nach der Verschiedenheit dieser Gnaden einzurichten. Denn wenn es eine bußfertige Person ist, die Gott von dem unordentlichen Leben der Welt abgezogen hat; so sollen wir die Stärke der Gnade Jesu Christi, und seinen Sieg über die Welt, in ihr ehren. Wir sollen die Buße in ihr hochschätzen, und sie als eine solche ansehen, die wegen dieser Tugend weit über uns erhaben ist. Sind es Große; so ehrt man in ihnen die Macht und das Ansehen Jesu Christi,

sti, woran sie Theil haben. Und wenn es tugendhafte Große sind; so ehrt man die Größe der Gnade, die sie empfangen haben, und welche sie alle Hindernisse ihres Standes hat überwinden lassen. In den Armen ehrt man die Armuth Jesu Christi; in denen, die demüthig sind, oder in einem niedrigen Stande leben, seine Demuth; seine Reinigkeit in den Jungfrauen; seine Leiden in den Geplagten; und endlich ehrt man und übt, unter dem Scheine einer ganz menschlichen Tugend, alle christliche Tugenden aus.

Es ist wahr, man würde fast alle diese Dinge vermittelst blos innerer Handlungen thun und verrichten können. Es ist aber gut, an ihrer Ausübung erinnert zu werden; und die Pflichten der menschlichen Höflichkeit erinnern uns daran, gleichwie uns die äußerlichen Pflichten der Ehrerbiethung, die man Gott durch die Stellung seines Leibes erweist, erinnern, darauf bedacht zu seyn, unsere Seele in den innern Zustand der Ehrerbiethung und Anbethung zu versetzen, in welchem wir uns gegen die göttliche Majestät befinden sollen. Und diese Erinnerungen sind uns um so viel nützlicher und heilsamer, je häufiger sie sind. Denn man kann die Liebe sehr selten durch wirkliche Dienste gegen den Nächsten ausüben, weil man nicht oft Gelegenheit dazu hat. Aber die Beobachtung der Höflichkeit ist weit gewöhnlicher, und man hat öfter Gelegenheit dazu. Sie kostet uns nicht viel, und giebt uns doch ein Mittel an die Hand, durch diese beständige Ausübung der Liebe viel zu gewinnen.

Das IV. Kapitel.

Nutzen und Vortheile, welche die Ausübung der Höflichkeit denen, gegen welche man sie ausübt, verschafft.

Wenn aber die Ausübung dieser christlichen Höflichkeit uns nützlich ist; so ist sie andern auch eben so nützlich. Sind sie geistlich; so verdoppelt die Neigung, die man gegen sie an den Tag legt, ihre Liebe. Und wenn sie fleischlich sind; so schmeichelt sie zwar ihre Eigenliebe, welches ein Uebel ist, das von ihrer bösen Gemüthsbeschaffenheit herkömmt; sie bewahrt sie aber vor einem weit größern, in welches sie fallen würden, wenn man sie nicht zu erhalten suchte, indem man Neigung und Liebe gegen sie blicken läßt. Denn wenn man sie nicht auf diese Art durch die Pflichten der menschlichen Höflichkeit zu erhalten sucht; so entfernen sie sich ganz und gar von denen, die ihnen gleichgültig begegnen, und sie verlieren alles Zutrauen, das sie zu ihnen hatten, so daß man ganz außer Stand gesetzt wird, ihnen zu dienen. Die Liebe muß sie also bey dieser Schwachheit erhalten, indem sie ihnen zu erkennen giebt, daß man sie liebt und hochschätzt, in der Hoffnung, daß die Liebe auf diesen unvollkommenen Zustand folgen werde.

Man muß mit den Menschen als mit Menschen, und nicht als mit Engeln umgehen. Es ist also nö-

thig, daß unser Verhalten gegen sie nach ihrem gemeinen Zustande eingerichtet ist. Nun besteht aber dieser gemeine Zustand darinnen, daß die Freundschaft und Einigkeit, die auch so gar unter frommen und gottesfürchtigen Personen statt hat, noch mit vielen Unvollkommenheiten vermischt ist; daß man also voraussetzen soll, daß sie, außer den geistlichen Banden, die sie mit einander vereinigen, auch noch durch sehr viele kleine Bande mit einander verbunden sind, die insgesammt menschlich sind, welche sie nicht wahrnehmen, und die in der Hochachtung und Liebe, die sie gegen einander hegen, und in den kleinen Tröstungen, den ihnen der Umgang, den sie mit einander haben, verschafft, bestehen. Und die Beständigkeit ihrer Vereinigung hängt nicht nur von diesen geistlichen Banden, sondern auch von diesen andern menschlichen Banden, die sie erhalten, ab.

Daher kömmt es, daß, wenn diese kleinen Bande durch sehr viele kleine Aergernisse, kleine Unzufriedenheiten, und kleine Nachläßigkeiten zerrissen werden, man hernach auch so gar in den wichtigsten Dingen uneins wird. Und wenn man recht Acht darauf hat; so wird man finden, daß vor allen den verdrießlichsten Mißhelligkeiten, die man unter frommen und gottesfürchtigen Personen entstehen sieht, die ehmals sehr eins untereinander gewesen waren, gemeiniglich Kaltsinnigkeiten vorhergegangen sind, die durch den Mangel der Aufmerksamkeit, einander gewiße Pflichten der Höflichkeit zu erweisen, verursachet worden. Es wäre zwar zu wünschen, daß die

Einig-

Einigkeit der Christen untereinander weit dauerhafter, reiner, und von allem menschlichen Troste unabhängiger seyn möchte; und man muß es auch bey sich selbst dahin zu bringen suchen, daß man ihn möge entbehren können. Aber die Liebe scheint von uns zu verlangen, die Pflichten, zu welchen uns die Höflichkeit verbindet, gegen andere nicht zu unterlassen; nicht weil man sie für schwach hält, sondern weil man voraussetzt, daß sie es werden können, und weil man ihnen auf diese Art alle Gelegenheit uns kaltsinnig zu werden benimmt.

Es wird uns deswegen von den Aposteln nachdrücklich empfohlen, die Gottesfurcht auch sogar bey den Weltmenschen liebenswürdig zu machen, um sie nach und nach zu ihr zu bringen. Nun kann sie aber unmöglich liebenswürdig seyn, wenn sie wild, unhöflich und grob ist, und wenn sie den Menschen nicht zu erkennen giebt, daß sie sie liebt, daß sie ihnen zu dienen wünscht, und daß sie ganz zärtlich gegen sie ist. Wenn man ihnen auf diese Art nicht wirklich dient; so stößt man sie doch wenigstens nicht vor den Kopf, und man bereitet sie allzeit vor, die Wahrheit mit wenigerem Widerstande anzunehmen. Man muß also die Höflichkeit zu reinigen, und nicht zu verbannen suchen. Man muß sich die Neigung der Menschen zu erwerben suchen, nicht in der Absicht, einen unrechten Wohlgefallen daran zu haben; sondern damit uns diese Neigung in den Stand setzen möge, ihnen zu dienen; und weil diese Neigung selbst ein Gut für sie ist, das ihnen eine Hochachtung

gegen die Gottesfurcht einflößt; das sie, wenn sie noch keine haben, dazu vorbereitet, und, wenn sie sie schon besitzen, sie zu erhalten dient.

Wenn uns der heil. Apostel Petrus empfiehlt, die Demuth in allen Sachen zu erzeigen und einzuflößen, 1. Pet 5, 5. empfiehlt er uns nicht eine beständige Ausübung der Höflichkeit? Denn die Höflichkeit ist eine äußerliche Demuth, und sie wird eine innerliche, wenn wir sie aus geistlichen Absichten ausüben. Der heil. Paulus schreibt sie noch ausdrücklicher vor, wenn er befiehlt, es solle einer dem andern mit Ehrerbiethung zuvorkommen: *Honore invicem praevenientes*. Röm. 12, 10.

Das V. Kapitel.

Mittel, diese scheinbaren Widersprüche zu vereinigen. Regeln, die man bey der Ausübung der Höflichkeit beobachten soll.

Hier ist also ein Streit, nicht der Laster, sondern der Tugenden. Man muß die Neigung der Menschen zu erlangen suchen, indem man durch Pflichten der Höflichkeit Neigung gegen sie an den Tag legt; um ihnen zu dienen; um die Einigkeit mit ihnen zu erhalten; um zu verhindern, daß sie sich nicht von uns entfernen, und daß die Liebe in ihnen nicht erlöschen möge; um die Liebe in uns selbst zu vermehren und zu nähren; um verschiedene Tugen-

den auszuüben. Man muß die Neigung der Menschen nicht zu erlangen suchen, und sich alles dessen, wodurch sie erlangt wird, enthalten; weil dieses eine Versuchung für uns ist; weil uns diese menschlichen Höflichkeiten und Gefälligkeiten in einer geistlichen Schwachheit erhalten; weil wir schon in diesem Leben darnach streben sollen, mit Gott allein zufrieden zu seyn, und uns von allem übrigen loszureißen. Das sind die geistlichen Ursachen auf der einen und der andern Seite. Welche sollen aber den andern vorgezogen werden? Es ist sehr schwer zu entscheiden. Man wird finden, daß sich die Heiligen bald nach den einen und bald nach den andern gerichtet haben. Folgendes sind indessen einige Regeln, die man, wie es scheint, dabey würde beobachten können.

Wenn wir wenig Hoffnung haben, gewiesen Personen dienen zu können; wenn es uns nicht aufgetragen ist; wenn uns der Umgang, den wir mit ihnen haben können, schädlich seyn kann, und wenn es auch nur in Ansehung der Zeit wäre, die man darauf wenden müßte; so muß man es, in Ansehung ihrer, bey den unumgänglichen Pflichten der Höflichkeit bewenden lassen, weil sie sich, wenn man sie unterließe, daran ärgern würden; und man muß alle diejenigen unterlassen, die keinen andern Zweck haben würden, als ihnen zu gefallen, und eine besondere Verbindung mit ihnen einzugehen.

Wenn man zu einer außerordentlichen Einsamkeit gelockt wird, und einsieht, daß uns diese Einsamkeit mit Gott vereinigt, ohne uns mit uns selbst

zu vereinigen, und ohne zu machen, daß wir gegen unsere Freunde gleichgültig werden; so hat man mehr Freyheit, die Beobachtung der Pflichten der Höflichkeit, die nicht schlechterdings nöthig sind, nicht auszuüben, wenn uns nur unsere Lebensart zu einer Entschuldigung dient, und unser einsames Leben so einförmig ist, daß es keinen Anlaß giebt, uns zu beschuldigen, es geschähe aus Verachtung und Gleichgültigkeit, daß wir diese Pflichten gegen andere nicht beobachteten.

Wenn wir aber ein gemeines Leben führen; wenn wir aus Noth mit der Welt in gewißen Verbindungen bleiben; wenn sich die ganze Einsamkeit nicht für uns schickt; wenn wir selbst einen und den andern menschlichen Trost nöthig haben; wenn wir nach der göttlichen Ordnung mit mancherley Personen verschiedene Verbindungen eingegangen sind, die wir nicht wohl aufheben können; so scheint es weit nützlicher und vortheilhafter zu seyn, das andere Betragen anzunehmen, welches darinnen besteht, alle Gelegenheiten zu ergreifen, Liebe und Neigung gegen sie blicken zu lassen, und sich bey ihnen beliebt zu machen.

Man muß nur dahin trachten, daß unsere Höflichkeit von der Höflichkeit der Weltmenschen unterschieden; daß sie ganz wahr und aufrichtig; daß sie nicht leichtsinnig und schmeichelhaft seyn; daß sie sich nicht in Worte, Komplimente und Lobreden verbreiten; daß sie uns nicht einen beträchtlichen Theil unserer Zeit rauben; daß sie nicht eine Quelle unnützer Belustigungen und Zeitverderbungen seyn, sondern

dagegen die Gottesfurcht und Bescheidenheit einflößen; und daß, wenn sie die Menschen die Gütigkeit und Sanftmuth Jesu Christi an uns wahrnehmen läßt, dieses nicht in der Absicht geschehen möge, um es bey ihnen dahin zu bringen, daß sie vor dem Geiste und Sinne der Welt fliehen und eine Abneigung dagegen haben, sondern vielmehr ein ganz christliches Leben führen mögen.

Man muß es indessen niemals zu einer allgemeinen Regel machen, die Höflichkeit ist gegen einen jeden auszuüben. Denn es giebt Leute, die man nicht anders, als durch eine gewisse Art von Unhöflichkeit loswerden kann, und die uns mit Besuchen und Briefen beschwerlich fallen würden, wenn man höflich gegen sie wäre. Man sieht sich also genöthigt, gegen solche Personen einige Kaltsinnigkeit von sich blicken zu lassen, damit sie uns nicht unser kostbarestes, welches unsere Zeit ist, rauben mögen. Wenn man sich diesem unnützen Umgange entziehen kann, ohne ihnen Anlaß, sich zu beklagen, zu geben; so mag man es immer thun. Kann man es aber nicht; so ist es besser, daß sie sich über uns beklagen, als daß man uns mit Recht vorwerfen kann, was die Schrift sagt: Die Fremden haben alles aufgefressen, was zur Erhaltung unsers Lebens am nöthigsten war, ohne daß wir es gemerkt und wahrgenommen haben: *Comederunt alieni robur ejus, et nescivit.* Hos. 7, 9.

Von

Von der Größe.

Erster Theil.

Von der Natur und Beschaffenheit der Größe, und von den Pflichten der Kleinen und Untern, gegen die Großen und Obern.

Das I. Kapitel.

Einander zuwider laufende Triebe der Menschen in Ansehung der Größe. Derjenige, welcher antreibt, die Großen zu ehren, ist stärker, als der, welcher sie zu verachten antreibt. Quelle der Verachtung der Größe bey den armen oder reichen Weltweisen. Nur allein die Religion kann uns zu erkennen geben, was ihr gebührt.

Die Menschen haben Triebe, die einander in Ansehung der Größe ganz zuwider sind, welche aber insgesammt aus ihrem natürlichen Verderben entstehen. Sie lieben und hassen, sie bewundern und verachten sie. Sie lieben sie, weil sie an ihr alles wahrnehmen, was sie wünschen, den Reichthum, das Vergnügen, die Ehre und die Macht. Sie hassen sie, weil sie sie herunter setzt und erniedrigt, und

weil

weil sie ihnen zu erkennen giebt, daß sie der Güter, die sie lieben, beraubt sind. Sie bewundern sie, weil sie von ihnen eingenommen und verblendet sind. Sie verachten sie auch bisweilen, oder stellen sich, als ob sie sie verachteten, damit sie sich in ihrer Einbildung über die Großen erheben, und sich auf diese Art eine eingebildete Größe errichten mögen, indem sie diejenigen, die von dem gemeinen Manne bewundert werden, herunter setzen und erniedrigen.

Ob sie nun aber gleich alle diese verschiedenen Bewegungen bey sich verspüren; so muß man doch gestehen, daß diejenigen, welche antreiben, die Großen zu ehren, weit stärker und thätiger sind, weil sie die natürlichsten Gegenstände der Begierde betreffen; da hingegen der Haß, den man gegen die Größe hegt, gewissermaaßen dadurch erstickt wird, weil man die Großen immer nöthig hat, welches die Seele unvermerkt zur Ehrerbietung und Hochachtung gegen diesen Stand bewegt. Man giebt alle Hoffnung auf, sich so hoch, als sie sind, erheben zu können; und man will lieber, indem man sich ihnen unterwirft, an ihren Gütern Theil nehmen.

Es wird also die menschliche Verachtung der Größe gemeiniglich nur bey gewissen Leuten angetroffen, die ihren Stolz mit dem Namen der Weltweisheit bemänteln, und welche, weil sie ihren Ehrgeiz nicht dadurch, daß sie groß werden, befriedigen können, ihre Bosheit dadurch zu befriedigen suchen, daß sie die, welche groß sind, heruntersetzen und ernie-

drigen. Weil wir nicht zur Größe kommen und gelangen können; so wollen wir uns dadurch rächen, daß wir übel von ihr reden, sagte Montagne sehr artig, um dieses natürliche Gefühl des Stolzes auszudrücken.

Wenn es einige Weltweise gegeben hat, welche, ob sie gleich Ursache hatten, nach der Welt, mit ihren Glücksumständen zufrieden zu seyn, dennoch nicht unterlassen haben, die Größe und Hoheit in ihren Reden und Schriften zu verachten; so ist es aus einer noch sinnreichern und feinern Eitelkeit geschehen. Diese Leute haben sich gar sehr in Acht genommen, sich ihrer Schätze wirklich zu berauben, und Seneca hat sich alle Mühe gegeben, sich mit Grundsätzen wider diese wirkliche Beraubung zu verwahren. Es ist, spricht er, ein Kennzeichen einer schwachen Seele, den Reichthum nicht leiden zu können: *Infirmi est animi, pati non posse divitias.* Warum macht er denn also so viel schöne Reden wider die Großen und die Reichen? Darum, weil er die menschliche Ehre der Größe, und die philosophische Ehre der Verachtung der Größe mit einander hat vereinigen wollen; damit er nicht nur von dem gemeinen Volke, das die Großen ehrt, sondern auch von den Weltweisen, die sie verachten, möge hochgeschätzt werden. Diese verschiedenen Urtheile, von welchen die einen so unrecht und verderbt, als die andern sind, geben deutlich zu erkennen, daß man der Begierde bey den Neigungen, die sie uns für und wider die Großen einflößt, nicht folgen muß; und daß wir so gar unserer

Vernunft nicht trauen sollen, weil sie mit den Leidenschaften, die sie gemeiniglich in Ansehung ihrer Gegenstände verderben, in einem Verständnisse und einer Verbindung steht. Man muß sich nach Einsichten umsehen, die gewisser und nicht so verdächtig sind; und es ist nicht möglich, anderswo welche zu finden, als in der christlichen Religion, weil nur sie die Begierde recht kennt, und also die falschen Vorzüge, die unser Ehrgeiz der Größe beylegt, von ihr absondern, und ihr die rechten und wahren, die ihr unsere Bosheit gern rauben möchte, erhalten kann. Vermittelst der Einsichten, welche uns die Religion verschafft, würde man gar leicht einsehen können, daß uns die menschliche Vernunft vielleicht recht gut überzeugen könnte, daß der gewöhnliche Begriff, den sich die Menschen von der Größe machen, ganz falsch und betrüglich ist, weil er sich nur auf ihr verderbtes Herz, und die falschen Urtheile, die es fällt, gründet. Denn sie setzen diesen Begriff auf folgende Art zusammen. Sie lieben die Macht, den Reichthum und das Vergnügen. Sie sehen, daß die Großen die Besitzer derselben sind. Sie halten sie also für glücklich. Sie ziehen deswegen ihren Stand dem Stande derer vor, die dieser Güter beraubt sind; und vermöge dieses Vorzugs erheben sie sie über andere Menschen. Dieses Urtheil ist schon falsch und betrüglich. Denn das Vergnügen, der Reichthum und die Macht sind in dem gegenwärtigen Zustande des Menschen keine Güter. Sie kommen nur der Begierde, als solche vor; aber der durch den Glauben

erleuchteten Vernunft scheinen sie vielmehr große Uebel zu seyn, weil sie große Hindernisse der Gottesfurcht und Seligkeit sind. Aber die Menschen bleiben dabey nicht stehen. Da sie sehen, daß das Urtheil, welches sie von dem Zustande der Großen fällen, nicht ihr eigenes und besonderes Urtheil ist; daß die mehresten andern Menschen eben so, wie sie, davon urtheilen, und daß sie alle diesen Stand hochschätzen und bewundern; so machen sie aus diesen Urtheilen, die sie und andere davon fällen, eine neue Stütze, die Größe zu erheben; und betrachten auf diese Art die Großen, die von vielen bewundert werden, als Leute, die als solche angesehen werden, welche über die übrigen Menschen unendlich weit erhaben sind.

Diesen Begriff macht uns die Begierde von diesem Stande; es gehört aber nur wenig Einsicht dazu, seine Falschheit einzusehen. Denn da alle die Urtheile, welche die Großen über andere erheben, nur leere Einbildungen sind, die aus dem Verderbnisse und der Blindheit der Menschen entstehen; so sieht man deutlich, daß die Größe, die sie zum Grunde legen, nur etwas eingebildetes, und nichts wirkliches ist.

Die Philosophie würde es bey uns dahin bringen können, die Falschheit dieses Begriffs zum Theil einzusehen. Wenn wir aber keine andern Einsichten haben, als die, welche sie uns verschafft; so wird sie uns, indem sie uns von dem einen Irrthume befreyt, in einen andern stürzen, und uns glauben lassen,

sen,

sen, die Großen wären gar keiner Ehr und Hochachtung würdig. Und in Wahrheit, dieser Schluß würde nothwendig aus diesen Grundsätzen folgen, wenn die Größe nur auf diesem Haufen falscher Urtheile und falscher Güter beruhte. Denn ich soll eine Person nicht deswegen ehren, weil sie noch elender ist, als ich bin; und der Irrthum, vermöge welches die Großen glauben würden, ihr Stand wäre ein glücklicher Stand, weil er sehr vielen betrogenen Personen so vorkömmt, würde nur Mitleiden, aber keine Ehre und Hochachtung verdienen.

Indessen sagt uns die Schrift, es wäre eine Pflicht, die Großen zu ehren, und die christliche Gottesfurcht solle sie beobachten. Nun kann aber die Gottesfurcht, welche von der Wahrheit unzertrennlich ist, nur das ehren, was wahrhaftig verehrungswürdig ist. Man kann so gar sagen, es läge etwas göttliches in der Größe; weil uns die Schrift, indem sie uns auf der einen Seite sagt, man solle die Großen ehren, auf der andern versichert, die Ehre gebühre nur Gott: *Soli Deo honor et gloria*. 1. Tim. 1, 17. Hieraus folgt, daß man, indem man die Großen ehrt, Gott müße ehren können, und daß etwas göttliches in ihnen liege, dem man die Ehre, die man ihnen erweist, erzeigen könne. Wenn man aber wissen will, was dieses ist; so muß man nothwendig bis zu der Errichtung und dem Ursprunge der Größe selbst zurückgehen.

Das II. Kapitel.

Wie die Begierde, die Vernunft und die Religion sich vereinigen, die Größe und Hoheit zu bilden und zu errichten. Folge aus dieser Lehre, die den Königen und fortdaurenden Monarchien nützlich und vortheilhaft ist.

Die Begierde, die Vernunft und die Religion vereinigen sich auf verschiedene Art, den Stand, den man Größe nennt, zu errichten. Die Begierde wünscht ihn aus Stolz. Die Vernunft billigt ihn, weil sie sieht, daß ihn die Menschen nöthig haben. Und die Religion bestätigt ihn durch das Ansehen Gottes selbst. Und wenn man wissen will, wie dieses geschieht; so muß man bedenken, daß, wenn die Menschen im Stande der Unschuld geblieben wären, keine Großen unter ihnen würden gewesen seyn, weil sie von Geburt einander gleich gewesen wären, und in dieser natürlichen Gleichheit würden geblieben seyn. Der Mensch ist eigentlich nicht gemacht, daß er andern Menschen befehlen soll, wie der heil. Gregorius spricht; weil der Wille eines Menschen nicht die Regel des Willens eines andern ist, und weil sie insgesammt das göttliche Gesetz zur einzigen Regel haben, welches sie insgesammt vor der Sünde deutlich gnug würden eingesehen, und nicht nöthig gehabt haben, es von jemanden zu lernen.

Wenn

Wenn also die Größe nicht allzeit eine Anordnung an sich selbst ist; so ist sie doch wenigstens allzeit eine Wirkung der Anordnung der Natur, und eine nothwendige Folge der Sünde. Denn gleichwie im Stande der Unschuld keine Ungleichheit statt haben konnte; also kann der Stand der Sünde keine Gleichheit leiden. Ein jeder Mensch möchte gern der Herr und Tyrann über alle übrige seyn. Und da es nicht möglich ist, daß ein jeder diesen Zweck erreicht; so muß entweder die Vernunft eine gewisse Ordnung darinnen machen, oder die Gewalt muß es thun; und wenn die Mächtigsten die Herren geworden sind, so müßen die Schwachen ihnen unterthänig seyn.

Die Vernunft sieht nicht nur ein, daß diese Unterwerfung der Menschen unter andere Menschen unvermeidlich ist; sondern daß sie ihnen auch sehr vortheilhaft und höchstnöthig ist. Sie weis, daß die Einsicht des Menschen seit dem Sündenfalle viel zu schwach ist, als daß sie ihn auch selbst in den Dingen, die nur das bürgerliche Leben angehen, leiten und führen könnte; und daß sein Wille viel zu verderbt ist, als daß er ihn in einem ordentlichen Stande in Ruhe und Friede könnte bleiben lassen. Sie sieht also ein, daß es nöthig ist, daß es ein grobes Gesetz giebt, das ihn an seine Pflichten bindet, welches das Gesetz der Regierung und Herrschaft ist. Sie findet es also für gut, daß man Einrichtungen und Regierungsarten macht, und daß man gewissen Personen die Macht, sie andere beobachten lassen, giebt. Sie billigt es, daß man alle menschliche

che Sachen in eine gewisse Ordnung bringt; und daß man, um die Streitigkeiten zu vermeiden, den einen den Vorzug vor den andern giebt. Mit einem Worte, sie willigt nicht nur in die Einführung der Größe; sondern sie sieht auch diese Ordnung als das Meisterstuck des menschlichen Verstandes, und als die nützlichste Sache, die in der Welt ist, an.

Man muß aber wohl merken, daß, obgleich die Begierde die Größe wünscht, und die menschliche Vernuft ihre Einführung billigt, dennoch weder die eine, noch die andere hinlänglich ist, sie rechtmäßig zu machen. Denn da die Menschen nicht sich selbst angehören; so können sie auch, weder mit andern, noch mit sich selbst, nach ihrem Willen und Wohlgefallen umgehen. Gott allein ist ihr Oberherr; und sie würden sich gar sehr versündigen, wenn sie ohne sein Geheiß einen andern erkennen oder über sich sehen wollten. Wenn ein Haufe Sclaven, die in einem Gefängnisse beyeinander wären, einigen unter ihnen das Recht über Leben und Tod in Ansehung aller übrigen auftrüge; so würde der Herr über diese verwegene Einrichtung lachen, und denjenigen, der sich dieses Rechts bedient hätte, als einen, der sich desselben unrechtmäßiger Weise angemaaßt, und als einen Tyrannen strafen; weil, da dieses Recht ihm angehört, nur er dasselbe einem andern mittheilen und übertragen kann. Nun befinden wir uns aber, in Ansehung Gottes, alle in diesem Stande; das heißt, wir sind seine Sclaven, und folglich können wir nur auf seinen Befehl mit uns umgehen. Es

würde

würde also vergebens seyn, daß die Menschen einigen unter ihnen das Recht und die Macht andere zu regieren gäben, wenn Gott nicht sein Ansehen mit ihrer Wahl verbände. Und darum würden, nach der Lehre des heil. Augustins 1), alle Lebensstrafen Mordthaten und Todtschläge seyn, wenn ihnen Gott, welcher allein über das Leben und den Tod der Menschen Herr ist, nicht die Macht gegeben hätte, diejenigen vom Leben zum Tode zu bringen, welche die Gesetze der Natur überträten, und ihre Gesellschaft beunruhigten. Wir wissen aber aus der Schrift, daß er es gethan, und durch sein Ansehen diese menschlichen Einrichtungen bestättigt hat; daß er es billigt, daß sich die Menschen durch Gesetze und bürgerliche Anordnungen unter einander verbinden; daß er ihnen die Macht giebt, einige unter sich zu erwählen, sie beobachten zu lassen; und daß er den Personen, welche erwählt worden, die, so unter ihnen stehen, zu regieren, seine Macht und Gewalt mittheilt.

Es sind dieses keine bloßen Speculationen, sondern Wahrheiten, die von der Schrift entschieden und ausgemacht sind. Denn der heil. Apostel Paulus sagt uns, daß alle Macht von Gott kömmt: *Non est potestas, nisi a Deo.* Röm. 13, 1. Daß sie von Gott verordnet sind: *Quae autem sunt, a Deo ordinata sunt.* Ebend. Daß, wer sich ihnen widersetzt, sich der Ordnung Gottes widersetzt: *Qui resistit potestati, Dei ordinationi resistit:* Ebend. v. 2. Daß die, welche die Völker regie-

ren, Gottes Diener sind, das Gute zu belohnen, und das Böse zu bestrafen: *Dei minister est tibi in bonum, Dei minister est vindex in iram.* v. 4. Und er legt also den Fürsten eben den Titel bey, den er sich selbst als Apostel beylegt: *Sic nos existimet homo ut ministros Christi.* 1. Kor. 4, 1.

Und hieraus erhellt, daß die Größe eine Theilnehmung der Macht Gottes über die Menschen ist, die er den einen zum Besten der andern mittheilt: daß es ein Amt ist, welches er ihnen aufträgt; und daß also, da nichts gegründeter und rechtmäßiger, als das Ansehen und die Macht Gottes, ist, auch nichts gegründeter und rechtmäßiger, als die Größe derer ist, welchen er sie wirklich mittheilt, und die sie sich nicht unrechtmäßiger Weise anmaaßen.

Aus dieser Lehre kann man gar leicht einsehen, daß, obgleich die königliche Würde und die übrigen Regierungsarten ursprünglich von der Wahl und Einwilligung der Völker herrühren, dennoch das Ansehen und die Macht der Könige nicht von dem Volke, sondern von Gott allein herkömmt. Denn Gott hat zwar dem Volke die Macht gegeben, sich eine Regierungsart zu erwählen. Gleichwie aber die Wahl derer, die einen Bischoff erwählen, nicht das ist, was ihn zum Bischoffe macht, und die pastoralische Macht und Gewalt Jesu Christi ihm vermittelst seiner Einweihung zum Kirchendienste muß mitgetheilt werden; also macht auch die Einwilligung der Völker nicht allein die Könige; sondern dieses, daß ihnen Gott seine königliche Würde und seine Macht mittheilt,

macht

macht sie zu rechtmäßigen Königen, und giebt ihnen ein wahres und wirkliches Recht über ihre Unterthanen. Und darum nennt auch der Apostel die Fürsten nicht Diener des Volks; sondern er nennt sie Diener Gottes, weil sie ihre Macht und Gewalt nur von Gott allein haben.

Und hieraus kann man für die fortdauernden Monarchien einen sehr vortheilhaften Schluß machen, welcher darinnen besteht: Obgleich die Einführung dieser Regierungsart anfangs von dem Volke abgehangen, weil es eine gewiße Familie erwählt, und in Ansehung der Reichsfolge eine Ordnung gemacht hat; so steht es doch, nachdem diese Ordnung einmal gemacht worden, nicht mehr in der Freyheit des Volks, sie zu ändern. Denn die Macht, Gesetze zu geben, ist nicht mehr bey dem Volke, das sich derselben begeben, und sich ihrer zu begeben Ursache gehabt hat, weil zu seinem eigenen Besten nichts dienlicher und heilsamer ist; sondern sie befindet sich bey dem Könige, dem Gott seine Macht, um es zu regieren, mittheilt. Und da also in diesem fortdauernden Zustande die Könige nicht sterben können; so können die Völker, welche niemals ohne König sind, auch niemals neue Gesetze geben, die Ordnung der Nachfolge zu ändern, und sie haben niemals eine rechtmäßige Macht und Gewalt, es zu thun, weil sie allzeit bey demjenigen ist, dem sie Gott nach der Ordnung, welcher sich die Völker freywillig unterworfen haben, mittheilt.

Aus ebendiesem Grunde ist es auch klar, daß es niemals jemandem erlaubt ist, sich wider seinen Regenten zu empören, oder sich in einen bürgerlichen Krieg einzulassen. Denn der Krieg kann nicht ohne Macht und Gewalt, und ohne eine allerhöchste Macht und Gewalt geführt werden, weil man in demselben die Menschen tödtet, welches ein Recht über Leben und Tod voraussetzt. Nun kömmt aber dieses Recht, in einem monarchischen Staate, nur dem Könige allein, und denen, die es in seinem Namen ausüben, zu. Da es also die, welche sich wider ihn empören, nicht haben; so begehen sie so viel Todtschläge, als sie durch den bürgerlichen Krieg Menschen umkommen lassen, weil sie sie, ohne die Macht dazu zu haben, und wider Gottes Ordnung und Befehl, umbringen lassen. Man würde sie vergeblich durch die Unordnungen im Staate, welchen sie dem Ansehen nach abhelfen wollen, zu vertheidigen und zu rechtfertigen suchen. Denn keine Unordnung kann Unterthanen das Recht geben, das Schwert zu ziehen, weil sie das Recht des Schwerts nicht haben, und dasselbe nur auf Befehl dessen, der es auf Gottes Befehl trägt, brauchen können.

Das

Das III. Kapitel.

Diese Macht und Gewalt wird den obrigkeitlichen Personen, und den Prinzen vom Geblüte zu Theile. Beantwortung einer vorgelegten Frage: Warum die Großen zu ehren sind.

Diese königliche Macht und dieses Recht die Völker zu regieren, das wesentlich Gott zukömmt, und welches er, wie wir bereits gesagt haben, den Menschen zum Beßten der Menschen mittheilt, befinden sich zwar eigentlich auf eine vorzügliche Art bey den Königen; sie kommen aber von ihnen zu allen ihren Staatsbedienten, und zu allen denen, die unter ihnen gebraucht werden, die Völker zu regieren, und die Ordnung unter ihnen zu erhalten. Sie haben also alle Macht und Gewalt, welche die Länder in Bewegung setzt und in Ordnung bringt, und die nach den verschiedenen Aemtern und Staatsbedienungen auf verschiedene Art vertheilt ist. Wer sie hat, er sey, wer er wolle, ist ein Diener Gottes, weil er an der Macht und Gewalt Gottes Theil hat.

Ebendieses muß man von gewissen Größen sagen, die mehr in einem gewissen Range, als in einer wirklichen Macht und Gewalt bestehen, als der Stand oder die Würde eines Prinzen vom Geblüte, welche denen, die sie besitzen, einen sehr hohen Rang über andere giebt, mit der aber keine Gerichtsbarkeit ver-

bunden ist, wenn sie nicht mit andern Aemtern und Staatsbedienungen vergesellschaftet ist. Denn da ebendieser Rang eine Art von Macht und Gewalt ist; so kömmt er ebenfalls von der göttlichen Ordnung her. Da die menschlichen Sachen in die Ordnung müßen gebracht werden, und ohne Ordnung nicht bestehen können; so haben diese Vorzüge müßen eingeführt, und die Sachen so eingerichtet werden, daß einige das Recht hätten, den andern vorgezogen zu werden. Und dieser Vorzug ist, wegen einer natürlichen Folge des Geistes der fortdaurenden Monarchien, mit Recht den Prinzen vom Geblüte zugestanden worden. Denn da diese Regierungsart wesentlich in der Wahl besteht, die das Volk in Ansehung einer gewissen Familie trifft, um von denen, die dazu gehören, nach der Ordnung ihrer Geburt regiert zu werden; so sieht man deutlich, daß, da alle, die zu dieser Familie gehören, das Recht zu der königlichen Würde haben, und nach ihrem Range dazu gelangen können, es nöthig ist, daß die Völker von langen Zeiten her gewohnt sind, sie mit mehrerer Ehrerbietung, als die andern, anzusehen und zu betrachten.

Nach diesen Grundsätzen kann man die vorgelegte Frage beantworten: Warum die Großen zu ehren sind. Sie sind es weder wegen ihres Reichthums, noch wegen ihrer Ergötzlichkeiten, nach auch wegen ihrer Pracht, sondern wegen des Antheils an der königlichen Würde Gottes, die man in ihrer Person nach dem Maaße, als sie dieselbe besitzen, ehren soll;

und wegen der Ordnung, in welche sie Gott gesetzt, und die er nach seiner Vorsehung gemacht hat. Da also diese Unterwerfung eine Sache zum Gegenstande hat, die in der That ehrwürdig ist; so soll sie nicht nur eine äußerliche, die in bloßen Ceremonien besteht, sondern auch eine innerliche seyn, das heißt, sie soll mit der Erkennung eines Vorzugs, und einer wirklichen Größe an denen, die man ehrt, verbunden seyn. Darum empfiehlt der Apostel den Christen, den Mächtigen unterthänig zu seyn, nicht nur aus Furcht vor der Strafe, sondern auch um des Gewissens willen: *Non solum propter iram, sed etiam propter conscientiam.*

Das IV. Kapitel.

Pracht und Reichthum sind bey den Großen nöthig. Man soll sie nicht nur äußerlich, sondern auch in einem gewissen Verstande innerlich ehren. Behutsamkeit, die man beobachten soll, wenn man von Großen redet.

Die Pracht und der Glanz, der den Stand der Großen begleitet, ist das nicht, was sie wirklich ehrwürdig macht; indessen ist es aber doch dasjenige, warum sie von den mehresten geehrt werden. Und weil es gut ist, daß sie geehrt werden; so ist es auch billig, daß die Ehre mit einer gewissen äußerli-

chen

chen Pracht verbunden ist. Denn die Menschen sind keineswegs geistig gnug, um an ihnen die Macht und Gewalt Gottes zu erkennen und zu ehren, wenn sie sie in einem Stande erblickten, welcher der gewöhnliche Gegenstand ihrer Verachtung und ihrer Abneigung wäre. Damit also die Größe den Eindruck machen möge, den sie in ihr Gemüth machen soll; so muß sie zuerst in ihre Sinne einen machen. Darum haben die Großen nach der Beschaffenheit des Grades, zu welchen sie erhoben sind, Reichthum nöthig; weil sie durch den Reichthum den Wohlstand erhalten, der zu ihrem Stande nöthig ist, ohne welchen er den Menschen nichts nützen würde. Es ist also augenscheinlich übertrieben, was Tertullianus sagt 1): Alle Merkmaale der Würde und Macht, und alle mit den Ehrenämtern verbundene Zierathen wären den Christen verbothen; und Jesus Christus habe alle diese Dinge in die Klasse der Pracht des Teufels gesetzt, indem er in einem Stande erschienen, der von aller Pracht und von allem Glanze weit entfernt gewesen wäre. Denn die christliche Religion ist der rechten und wahren Vernunft niemals zuwider. Und wenn sich Jesus Christus äußerlich nicht auf eine so prächtige Art hat kleiden wollen; so hat er es nicht gethan, weil er sie schlechterdings verwarf; sondern weil sie sich nicht zu seinem Amte schickte, welches darinnen bestund, auch selbst durch sein äußerliches Leben zu zeigen, wie alle seine Jünger innerlich gesinnt seyn sollten. Die Großen

1) *De Idol. c.* 18.

sollen also von dem Leben Jesu Christi lernen, die Pracht und den Glanz nicht zu lieben, aber sich ihrer nicht ganz zu entschlagen, es müßte ihnen denn Gott den Gedanken eingeben, die Welt ganz zu verlassen. Man muß sich aber über diese Uebertriebenheit des Tertullianus nicht wundern, weil er in ebendiesem Buche auch lehrt, es wäre den Christen schlechterdings verbothen, über das Leben und die Ehre der Menschen ein Urtheil zu fällen, welches offenbar wider die Lehre und die Gewohnheit der Kirche ist.

Außer der Pracht und dem Glanze, sind die äußerlichen Ehrenbezeugungen, welche die Kleinen und Geringen den Großen erweisen, auch noch eine von den rechtmäßigen Folgen ihres Standes. Denn ob sie gleich ihrem Ursprunge nach vielleicht nur Erfindungen des menschlichen Stolzes sind, welcher sich freut, daß er groß ist, wenn er sieht, daß andere klein und geringe sind; so muß man doch gestehen, daß diese Ehrfurchtsbezeigungen an sich selbst nützlich und vernünftig sind, und daß, wenn sie der Stolz nicht eingeführt hätte, die Vernunft sie hätte erfinden sollen. Denn es ist nützlich und billig, daß die Großen durch eine aufrichtige und wahre Erkennung der Ordnung Gottes, der sie über andere erhebt, geehrt werden. Nun sind aber die Menschen so abgeneigt, sich unter andere zu erniedrigen, und sie für größer, als sie sind, zu halten und anzusehen, daß man, um ihre Seele daran zu gewöhnen, gewissermaaßen ihren Leib daran gewöhnen muß, damit die Seele unvermerkt die Beugung und Stel-

lung

lung davon annehmen, und von der Ceremonie zur Wirklichkeit kommen und gelangen möge. Und deswegen ist es gut gewesen, daß diese äußerlichen Ehrbezeigungen beschwerlich fielen, weil sie es sonst nicht würde gemerkt und wahrgenommen haben, daß sie bestimmt wären, die Großen zu ehren; und sie würde sie bloß zum Vergnügen, oder wegen der Bequemlichkeit, die sie darinnen gefunden hätte, haben beobachten, und sie also ohne Unterschied einem jeden erweisen können, welches aber die Wirkung nicht würde gehabt haben, daß es der Seele unvermerkt ehrerbiethige Gesinnungen gegen diejenigen, die man auf solche Art ehrt, eingeflößt hätte.

Es müssen also diejenigen, welche gesagt haben, daß es zweyerley Größen gäbe, eine natürliche, und eine eingeführte, so wären wir die natürlichen Ehrenbezeigungen, welche in der Hochachtung und Unterthänigkeit der Seele bestehen, nur den natürlichen Größen, und den eingeführten Größen nur eingeführte Ehrenbezeigungen schuldig, das heißt, gewiße Ceremonien, die von den Menschen erfunden worden, die von ihnen eingeführten Würden zu ehren; sie müssen, sage ich, um diesen Gedanken ganz wahr zu machen, noch hinzusetzen, daß diese äußerlichen Ceremonien von einer innern Bewegung herrühren müssen, vermöge welcher man an den Großen einen wahren und wirkichen Vorzug erkennt. Denn da ihr Stand, wie wir bereits gesagt haben, eine Theilnehmung an der Macht und Gewalt Gottes in sich faßt; so ist er einer wahren und innern Verehrung

würdig. Und es fehlt so viel, daß die Großen nur berechtigt wären, diese Arten von äußerlichen Ceremonien, ohne eine damit übereinstimmende Bewegung der Seele, von uns zu verlangen; daß man viel mehr sagen kann, sie hätten nur das Recht diese Ceremonien zu verlangen, um der Seele die rechten Gesinnungen einzuflößen, die man gegen ihren Stand hegen soll. Wenn sie also gewiße Personen gnugsam kennen, um versichert zu seyn, daß sie gegen sie so gesinnt sind, wie sie gesinnt seyn sollen; so können sie ihnen diese äußerlichen Pflichten erlassen, weil sie alsdenn ihren Zweck und ihren Nutzen nicht mehr haben.

Es soll zwar die Ehre, die den Großen gebührt, weder unser Urtheil in Ansehung ihrer verderben, noch uns an ihnen hochschätzen lassen, was nicht hochzuschätzen ist. Sie kann gar wohl bey der Kenntniß ihrer Fehler und ihres Elendes bestehen, und sie verbindet keineswegs, ihnen nicht innerlich diejenigen vorzuziehen, die mehr wahres und wirkliches Gutes an sich haben, und mehrere natürliche Größen besitzen. Da ihnen aber die Ehre gebührt; da es nützlich ist, daß sie geehrt werden; und da das gemeine Volk nicht Einsicht und Billigkeit gnug besitzt, die Fehler zu verdammen, ohne die, an welchen es sie wahrnimmt, zu verachten; so ist man verbunden, überaus bescheiden und behutsam zu seyn, wenn man von Großen, und allen denen, die geehrt werden müßen, redet. Denn dieser Ausspruch der Schrift: Rede von dem Fürsten deines Volks nicht übel, 2.

Mos. 22, 28. Apostelg. 23, 5. erstreckt sich auf alle Obere, sie mögen Geistliche oder Weltliche seyn, und überhaupt auf alle, die an der Macht Gottes Theil haben. Es ist also die Freyheit, die sich das gemeine Volk nimmt, von dem Verhalten derer, welche regieren, übel zu reden, eine Sache, die der wahren Gottesfurcht gar sehr zuwider ist. Denn außerdem, daß man oftmals auf eine verwegene Art und wider die Wahrheit von ihnen redet, weil man nicht allzeit gnugsam unterrichtet ist; so redet man auch fast allzeit auf eine unrechte Art von ihnen, weil man durch dergleichen Reden andern eine Gesinnung einflößt, die derjenigen zuwider ist, die sie nach Gottes Willen und Verlangen gegen diejenigen hegen sollen, deren er sich, sie zu regieren, bedient.

Das V. Kapitel.

Es ist weit besser, die Ehre mit der Geburt, als mit dem Verdienste, verbunden zu haben.

Es giebt einige, welche wenigstens wünschen, daß die Macht und Gewalt, die man ehren muß, allzeit mit dem Verdienste möchte verbunden seyn, und welche alle Gesetze, die sie mit äußerlichen Eigenschaften verbunden haben, unbillige Gesetze nennen. Sie frohlocken, wenn sie diejenigen angreifen, welche die Größe von der Geburt abhängen lassen. Man erwählt, sagen sie, ein Schiff zu regieren, nicht

denjenigen, der von einem bessern Hause ist. Warum thut man es denn also in Ansehung der Länder und Königreiche? Es kömmt aber dieses daher 1); weil sie die Schwäche und das Verderben der Menschen nicht kennen. Sie würden recht haben, wenn die Menschen gerecht und vernünftig wären; sie haben aber gar sehr unrecht, weil sie es nicht sind, und auch niemals seyn werden. Die natürliche und unauslöschliche Ungerechtigkeit des menschlichen Herzens macht diese Wahl nicht nur vernünftig, sondern sie ist auch so gar das Meisterstück der Vernunft. Denn wen werden wir erwählen? Den Tugendhaftesten, den Weisesten, den Tapfersten? Da bekommen wir nun aber so gleich Zank und Streit. Ein jeder wird sagen, er wäre dieser Tugendhafteste, Tapferste und Weiseste. Wir wollen also unsere Wahl mit etwas äußerlichem und unleugbaren verbinden. Er ist der älteste Sohn des Königs; das ist gewiß, und nicht daran zu zweifeln. Die Vernunft kann nichts bessers thun; denn der bürgerliche Krieg ist das größte Uebel unter allen.

Was von der königlichen Würde wahr ist, ist auch von den obersten Stellen und Würden eines Staats wahr. Wäre es nicht besser, wird man sagen, daß es Prinzen von Verdienste, als Prinzen von Geburt gäbe, und daß man sich durch die Tugend höher, als durch diese nichtige Eigenschaft, schwingen könne? Ist es nicht unbillig, daß ein Oberbefehlshaber eines Kriegsheers, nachdem er län-

1) Dieser Gedanke ist vom Herrn Paschal.

der erobert hat, einem Prinzen vom Geblüte, ohne Erfahrung und ohne Verstand, nachstehen muß? Nein, das ist nicht unbillig. Es ist vielmehr die schönste Erfindung der Vernunft, den Stolz der Größe zu vermindern, und sie von dem Hasse und Neide der untern und geringern zu befreyen. Wenn man nur durch das Verdienst groß wäre; so würde die Erhebung der Großen eine unaufhörliche Anzeige seyn, daß man sie vielen Personen vorgezogen habe, die mehr Verdienste, als sie, zu besitzen glauben.

Wenn man aber die Größe mit der Geburt verbindet; so beruhigt man den Stolz der untern und geringen, und man macht ihnen die Größe bey weitem nicht so beschwerlich. Es ist keine Schande nachzustehen, wenn man sagen kann: Ich bin dieses der Geburt schuldig. Diese Ursache überzeugt den Verstand, ohne ihn durch den Verdruß und die Eifersucht zu beleidigen. Er ist daran gewöhnt, und empört sich nicht wider eine eingeführte Ordnung, die ihm nicht nachtheilig ist.

Ein anderer Nutzen und Vortheil, der von dieser Einrichtung herkömmt, besteht darinnen, daß man Prinzen ohne Stolz haben kann, und daß die Großen demüthig seyn können. Denn es ist kein Stolz, in dem Stande zu bleiben, in welchem man ist gebohren worden, und wohin uns die göttliche Vorsehung gesetzt hat, wenn man ihn nur nach den Absichten Gottes anwendet und braucht. Man kann dabey in seinem Herzen demüthige Gesinnungen behalten, seine Fehler und sein Elend einsehen,

und seinen Stand als eine fremde Sache betrachten, die wir der göttlichen Ordnung zu danken haben. Aber wie schwer ist es, demüthig zu seyn, wenn man seine Erhebung als die Frucht seiner Arbeit und seines Verdienstes betrachtet; wenn man ihr durch seine Wünsche zuvorgekommen ist; wenn man sie sich durch seine Geschicklichkeit zuwegegebracht hat, und wenn sie uns Anlaß giebt, zu glauben, sie gebühre uns, und wir wären andern an Verdiensten eben so sehr überlegen, als wir ihnen an Würde überlegen sind. Diese Art von Erhebung unterhält nicht nur den Stolz; sondern man gelangt auch so gar gemeiniglich nur durch den Ehrgeiz dazu. Denn es ist zur Gnüge bekannt, daß dasjenige, was für das Verdienst bestimmt ist, gemeiniglich durch Laufen, Rennen und Cabalen erlangt wird; und daß man auf solche Art oftmals ohne Verdienst und fast allzeit ohne Beruf dazu gelangt, weil man sich durch ein ehrgeiziges Bestreben selbst dazu beruft. Wenigstens können aber doch die, so von Geburt groß sind, mit Wahrheit sagen, daß sie zu ihrem Stande berufen sind, und daß Gott sie groß gemacht hat. Wenn sie also die Pflichten ihres Standes treulich beobachten; so sind sie ohne Zweifel mehr im Stande, der Gnaden Gottes theilhaftig zu werden, als die, welche, weil sie sich, indem sie in der Welt von ganz fleischlichen Bewegungsgründen angetrieben worden, dazu erhoben, vielmehr daran denken sollten, ihn zu verlassen, als darinnen zu bleiben, weil sie kein rechtes Vertrauen haben können, daß sie Gott zu ei-

nem Stande erhoben, in welchen sie ihr Ehrgeiz allein würde gebracht haben.

Das VI. Kapitel.

Eine andere Ursache die Großen zu ehren, welche von dem Nutzen, den man davon hat, hergenommen ist. Die Begierde nimmt in der Welt die Stelle der Liebe ein, die Bedürfnisse der Menschen zu befriedigen, und die politische Einrichtung bringt sie in die Ordnung, und wendet sie zum Dienste der Menschen an. Ursache von der Undankbarkeit der Menschen. Die Religion soll sie verbessern.

Diese Art die Großen zu ehren, indem man an ihnen den Antheil, den sie an der Macht und Gewalt Gottes haben, in Erwägung zieht, ist der ganzen Gesellschaft nützlicher und zuträglicher, weil, da sie nicht von persönlichen Eigenschaften abhängt, sie auch nicht von den eigensinnigen Urtheilen, die man davon fällt, abhängt, und also beständig und unveränderlich ist. Noch eine andere von eben dieser Art und Beschaffenheit ist folgende. Die Großen mögen seyn, wer sie wollen, so sind sie doch die Diener, derer sich Gott bedient, den Menschen die größten und wesentlichsten Güter, die auf der Welt sind, zu verschaffen. Denn man besitzt und genießt sein Vermögen nur, man reiset nur ohne Gefahr, man

bleibt

bleibt in seinem Hause nur in Ruhe, man hat an den Vortheilen der Handlung nur Antheil, und erhält von dem Fleiße anderer Menschen und der menschlichen Gesellschaft, nur vermittelst der politischen Einrichtung und Anordnung Dienste. Wenn diese nicht mehr statt hätte; so würde man nicht sagen können, daß man etwas besäße. Alle Menschen würden Feinde von einander seyn, und es würde ein allgemeiner Krieg unter ihnen seyn, der nur durch die Stärke würde entschieden werden.

Es ist also niemand zu finden, welcher der politischen Einrichtung nicht gar sehr verbunden wäre. Und wenn man dieses recht einsehen will; so muß man bedenken, daß, obgleich bey den Menschen wegen der von der Sünde angerichteten Unordnung keine Liebe anzutreffen ist, sie dennoch sehr viele Bedürfnisse haben, und in unzähligen Dingen von einander abhängen. Es hat also die Begierde oder die Habsucht die Stelle der Liebe eingenommen, diese Bedürfnisse zu verschaffen, und sie thut es auf eine Art, die man nicht gnugsam bewundert, und wohin die gemeine Liebe nicht reichen kann. Man trifft z. E. wenn man aufs Land reiset, fast überall Leute an, die bereit sind, den Ankommenden zu dienen, und welche Herbergen haben, worinnen sie sie aufnehmen können. Man geht mit ihnen nach seinem Gefallen um. Man befiehlt ihnen, und sie gehorchen. Sie glauben, man mache ihnen ein Vergnügen, wenn man ihre Dienste annähme. Sie entschuldigen sich niemals, den Beystand, den man von

ihnen verlangt, zu leisten. Was würde bewundernswürdiger seyn, als diese Leute, wenn sie von dem Geiste der Liebe belebt würden? Die Begierde macht sie so thätig und geschäftig; und zwar auf eine so gute Art, daß man es ihr noch dazu als eine Gunst anrechnen soll, sie gebraucht zu haben, uns diese Dienste zu leisten.

Was für eine Liebe würde es nicht seyn, für einen andern ein ganzes Haus zu bauen, mit Hausgeräthe und Tapeten zu versehen, und ihm den Schlüßel dazu zu geben! Die Begierde wird es mit Vergnügen thun. Was für eine Liebe würde es nicht seyn, aus Indien Arzneymittel zu holen, sich zu den geringsten Verrichtungen herunterzulassen, und andern die niedrigsten und beschwerlichsten Dienste zu leisten! Die Begierde thut alles dieses, ohne sich darüber zu beklagen.

Man erhält also von nichts größere Dienste, als selbst von der Begierde der Menschen. Damit sie aber bereit seyn möge, sie zu leisten; so muß sie durch etwas zurückgehalten werden. Denn wenn man sie sich selbst überläßt; so kennt sie weder Maaß noch Ziel. Anstatt der menschlichen Gesellschaft zu dienen, richtet sie sie zu Grunde. Es ist keine Ausschweifung, derer sie nicht fähig wäre, wenn sie nicht gefesselt und gebunden ist; weil ihre Neigung und ihr Hang gerade aufs Rauben, Morden, Ungerechtigkeiten und die größten Unordnungen gehen und gerichtet sind.

Man hat also eine Kunst erfinden müßen, die Begierde in die Ordnung zu bringen, und diese Kunst besteht in der politischen Einrichtung, die sie durch die Furcht vor der Strafe zurückhält, und sie zu Sachen anwendet, die der Gesellschaft nützlich sind. Diese Einrichtung verschafft uns Kaufleute, Aerzte, Handwerksleute, und überhaupt alle diejenigen, die zum Vergnügen etwas beytragen, und die Bedürfnisse des Lebens verschaffen. Wir sind also denen, die über diese Einrichtung halten, Dank schuldig, das heißt, denen, welche die Macht und Gewalt haben, welche die Staaten in die Ordnung bringt, und dabey erhält.

Wer würde nicht einen Menschen bewundern, der die Kunst erfunden hätte, die Löwen, die Bäre, die Tiger, und die übrigen wilden Thiere zahm zu machen, und sie in den Stand zu setzen, daß sie die Menschen brauchen könnten? Dieses thut nun die Einrichtung der Staaten. Denn die Menschen, die voller Begierde sind, sind ärger, als Tiger, Bäre und Löwen; ein jeder von ihnen möchte die andern gern fressen. Indessen macht man diese wilden Thiere vermittelst der Gesetze und weltlichen Anordnungen so zahm, daß man alle menschliche Dienste von ihnen erhält, die man von der reinsten Liebe würde erhalten können.

Die politische Einrichtung ist also eine vortrefliche Erfindung, auf welche die Menschen gefallen sind, um einem jeden die Bequemlichkeiten zu verschaffen, welche die größten Könige nicht würden haben können,

nen, wenn sie auch gleich noch so viele Bediente hätten, wenn diese Einrichtung nicht wäre. Wie viel würde nicht ein Mensch, ohne diese Erfindnng, Geld und Diener haben müssen, um sich nur die Vortheile zu verschaffen, die ein pariser Burger bey vier tausend Livres Einkünften hat? Wie viel würde er Schiffe haben müssen, um einige davon in alle Theile der Welt zu schicken, damit ihm die einen Arzneymittel, die andern Zeuge, und wieder andere seltene Dinge und Sachen, die diese entfernten Völker verfertigt hätten, holten? Wie viel müßte er nicht Leute haben, um alle acht Tage ordentlich aus allen Theilen von Europa Nachrichten zu erhalten? Welche Schätze würden wohl zum Unterhalte so vieler reitenden Boten, die er würde haben müssen, um sie an alle diese verschiedenen Oerter zu schicken, so vieler Posten, um ihnen Pferde zu verschaffen, und so vieler Wirthshäuser, sie zu beherbergen, hinlänglich seyn? Wie viel würde er nicht Soldaten haben müssen, um sie auf ihren Reisen in Sicherheit zu setzen, und wider die Räuber zu schützen? Wie viel Künstler und Handwerksleute wurde er nicht nöthig haben, um leben, wohnen und sich kleiden zu können?

Da alle Künste in einer gewissen Verbindung stehen 1), und einander nöthig haben; so würde man sehen, daß er sie alle nöthig hätte; ja es würde nicht gnug seyn, daß er Künste für sich hätte, sondern er würde auch welche für alle seine Bedienten, und

1) Nulla ars non alterius artis, aut mater, aut propinqua est. *Tertull. de Idol.* C. 8.

und für alle die, so für ihn arbeiteten, nöthig haben, welches ins unendliche geht. Ein bloßer Burger hat alles dieses, und er hat es ohne Mühe, ohne Lärmen und ohne Unruhe. Man holt ihm alles, was er nöthig hat, aus China, aus Peru, aus Aegypten, aus Persien, und überhaupt aus allen Theilen des Erdbodens. Man überhebt ihn der Mühe, die Schiffe zu bauen und auszurüsten. Man befreyt ihn von der Gefahr und allen üblen Erfolgen dieser Reisen. Man setzt ihn in den Stand, daß er durch ganz Europa frey und ungehindert reisen kann. Man verschaft ihm reitende Boten, damit er Nachrichten daher erhalten kann. Es giebt Leute, die ihre ganze Lebenszeit damit zubringen, die Natur kennen zu lernen, um ihn, wenn er krank wird, zu heilen und wieder gesund zu machen; und welche eben so bereit sind, ihm zu dienen, als wenn er sie bloß auf seine Kosten hielte. Er kann mit Wahrheit sagen, es arbeite in dem Königreiche eine Million Menschen für ihn. Unter seine Bedienten kann er alle französische Handwerksleute, und auch so gar die Handwerksleute der benachbarten Länder rechnen, weil sie alle bereit sind, ihm zu dienen, und er ihnen nur befehlen darf, wenn er einen gewissen bestimmten Lohn damit verbindet, welches das geringste ist, das man Bedienten geben kann. Alle die Leute, die für ihn arbeiten, sind ihm nicht beschwerlich. Er braucht nicht für ihren Unterhalt zu sorgen, er darf auch ihr Glück nicht machen. Er hat keine Aufseher nöthig, sie zu regieren, und keine Untern, ihnen zu dienen.

Oder wenn er ja welche nöthig hat; so darf er sich deswegen keinen Kummer machen. Wer kann diese Vortheile hoch gnug schätzen, welche auf diese Art den Stand der Privatpersonen dem Stande der Könige gleich machen, und, indem sie sie der Sorgen und Unruhen großer Schätze überheben, ihnen alle Bequemlichkeiten derselben verschaffen?

Daß aber die mehresten Menschen alles dieses nicht fühlen und empfinden, kömmt daher, weil ihr Herz eitel und undankbar ist. Sie haben wirklich dieselben Vortheile von allen denen, die für das Publikum arbeiten, unter welchem sie mit begriffen sind, als wenn sie nur für sie allein arbeiteten. Ihre Briefe werden eben so gut bis an die äußersten Gränzen der Welt von einem Boten, der deren zehn tausend bey sich hat, gebracht, als wenn er nur einen einzigen hätte. Sie werden von einem Arzte, der viele andere besucht, eben so gut bedient, als wenn er nur allein um ihrentwillen da wäre; und die Erfahrung, die er durch den Beystand, den er andern leistet, erlangt, macht ihn desto geschickter, ihnen, wenn sie krank sind, beyzustehen. Weil sie aber wissen, daß sie nicht die einzigen sind, die diese Güter genießen; so werden sie nicht davon gerührt. Ihre Bedürfnisse werden eben so gut befriedigt, aber nur ihr Stolz und ihre Eitelkeit nicht. Weil sie kein Recht haben, sich alle Leute, die ihnen einen Dienst leisten, besonders zuzueignen; so rechnen sie den Nutzen, den sie davon haben, für nichts. Und obgleich

derjenige, den andere davon haben, den ihrigen nicht im geringsten vermindert; so macht er doch, daß sie ihn nicht einsehen und empfinden, und sie glauben niemanden verbunden zu seyn, weil sehr viele Leute, die an denselben Gütern Theil haben, diese Verbindlichkeit mit ihnen theilen.

Man denkt so gar nicht einmal an die wirklichen Güter, die man von Königen oder Großen erhält; gleichwie man, wie ein gewisser Alter spricht, nicht daran denkt, daß man der Erde großen Dank dafür schuldig ist, daß sie uns trägt, und daß man in sehr große Bestürzung gerathen würde, wenn sie alle Augenblicke unsern Füßen entgienge. Aber diese Vergessenheit der Menschen ist ein Beweis von ihrer wenigen Dankbarkeit, und keine Entschuldigung derselben. Denn da dieses Güter, und große Güter sind; und da man sie durch die Menschen von Gott erhält; so sollen sie Gott dafür danken, und in ihren Dank auch diejenigen mit einschließen, deren er sich bedient, sie ihnen zu verschaffen, und welchen er in der Welt seine Macht und Gewalt anvertraut hat.

Diese menschlichen Pflichten, welche recht und billig sind, werden eben deswegen eine unumgängliche Pflicht der Religion, weil die allerhöchste Gerechtigkeit die Regel und Richtschnur der christlichen Religion ist, und sie ganz darinnen besteht, sich nach dieser Regel zu richten. Und darum empfiehlt der

Apostel 1. Tim. 2, 1. 2. den Christen, für die Könige und die, welche unter ihnen den zeitlichen Staat regieren, zu bethen; und diese Gebethe gebühren ihnen, wenn es auch gleich nur wegen des Antheils seyn sollte, den sie an der Erhaltung des Friedens und der Ruhe unter den Menschen haben. Es ist also ein Fehler, wenn man es nicht thut, und nicht für die Könige bethet; und man macht sich dadurch unwürdig, alle die Güter zu genießen, die Gott den Menschen durch sie verschafft. Wenig Personen überlegen und bedenken dieses gnugsam. Man beschäftigt sich damit, daß man sich vergeblich über die Unordnungen der Regierung beklagt, von welcher man oftmals gar sehr verwegen urtheilt, und denkt nicht daran, daß man die Dankbarkeit gehörig beobachten will, die man Gott für die Güter schuldig ist, die man vermittelst einer jeden wohl eingerichteten Regierung von ihm erhält. Indessen sind diese Güter unendlich weit beträchtlicher, als die wahren oder falschen Unordnungen, über welche man murrt und klagt.

Von der Größe.

Zweyter Theil.

Von den Pflichten und Schwierigkeiten des Lebens der Großen.

Das I. Kapitel.

Es ist niemandem erlaubt, nach seinem Willen und Sinne zu leben, noch andere darnach leben zu lassen. Es hat also die Größe keinen andern Zweck und keine andere Verrichtung, als Gott gehorchen zu lassen. Verbrechen, welches die Großen begehen, wenn sie ihre Größe auf sich selbst beziehen.

Wenn die Natur und Beschaffenheit der Größe, wie wir sie vorgestellt haben, etwas beytragen kann, die Pflichten der Kleinen und Untern gegen die Großen und Obern auf feste und unveränderliche Grundsätze zu bauen; so ist sie noch weit geschickter, den Großen selbst Anlaß zu geben, ihre wesentlichsten und unumgänglichsten Pflichten einzusehen.

Es

Es ist, wie wir gezeigt haben, wahr, daß die Größe eine Theilnehmung an der Autorität und Macht Gottes über die Menschen ist, und daß sie die Großen von Gott selbst haben. Man muß aber wissen, unter welcher Bedingung, und zu welchem Ende Gott ihnen diese Autorität und Macht mittheilt. Denn da sie sie nur von Gott erhalten; so können sie sie nur unter den Bedingungen, unter welchen sie Gott ihnen giebt, rechtmäßig besitzen, und sie können sie nur zu den Zwecken, die ihnen Gott selbst vorschreibt, anwenden und gebrauchen.

Nun ist aber das erste, so man hierbey zu betrachten hat, dieses, daß Gott vermöge eines seiner Natur so wesentlichen Titels der Herr und König der Menschen ist, daß er unmöglich ein Geschöpf, es sey welches es wolle, an dieser Eigenschaft kann Theil nehmen lassen.

Der Mensch ist dem Willen Gottes wesentlich und natürlich unterworfen, weil er seine natürliche und unveränderliche Regel und Richtschnur ist. Es ist unbillig, wenn er ihn nicht befolgt, und seine Gerechtigkeit besteht darinnen, daß er sich nach ihm richtet, und sich ihm unterwirft. Da es aber auch unmöglich ist, daß der Wille eines Geschöpfs seine Regel und Richtschnur ist; so kann er auch nicht verbunden seyn, ihn an sich selbst zu befolgen. Denn diese Unterwerfung seines Willens unter den Willen Gottes, ist seiner Natur so wesentlich, daß ihm Gott selbst nicht erlauben kann, seine Regel und sein Zweck zu seyn. Darum sagt auch der Sohn Gottes selbst

als Mensch, er thue allzeit den Willen seines Vaters und nicht den seinigen.

Wenn es einem Geschöpfe nicht erlaubt seyn kann, seinen Willen zu thun; so ist es noch weniger erlaubt, zu verlangen, ihn über andere herrschen zu lassen, weil unser Wille weder die Regel und Richtschnur von sich selbst, noch die Regel und Richtschnur von irgend einem andern Geschöpfe ist. Es kann also nur Gott mit Recht über unsern Willen herrschen und gebiethen. Ihm kömmt die Herrschaft darüber zu, weil wir seinen göttlichen Willen als die einzige Regel nnd Richtschnur aller unserer Handlungen zu Rathe ziehen sollen.

Man ist zwar oftmals auch verbunden, sich nach den Neigungen und Befehlen der Menschen zu richten; man ist es aber niemals, in so fern man sie als Menschen betrachtet, auch nicht, um den Menschen zu gehorchen; sondern vermöge der Autorität und Macht Gottes, die uns dazu verbindet. Unser Gehorsam geht also allemal auf Gott, auch wenn er uns den Menschen unterwirft; indem wir ihnen nur deswegen gehorchen, weil es uns Gott befiehlt, und dieser göttliche Befehl unser vornehmster Bewegungsgrund bey dem Gehorsame, den wir ihnen leisten, ist. Ich gehorche dem Könige, dessen Unterthan ich bin. Und wenn ich ein Sclav wäre; so würde ich einem Herrn gehorchen, weil es Gott haben will. Ich gehorche also Gott wirklich. Sein Wille ist die Regel und Richtschnur des meinigen, und ich bin allzeit von dem Willen der Menschen unabhängig, auch

wenn

wenn ich ihnen den genauesten Gehorsam leiste. Denn so bald mir ebendieser Wille Gottes zu erkennen gegeben wird, daß er es nicht haben will, daß ich ihnen in irgend einer Sache gehorche; so werden sie an mir weder einen Unterthan, noch einen Sclaven mehr haben.

Hieraus folgt, daß Gott seine Macht dem Menschen nicht mittheilt, daß sie andere ihren Willen unterwerfen sollen; weil diese Herrschaft des Willens eines Menschen über den Willen eines andern Menschen, von Natur und wesentlich ungerecht ist; weil er sie ihnen nicht mittheilt, daß sie sich mit Vergnügen ansehen, und ein Wohlgefallen an sich haben sollen, gleich als ob sie der Zweck der übrigen Menschen wären, da sie es doch in der That nicht sind, und es auch unmöglich seyn können; sondern weil der einzige Zweck Gottes bey dem Antheile, den er sie an seiner Macht nehmen läßt, dieser ist, sie zu Dienern und Vollstreckern seines Willens zu machen; indem er ihnen das Recht und die Macht giebt, nicht sich, sondern Gotte gehorchen zu lassen; nicht selbst zu regieren, sondern Gott regieren zu lassen; nicht die Menschen, ihre Ehre und ihre Größe befördern zu lassen, sondern ihre Macht anzuwenden, den Menschen zu dienen, und ihnen, so viel sie können, allerley zeitliche und geistliche Güter zu verschaffen.

Es ist also die Größe ein bloßes Amt, das die Ehre Gottes und den Nutzen der Menschen zum Zwecke hat, und sie nicht auf sie selbst beziehet. Sie

ist nicht um ihrentwillen, sondern um anderer willen. Und hieraus sieht man deutlich, daß, wenn man sie nach der göttlichen Ordnung und Absicht brauchen will, die Großen, an statt die Völker als solche anzusehen, die ihnen angehören, sich selbst als solche, die den Völkern angehören, ansehen, und vollkommen überzeugt seyn müßen, daß ihnen ihr Stand kein Recht giebt, weder selbst nach ihrem Willen zu leben, noch andere darnach leben zu lassen; daß sie nicht befehlen können, um zu befehlen; und daß sie bey allen Befehlen, die sie an andere ergehen lassen, Gott, wenn er sie um den Zweck und den Bewegungsgrund fragte, mit Grunde der Wahrheit antworten können, sie thäten es um seinetwillen, seine Gesetze beobachten zu lassen, und das Beste der Menschen zu befördern.

Hieraus erhellet klar und deutlich, daß das Verbrechen, welches die Großen begehen, wenn sie die Größe und die Güter, die sie besitzen, auf sich und ihr Vergnügen beziehen, eine Art von Treulosigkeit und Empörung wider Gott ist. Denn da es gewiß ist, daß ein König Ursache haben würde, einen von seinen Unterthanen als einen Rebellen anzusehen, wenn, nachdem er ihm eine Provinz anvertraut, sein Ansehen darinnen zu erhalten, er sich selbst Herr davon machen wollte; also werden auch die Großen, welche ihre Größe und alle Autorität, die sie haben, nicht um ihrentwillen erhalten haben, sondern die Herrschaft Gottes zu befestigen, und seine Ehre zu befördern, in Ansehung Gottes Rebellen und Meineidige, wenn sie sie nur auf sich selbst beziehen.

Wenn sich also die Großen dieses Verbrechens nicht schuldig machen wollen; so müßen sie ihren Stand als ein Amt und eine Verrichtung, und nicht als eine mit ihrem Wesen verbundene Eigenschaft ansehen. Sie müßen sich innerlich davon losgemacht haben, und ihn als etwas fremdes ansehen, das sie weder an sich selbst vollkommener, noch in den Augen Gottes angenehmer macht, und welches ihnen nur Gelegenheit giebt, viel gutes oder viel böses zu thun, nach dem sie nämlich die Pflichten, zu welchen er sie verbindet, beobachten werden. Sie müßen überzeugt seyn, daß nur diese gute oder böse Anwendung ihnen gehört, und ihnen verbleiben soll, weil ihnen in der Stunde ihres Todes alle ihre Größe wird genommen, und sie nur die guten oder die bösen Handlungen, die sie in diesem Stande verrichtet haben, mit sich hinwegnehmen werden.

Das II. Kapitel.

Das Maaß der Macht der Großen ist die Regel ihrer Pflichten, und sie sind verbunden, alles, was sie können, für Gott zu thun. Wie sie die Ehre, die man ihnen erweist, auf Gott beziehen sollen.

Von dem Grundsatze, welcher zu erkennen giebt, daß die Großen ihre Größe nicht auf sich selbst beziehen können, ist es leicht, zu diesem andern fort-

zuge-

zugehen, daß, weil sie ihre Autorität und ihre Macht von Gott zu seinem Dienste erhalten haben, sie sie auch für Gott anwenden sollen; das heißt, sie sollen für Gott alles thun, was sie thun können, und das Maaß ihrer Macht ist die Regel ihrer Pflichten.

Sie dürfen also nur untersuchen und sehen, was sie thun können. Denn es ist gewiß, daß sie alles thun sollen, was sie thun können. Können sie wenig; so sind sie zu wenigen verbunden. Können sie viel; so nehmen ihre Verbindlichkeiten mit ihrer Macht zu.

Man soll hieraus schließen, daß ein Fürst an den Oertern, wo er Macht und Gewalt hat, alles thun soll, was er zum Besten des Volkes und der Kirche thun kann; daß es alle Große in ihren Ländereyen und Häusern thun sollen; daß eine obrigkeitliche Person alles thun soll, was sie vermöge ihres Amts thun kann, damit die Gerechtigkeit möge gehandhabet werden; und endlich, daß ein jeder in seinem Amte und Stande alles gute thun soll, was er thun kann, damit das Pfund, welches ihm Gott anvertrauet hat, wohl möge angewendet und genützet werden. Diese Regel ist in wenig Worten vorgeschrieben; aber ihre Beobachtung erstreckt sich unendlich weit. Denn, um alles in die Ordnung zu bringen, und allen Mißbräuchen abzuhelfen, würde fast weiter nichts nöthig seyn, als daß die, welche die Macht in den Händen haben, alle ihre Macht und Gewalt brauchten, die Gesetze Gottes und seiner Kirche beobachten zu lassen.

Es giebt einige unter diesen Pflichten, welche, weil sie deutlich in die Augen fallen, den Großen nicht ganz unbekannt sind; es giebt aber auch andere, an die sie fast gar nicht denken, welche aber überaus wichtig und von großen Folgen sind. Die Pflicht, die Ehre, die man ihnen erweist, auf Gott zu beziehen, und sie zur Beobachtung seiner Gesetze anwenden zu lassen, ist eine der wichtigsten. Die Großen werden, wie ich bereits gesagt habe, geehrt. Die guten Christen können gewissenshalber nicht unterlassen, ihnen die schuldige Ehre zu erweisen. Und die fleischlichen Christen ehren sie so gar noch mehr, als sie sollten, weil sie in ihnen den Reichthum, und die übrigen Dinge ehren, die sie wegen ihres unordentlichen Herzens lieben, welche aber weder Liebe noch Hochachtung verdienen. Die Ehre ist also mit dem Stande der Großen verbunden; und diese Ehre ist recht und billig, weil sie, wie wir gezeigt haben, auf guten und tüchtigen Gründen beruht. Gott selbst, welcher der Urheber aller Gerechtigkeit ist, gesteht sie ihnen zu; er erlaubt ihnen aber deswegen nicht, sie zum Gegenstande ihrer Eitelkeit zu machen. Alle Ehre gebührt Gott, wie die Schrift sagt: *Soli Deo honor et gloria.* 1. Tim. 1, 17. Es müßen also die Großen die Ehre, die man ihnen erweist, Gott erweisen, und sie müßen sie so anwenden, daß Gott möge geehrt und verherrlicht werden. Nun besteht aber das Mittel, diese Pflicht auszuüben, nicht bloß darinnen, daß sie die mit ihrem Stande verbundene menschliche Ehre oftmals vor Gott von sich ablehnen, oder

in seiner Gegenwart gestehen, daß sie nicht ihnen, sondern ihm gehöre; sondern darinnen, daß sie alle Tugenden durch ihr Beyspiel ehren und ehrwürdig machen. Denn die Menschen sind von Natur geneigt, an den Personen, die sie ehren, alles zu ehren, und keinen Unterschied unter ihren Eigenschaften zu machen, um die einen zu ehren, und die andern zu verachten. Und daher kömmt es, daß die mit dem Stande der Großen verbundene Ehre macht, daß man ihre Laster ehrt, wenn sie lasterhaft sind, und eben so auch alle Tugenden ehrt, wenn man sie an ihnen wahrnimmt. Die Sittsamkeit und Ehrbarkeit in der Kleidung, die Vermeidung der gefährlichen Ergötzlichkeiten, und die genaue Beobachtung der Gesetze der Kirche werden nicht mehr für schimpflich gehalten, wenn sie die Großen öffentlich beobachten und ausüben. Wenn man es ihnen hierinnen nachthut; so glaubt man, vor dem Gespötte der Menschen sicher zu seyn, und man macht sich eine Ehre daraus, denen nachzufolgen, welchen die Ehre allenthalben nachfolgt.

Es ist kaum zu sagen, wie wichtig die Ausübung dieses Puncts für das Heil und die Seligkeit der Großen ist. Denn einer der größten Kunstgriffe des Teufels, die Menschen zum Laster und zur Unordnung zu verleiten, besteht darinnen, mit den Tugenden gewisse Namen zu verbinden, die sie verächtlich machen, und den schwachen Seelen eine unnöthige Furcht einzujagen, für gar zu gewissenhaft gehalten zu werden, wenn sie sie ausüben wollten. So

hat er z. E. die Unehrbarkeit der Kleider in der Welt eingeführt, und sehr ehrbare Frauenzimmer Moden mitmachen lassen, die nur von unordentlich lebenden Personen sind erfunden worden. Diese schwachen Personen haben also wider diese gefährliche Versuchung Beystand nöthig; und nichts kann ihn besser leisten, als das Beyspiel vornehmer Standespersonen, das sie vor diesem Vorwurfe der Sonderlichkeit in Sicherheit setzt. Es erfordert also die Herzhaftigkeit und Pflicht der Großen, zu glauben, daß sie von Gott gesetzt sind, diesem Kunstgriffe des Teufels Widerstand zu thun; um einem jeden zu zeigen, daß es rühmlich ist, Gott zu gehorchen; durch ihr Beyspiel die Schwachheit ihrer Brüder zu unterstützen; und Jesum Christum öffentlich vor den Menschen, durch die öffentliche Führung eines ganz christlichen Lebens, zu bekennen. Und wenn sie der Kirche nur diesen Dienst leisteten; so dürften sie nicht glauben, daß sie ihr Leben übel angewandt hätten, oder daß ihr Beruf nicht gar zu wichtig gewesen wäre.

Das

Das III. Kapitel.

Beyspiel besonderer Pflichten, die aus diesem Grundsatze fließen. Die Großen sind verbunden, für Gott alles zu thun, was sie können: 1 in Ansehung der Unehrbarkeit der Weibspersonen; 2 in Ansehung der Vergebung der Kirchendienste. Sünden, welche die Großen auf sich laden, weil sie sich anderer ihrer Sünden theilhaftig machen.

Man darf diesen Grundsatz, daß die Großen verbunden sind, für Gott alles, was sie von ihm empfangen haben, anzuwenden, und daß sie gehalten sind, alles, was sie durch ihr Ansehen, oder durch ihr Beyspiel können, zu thun; man darf, sage ich, diesen Grundsatz nur weiter ausdehnen, um eine große Menge Pflichten zu entdecken, die ihrem Stande eigen sind, und deren Unterlassung sie wegen unzähliger Fehler strafbar macht. Und es wird nicht undienlich seyn, einige davon zu betrachten, die von einem sehr großen Umfange sind.

Es ist, wie wir gesagt haben, gewiß, daß nichts geschickter ist, Leute vom mittlern Stande zur Ehrbarkeit anzuhalten, als wenn sie sehen, daß sich Leute von hohem Stande, nach denen sie sich richten, und welchen sie nicht mißfallen wollen, so wohl in Ansehung der Kleider, als des Anzugs, einer genauen Sittsamkeit befleissigen; und daß es Umstände

giebt, wo Prinzessinnen und Gemahlinnen der Statthalter in den Provinzen, ohne etwas anders zu brauchen, als ihr Beyspiel, und Zeichen der Verachtung gegen diejenigen, die auf eine unehrbare Art gekleidet wären, aus einer ganzen Stadt die Unehrbarkeit würden verbannen können. Wenigstens können sie die Personen, die von ihnen abhängen, zur Ehrbarkeit anhalten; und der Eindruck ihres Beyspiels vermag allzeit sehr viel über eine große Anzahl anderer, die nicht von ihnen abhängen. Sie können also sehr viel Sünden verhüten, die bey den Weibs- und Mannspersonen aus dieser Unordnung entstehen. Wenn sie es nun aber können; so sollen sie es auch ohne Zweifel thun, und sie sind nicht nur vermöge der gemeinen Pflicht aller christlichen Weiber zur Ehrbarkeit verbunden, sondern auch noch über dieses vermöge einer besondern Pflicht, die aus ihrem Stande entsteht, welche, weil sie sie in den Stand setzt, viel Sünden und Unordnungen zu verhindern, ihnen die Pflicht auferlegt, es nach der Macht und Gewalt, die sie dazu haben, zu thun. Denn, wenn man nicht zweifelt, daß ein Mensch, der viele Personen beym Leben würde erhalten können, wenn er sich eines kleinen Vergnügens beraubte, ein Todtschläger wäre, wenn er dieses Vergnügen dem Leben derer, die er würde erhalten können, vorzöge; so ist es auch noch weit gewisser, daß, wenn man viel Seelen vor dem geistlichen Tode bewahrt, indem man eine Handlung verrichtet, zu welcher man noch außer dem vermöge des göttlichen Gesetzes, vermöge

seines Standes, und des Amtes, das man von Gott erhalten hat, verbunden ist, man sie nicht unterlassen kann, ohne ein Todtschläger von allen denen zu werden, welche man hätte abhalten können, sich ins Verderben zu stürzen.

Diese schreckliche Folgerung giebt zu erkennen, was für einen großen Unterschied die verschiedenen Stände der Menschen unter den Handlungen machen, die äusserlich einander gleich zu seyn scheinen. Denn die Unanständigkeit der Kleider bey einem Frauenzimmer, das nicht von Stande ist, ist nur wegen der damit verbundenen Eitelkeit, und wegen des Aergernisses, das sie wenig Personen geben kann, Sünde. Aber eben diese Regung der Eitelkeit, die Personen von vornehmen Stande, welche das Beyspiel und die Regel anderer sind, antreibt, vor der Welt in einem Zustande, der wider die Ehrbarkeit ist, zu erscheinen, ist eine öffentliche Billigung des Lasters, eine Quelle der Sünden, und ein Gesetz der Sünde; weil das Beyspiel dieser Personen ein lebendiges Gesetz ist, das weit mehr Macht und Gewalt über die Denkungsart der Welt hat, als alle Gesetze und Verordnungen, die nur in Büchern stehen. Ob sie nun also gleich vielleicht nicht an alle diese betrübten Folgen denken, und nur von einer kleinen Leidenschaft eingenommen sind, denen, die sie sehen, angenehm vorzukommen; so werden sie doch gar sehr erstaunen, wenn sie sehen werden, daß sie vor dem göttlichen Gerichte mit den Sünden sehr vieler Personen beladen sind; die sie entweder durch ihr Beyspiel zu die-

ser Unordnung verleitet oder darinnen bestärkt haben; an statt daß sie verbunden waren, sie durch das Beyspiel ihrer Ehrbarkeit davon abzuhalten.

Nichts ist schrecklicher, als diese Theilnehmung an den Sünden eines andern, in welche man sich durch die Unterlassung seiner Pflichten verwickelt. Ich will noch einige andere Beyspiele davon anführen. Die gebiethenden Herren sind denen, die von ihnen abhängen, Gerechtigkeit zu erweisen schuldig. Die Beamten und Unterbefehlshaber, die sie ihnen geben, sollen nur ihre Stelle vertreten, und statt ihrer thun, was sie selbst thun sollten, wenn es möglich wäre. Sie sind also verbunden, bey der Wahl, die sie in Ansehung derselben treffen, diejenigen vorzuziehen, die diesem Amte am besten vorstehen können. Wenn sie nun aus menschlichen Absichten, oder aus Nachläßigkeit, oder aus niederträchtigem Eigennutze diejenigen erwählen, die entweder gar nicht, oder weniger, als andere, dazu geschickt sind; so werden ihnen alle Fehler dieser Beamten zugerechnet werden; und sie sind wegen aller der Ungerechtigkeiten, die diese Beamten begehen, und wegen aller der Unordnungen, die wegen ihrer Ungerechtigkeit, oder ihrer nicht hinlänglichen Tüchtigkeit erfolgen, strafbar. Der Geiz oder die Unwissenheit eines Richters wird eine arme Familie zu Grunde richten; und das Elend wird diese zu Grunde gerichtete Familie zu unzähligen Sünden und Lastern verleiten. Wer zweifelt wohl daran, daß nicht alle diese Sünden auf einen solchen Herrn zurückfallen, wenn er, aus Nachläßigkeit

keit

keit oder menschlichem Eigennutze, diesen Richter andern geschicktern vorgezogen hat?

Die in dem Königreiche ergangenen und angenommenen Verordnungen geben den gebiethenden Herren dieselbe Macht und Gewalt, vielen Unordnungen abzuhelfen. Sie haben z. E. das Recht, zu verhindern, daß man keine Hasardspiele spielt, an Fest- und Feyertägen das Tanzen zu verbiethen, und viele andere solche Verordnungen in die Ausübung bringen zu lassen, deren Beobachtung unzählige Sünden würde verbannen können. Diejenigen, die sie entweder einführen, oder darüber halten können, sind also unumgänglich dazu verbunden; und die gebiethenden Herren können es thun, wenn sie durch die Gesetze des Königreichs dazu berechtigt sind. Wenn sie also dieser Pflicht nicht nachkommen; wenn sie auf ihre Beamten nicht Achtung geben; wenn sie ihnen nicht beystehen; wenn sie bestochene, unfähige und schwache erwählen, die weder eifrig noch munter sind; so haben sie Ursache zu glauben, daß sie vor Gott alle die Sünden, denen sie hätten abhelfen sollen, verantworten müssen.

Aber die Menge der Sünden, mit welchen die Großen beschwert sind, weil sie an den Sünden anderer, die sie nicht zu verhindern suchen, Theil nehmen, ist noch unendlich weit größer in den Kirchensachen, die den Prinzen und Großen oftmals aufgetragen sind, weil sie entweder verschiedene Kirchendienste und geistliche Aemter einer Person geben, oder bitten, daß sie denen, die ihnen angehören, ge-

geben

geben werden. Ein böser Pfarrherr (Pastor) hat alle die Gottlosigkeiten zu verantworten, welche die bösen Priester, die er braucht, begehen; gleichwie alle die Aergernisse, die sie geben, und alle Sünden des Volks, die sie hätten verhindern können. Das heißt, es werden in einer Stadt wenig Sünden begangen, die den nachläßigen und lasterhaften Pfarrherren nicht zugerechnet würden. Wenn aber die Sünden des Volks den Pfarrherren zugerechnet werden; wer zweifelt wohl daran, daß die Sünden des Volks und der Pfarrherren nicht denen zugerechnet werden, die sie ernannt haben, oder welche sie um ihres Bittens und Ansehens willen haben ernennen lassen? Man darf in diesem Stücke nur die gemeinsten Einsichten des gesunden Menschenverstandes zu Rathe ziehen. Denn wenn der Befehlshaber in einer wichtigen Festung, dem der König die Macht gegeben hätte, alle untere Officiere auszusuchen, die zur Vertheidigung dieser Festung unter ihm dienen, an statt diese Bedienungen herzhaften Leuten anzuvertrauen, und bey ihrer Erwählung nur auf den Dienst des Königs zu sehen, dagegen nur auf seinen eigenen Nutzen sähe, und sie nur Leuten gäbe, die weder Herz noch Erfahrung hätten, und sie die Feinde einnehmen liesse; ist es nicht wahr, daß der König berechtigt wäre, diesen Befehlshaber für einen verrätherischen und treulosen Diener zu halten? Mit wie viel mehrerem Rechte wird es also nicht Gott in Ansehung derer thun, welche, da sie geistliche Aemter zu besetzen, das heißt, den Christen

Ober-

Oberhäupter zu geben haben, die sie wider die Anfälle des Teufels schützen, und sie zum Himmel führen sollen, sie Leuten geben, die keine Erfahrung in dem geistlichen Kriege haben, den sie mit allen Mächten der Finsterniß zu führen verbunden sind; die viel mehr mit ihnen ein Verständniß unterhalten; und welche, an statt die Völker auf den Weg des Heils zu führen, selbst auf dem Wege des Todes wandeln, und die andern durch ihr Beyspiel auf denselben locken?

Es wäre also zu wünschen, daß alle Große, die geistliche Aemter besetzen sollen, dasjenige beständig vor Augen haben möchten, was der heil. Chrysostomus insbesondere in Ansehung derer sagt, die aus menschlichen Absichten behülflich sind, unwürdige Bischöffe zu setzen: Wenn es sich zuträgt, spricht er, um nur von dem zu reden, was man täglich sieht, daß man zur bischöfflichen Würde eine Person, die ihrer unwürdig ist, entweder wegen der Freundschaft, die man gegen sie hegt, oder aus einer andern Ursache erhebt; welche Strafe zieht man sich nicht durch diese üble Wahl zu? Man ist nicht nur Ursache an dem Untergange unzähliger Seelen, die durch eines so unwürdigen Mannes Verschulden umkommen; sondern man giebt ihm auch Gelegenheit zu allen den Sünden, die er bey der Verwaltung seines Amts begeht. Es macht sich also derjenige, welcher an seiner Beförderung Ursache ist, aller der Sünden schuldig, die von diesem bösen Pfarrherrn und von dem ihm anvertrauten Volke

sind

sind begangen worden. Wenn der, welcher eine einzige Seele ärgert, dadurch so strafbar wird, daß es, wie die Schrift sagt, besser wäre, daß man ihm einen Mühlstein an den Hals hienge, und ihn ins Meer würfe; was hat wohl ein Mensch zu erwarten, der so viel Seelen ärgert?

Es ist zwar an dem, daß die Erwählung zu den Kirchendiensten, mit welchen keine Seelensorge verknüpft ist, keine so großen und so betrübten Folgen nach sich zieht. Man muß sich indessen aber doch nicht einbilden, daß man sie nach seinen Neigungen, und aus andern Absichten, als der Absicht Gott zu dienen, vergeben und besetzen könne. Sie sind allzeit ein Gott geweihtes Gut, und zur Unterhaltung derer bestimmt, die der Kirche wirklich dienen, und ein ihrem Berufe gemäßes Leben führen. Wenn man sie also Personen giebt, oder geben läßt, die ganz weltlich leben, und sie nur zu ihrer Verschwendung und ihren Ergötzlichkeiten anzuwenden suchen, und auf eine Art zu leben, die mit der Sittsamkeit der Kirchendiener nicht übereinkömmt; so fallen alle Sünden, die sie bey der Verwaltung dieser Güter begehen, auf diejenigen zurück, die sie zu dieser Verwaltung erwählt haben, ohne sich zu erkundigen, ob sie auch geschickt und Willens wären, sich derselben zu unterziehen, und ob ihnen auch die ihnen deswegen obliegenden Pflichten bekannt wären.

Wenn man mit allen diesen Pflichten diejenigen verbindet, die aus der Macht und Gewalt entstehen, welche die Großen haben, bey ihren wichtigen Be-

die-

dienungen verschiedenen Unordnungen abzuhelfen; wenn man noch dasjenige hinzusetzt, was sie würden thun können, durch ihr Ansehen, durch ihre Worte, und durch ihr Beyspiel, den Luxus, die Gotteslästerung, das liederliche Leben, das Spielen, die Freydenkerey, und noch sehr viele andere Quellen der Unordnungen und Sünden zu verbannen, und alles dieses nach diesen beyden Grundsätzen beurtheilt: Daß die Großen verbunden sind, alles, was sie können, zu thun; und daß die Unterlassung dieser Pflichten sie wegen aller der Sünden, die sie nicht verhindert haben, strafbar macht; so wird man sich von der schrecklichen Gefahr eines solchen Amts einigen Begriff machen.

Indessen werden sie alle die Sünden, die sie sich, ohne es zu wissen, aufbürden, in ihrem Leben nicht gewahr. Das Geräusche, welches um sie herum ist, betäubt sie, und die äußerlichen Gegenstände, die sie ganz außer sich versetzen, sind Ursache, daß sie sie nicht sehen. Sie sind gleichsam über ihren Häuptern hängende Berge, welche die göttliche Barmherzigkeit noch hält, um ihnen Zeit und Raum zu geben, in sich zu gehen. Aber in der Stunde ihres Todes werden alle diese Berge auf sie herabfallen, und alle Gegenstände, die sie einnahmen, werden vor ihren Augen verschwinden, und sie werden gewahr werden, daß sie nur noch von unzähligen Leuten umgeben sind, die ihnen entweder die Ungerechtigkeiten, die sie zugelassen haben, oder die Sünden, in welche sie durch den üblen Gebrauch ihres Amts sind verwickelt worden, vorwerfen werden.

Das IV. Kapitel.

Der Stand der Großen ist ein Hinderniß ihre Pflichten einzusehen.

Das schrecklichste bey dem Stande der Großen ist, daß, ob er sie gleich zu allen diesen Pflichten verbindet, er sie doch hindert, sie einzusehen, und sie auch so gar alsdenn, wenn sie sie einsehen, abhält, sie zu beobachten. Der Grund von ihrem Stande ist dieser, daß sie nicht sich selbst, sondern den Völkern angehören; daß die Größe und die Macht ihnen nicht ist gegeben worden, sie zu genießen und sich daran zu vergnügen; sondern sie zum Besten derer, die unter ihnen stehen, anzuwenden. Aber o wie schwer ist es, denen, die im Reichthume und in der Ehre sind gebohren worden, solche Gedanken und Gesinnungen einzuflößen! Die Neigung der verderbten Menschen geht dahin, alles auf sich zu beziehen, und sich zum Mittelpuncte von allem zu machen. Es ist eine natürliche Tyranney, welche ihnen die Sünde tief ins Herz geprägt hat. Aber Leute von niedriger Geburt können sie nicht leicht ausüben, weil ihnen die andern nicht nachgeben. Dadurch, daß man sich ihrem Verlangen widersetzt, werden sie beständig daran erinnert, daß die übrigen Menschen nicht um ihrentwillen da sind. Ganz anders verhält es sich hingegen mit den Großen, besonders mit denen, die es von Geburt sind. Diese

Größe

Größe macht, daß sie es von Jugend auf gewohnt sind, zu sehen, daß ihnen jedermann nachgiebt, und sich nach ihren Neigungen richtet; und dieses bringt sie unvermerkt auf die Gedanken, alle die Leute, die ihnen so viel Hochachtung und Ehrerbiethung erweisen, wären nur um ihrentwillen da, und zu dem Ende gebohren, daß sie zu ihrem Vergnügen oder zu ihrer Größe etwas beytragen sollten. Sie glauben also, sie hätten weiter nichts zu thun, als sie zu genießen, und zu vermehren, indem sie alle Leute, die unter ihnen stünden, dazu brauchten und anwendeten; und es fällt ihnen fast niemals ein, daß diese Größe und alle die übrigen Güter, die sie besitzen, nach der von Gott gemachten Einrichtung, vielmehr nur zum Dienste derer, die unter ihnen stehen, bestimmt sind.

Man sieht auch gemeiniglich, daß die Großen, welche die Fehler der Großen an sich haben, von ihrer Größe dergestalt eingenommen, und alle ihre Gedanken dermaaßen auf sie selbst gerichtet sind, daß sie fast niemals jemanden einen Dienst umsonst leisten. Sie gehen mit ihrer Empfehlung so sparsam, als mit ihrem Vermögen, um, weil sie befurchten, wenn sie für andere eine Gnade erhielten, so möchte man sie ihnen statt derer erweisen, die sie selbst zu erlangen hoffen. Deswegen unterstehen sich ihre vertrautesten Freunde nicht, sie in ihren Angelegenheiten um ihre Gunst zu bitten, wenn sie sie nicht vorher durch wirkliche Dienste erkauft haben, und sie vielmehr als eine Belohnung, denn als eine Gnade, anzusehen

ist. Sie treiben also mit ihrem Ansehen und mit ihren Worten wirklich ein Gewerbe; und man kann, ohne ihnen unrecht zu thun, sagen, daß sie nur Handelsleute von einem höhern Stande sind.

Eben so schwer wird es ihnen, die Kenntniß der übrigen Wahrheiten zu erlangen, die sie zur Beobachtung ihrer Pflichten zu wissen vonnöthen haben. Sie hassen sie von Natur alle, weil sie ihnen bey ihren Leidenschaften beschwerlich fallen. Sie sind Bande, die sie ins Enge bringen, die sie in ihrem Vergnügen stören, und machen, daß sie von ihrer Größe fast gar keinen Nutzen haben. So entfernt sie das Verderbniß ihres Herzens von diesen Wahrheiten, und dieses Verderbniß wird von allem, was um sie herum ist, begünstigt und unterstützt. Ein jeder weis, daß sie die Wahrheit, die sie herabwürdigt, nicht lieben, und hingegen die Lügen, die ihnen schmeichelt, lieben; und so sucht man sie um die Wette zu betriegen, weil man sich selbst mehr, als sie, liebt.

Es mischt sich zwar etwas von dieser bösen Gefälligkeit in das Betragen, das man gegen einen jeden beobachtet; man ist aber doch gegen die Großen unendlich gefälliger und höflicher, als gegen die andern. Denn der Eigennutz vermehrt die Begierde zu gefallen, und die Furcht zu mißfallen, je mehr diejenigen, mit welchen man zu thun hat, nützen oder schaden können; das heißt, je größer sie sind. Und hieraus sieht man deutlich, daß ein jeder Grad der

Größe ein Hinderniß der Wahrheit ist, und daß, in der Welt sich immer höher schwingen wollen, nichts anders heißt, als wollen, daß es die Wahrheit immer Mühe kosten möge, sich uns bekannt zu machen.

Es ist aber nicht die Begierde, welche die Wahrheit vor den Großen verbirgt; sondern es sieht sich auch so gar die Klugheit oftmals genöthigt, sie zu verhölen, oder doch wenigstens zu milderen, um sie nach ihrer Schwäche einzurichten. Denn, weil die beständige Gefälligkeit derer, die um sie herum sind, in ihnen eine Empfindlichkeit hervorgebracht hat, welche macht, daß sie die Wahrheit in ihrer Reinigkeit und Stärke nicht leiden kann; so sieht man sich genöthigt, ihnen nur einen Theil davon zu zeigen, und sie die Sachen mehr vom weiten sehen zu lassen, als sie ihnen ausdrücklich vor die Augen zu legen. Man redet bisweilen mit gemeinen Leuten aufrichtig und offenherzig; wer würde sich aber wohl unterstehen, es in Ansehung der Großen zu thun? Ja wer soll es thun, wenn sie nicht selbst ein Verlangen darnach von sich blicken lassen. Die Wahrheit sucht bisweilen die Kleinen, und sie zeigt sich ihnen, ohne daß sie es verlangen; aber die Großen müssen sie sehr sorgfältig suchen, und ihr entgegen gehen, wenn sie sie in dieser Welt finden wollen.

Das V. Kapitel.

Wie schwer der Stand der Großen ihnen die Ausübung ihrer Pflichten macht.

Wenn es den Großen schwer wird, ihre Pflichten einzusehen; so ist es für sie gewiß nicht leichter, dieselben, nachdem sie sie haben kennen lernen, zu beobachten. Denn welche Stärke haben sie nicht nöthig, alle ungerechte Leidenschaften der Menschen zu überwinden, die sich darwider setzen, und darinnen von ihren eigenen Leidenschaften unterstützt und begünstigt werden. Sollen sie z. E. einige Kirchendienste vergeben, und sie wollen dabey die Gesetze der Kirche beobachten, welche Hindernisse treffen sie nicht an? Sie müssen diejenigen abweisen, die ihnen dafür verbunden zu seyn glauben würden, und sich nach Leuten umsehen, die ihnen nicht dafür danken, weil sie diese Würden als Bürden ansehen werden, die für ihr Gewissen gefährlich sind. Sie müssen nicht die suchen, die ihnen, in der Hoffnung sie zu verlangen, ihre Aufwartung machen; sondern diejenigen, die sie nicht kennen, oder die sich zu verbergen suchen, damit man sie nicht wählen möge. Würden sich wohl die Großen jemals um die Vergebung eines Kirchendiensts bemüht haben, wenn sie es nur unter diesen Bedingungen thun sollen? Und dennoch können sie es nicht anders, als unter diesen Bedingungen, mit gutem Gewissen thun.

Diese Schwierigkeiten, die aus ihrem Stande entspringen, fallen eben so deutlich in Ansehung der gemeinen Pflichten des Christenthums, zu welchen sie eben so, wie andere, verbunden sind, in die Augen. Denn man muß bedenken, daß, da sie deswegen, weil sie Große sind, nicht aufhören, Menschen zu seyn, die Pflichten ihres Standes sie von den Pflichten und Folgen des gemeinen Standes der Menschen nicht lossprechen. Sie sind Menschen und Sünder, das heißt voll Verderbniß, Elend, Finsterniß und innerlicher Wunden. Sie sollen diese Wunden einsehen, und ihnen abzuhelfen suchen. Sie sind wollüstig; sie haben nöthig, ihr Fleisch zu kreuzigen. Sie hängen an den Gütern der Welt; sie haben Ursache, sich davon loszureißen. Sie sind ganz außer sich und zerstreut; sie haben nöthig, ihre Gedanken zusammen zu fassen. Das gewöhnliche Mittel, sich von diesen Kranckheiten zu befreyen, ist, sich der Dinge zu berauben, die sie verursachen und nähren. Das erlaubt ihnen nun aber ihr Stand nicht. Sie können sich weder von ihrem Reichthume, noch von ihrer Ehre, noch von ihrer Pracht trennen. Sie sind nicht im Stande, die Kreuzigung des Fleisches auszuüben, und noch weniger, sich in die Einsamkeit zu begeben. Sie haben unzählige Verbindungen, die sie hinaus ziehen. Indessen müssen sie entweder gesund werden, oder umkommen. Und da sie nicht auf die gewöhnliche Art gesund werden können; so müssen sie auf eine außerordentliche, und gewissermaaßen selbst in dem Reiche

der Gnade wunderbare Art gesund werden. Sie müssen bey der Ehre demüthig, bey dem Reichthume arm, und bey ihrem scheinbaren Glücke von ihrem Elende durchdrungen seyn. Anstatt also, daß andere der Schwachheit ihres Verstandes und ihrer Tugend durch die äußerlichen Uebungen zu Hülfe kommen; so müssen hingegen die Großen alle äußerliche Hindernisse durch die Stärke ihres Verstandes und ihrer Tugenden überwinden.

Sie können sich nicht in der rechten Gemüthsbeschaffenheit, die Gott und die Vernunft von ihnen verlangen, befinden, wenn sie sich nicht in drey verschiedenen Zuständen betrachten; in dem äusserlichen Zustande, in dem natürlichen Zustande, und in dem innerlichen Zustande, der von der Tugend abhängt. Nach dem äußerlichen Zustande sind sie mehr, als die andern. Nach dem natürlichen Zustande sind sie den andern vollkommen gleich. Und nach dem innerlichen Zustande sind sie aus Demuth verbunden, sich unter andere herunterzusetzen. Die Gesinnungen, welche aus diesem dreyfachen Zustande entstehen, müssen beysammen bleiben. Und wenn sie, die äußerliche Ordnung zu erhalten, verbunden sind, in dem Range zu bleiben, der ihnen nach der Welt gehört; so sollen sie deswegen doch nicht unterlassen, mit den übrigen Menschen in einer vollkommenen Gleichheit zu bleiben, die sie gegen alle sanftmüthig, mitleidig und liebreich macht. Und sie sind auch eben so sehr verbunden, einzusehen, daß vielleicht ihre Sünden und ihre Mängel Ursache sind, warum sie von Gott

und

und den Engeln als die geringsten Menschen angesehen werden. Man kann nicht leugnen, daß sie verbunden sind, solche Gesinnungen zu hegen; aber, o wie schwer ist es, sie mit einander zu vereinigen! Der Verstand des Menschen ist so klein und enge, daß fast nichts dazu gehört, ihn voll zu machen. Es trägt sich also gemeiniglich zu, daß der Stand der Großen sie fast immer vergessen läßt, daß sie Menschen, und noch mehr, daß sie Sünder sind. Sie sehen sich fast niemals anders, als nach dem äußerlichen Zustande, nach ihrem Reichthume, nach ihrem Adel, nach ihren Ehrenstellen und Würden an; und auf eben diese Art betrachten sie auch die übrigen Menschen nur nach dem, was sie unter sie herunter setzt. Es ist dieses ein Betrug, der gleichsam natürlich aus diesem Stande entspringt, und der nur durch eine außerordentliche Gnade kann vertrieben werden, welche macht, daß sie zu eben der Zeit in sich selbst zurückkehren, da sie mit so vieler Gewalt außer sich sind gezogen worden.

Wie ist es möglich, daß ein Mensch, der von Gütern und Ehre umgeben ist, sich nichts davon zueignet; daß er sie immer als solche ansieht, die ihm nicht angehörten, und nur zu seinem Amte dienten? Wenn die Großen keine heftige Neigung und Liebe zu allen diesen Dingen hätten; so würde ihnen der rechte Gebrauch derselben viel leichter werden. Aber sie sind ganz davon eingenommen, und ihre Leidenschaften sind so gar noch weit heftiger, als anderer ihre. Sie sind voll Begierde nach dem Reichthume,

dem Glanze und den Ergötzlichkeiten, und dieser Reichthum, dieser Glanz und diese Ergötzlichkeiten schweben ihnen beständig vor den Augen. Sie können sich ihrer nicht ganz, wie andere, berauben; indessen ist es ihnen eben so, wie andern, verbothen, sich dabey aufzuhalten, sie zu genießen, und ein Wohlgefallen daran zu haben. Wer kann, spricht die Schrift, Pech angreifen, ohne sich zu besudeln? *Qui tetigerit picem, inquinabitur ab ea.* Sir. 13, 1. Wer kann diesen köstlichen Wein trinken, ohne davon berauscht zu werden? Die Vernunft giebt uns keine andere Antwort, als daß dieses ganz unmöglich zu seyn scheint; und man muß seine Zuflucht zum Glauben nehmen, wenn man nicht alle Hoffnung aufgeben will.

Wenn diese Schwierigkeiten auch selbst für diejenigen sehr groß sind, die das Alter und die Erfahrung, die Nichtigkeit und Eitelkeit der Welt und alles dessen, was dem Verstande und den Sinnen schmeichelt, haben einsehen lassen, und welche, nachdem sie die Bitterkeiten, die mit den Süßigkeiten, welche sie uns darreicht, vermischt sind, geschmeckt, eine Art von Eckel davor haben bekommen können; wie wird es um diejenigen ansehen, die sie zu schmecken anfangen; die von dem mit allen Ergötzlichkeiten verbundenen Elende noch keine Erfahrung haben; welche die Pflichten des Christenthums, und die damit verbundenen Gefährlichkeiten gar wenig kennen; deren Herz gegen alle sinnliche Gegenstände, welche die Hochachtung der Menschen nach sich ziehen können,

nen, offen steht, und welche sie heftig wünschen und begehren; die der Welt gefallen, und welchen die Welt gefällt; die durch unzählige, so wohl äußerliche als innerliche Versuchungen, zu dem Laster gezogen werden; und welche zu gleicher Zeit die heftigsten Bemühungen ihres eigenen Verderbens, die reizendesten Lockungen der Welt, und die gefährlichsten Kunstgriffe der bösen Geister zu bestreiten haben?

Unter allen Gefahren, in welchen man in der Welt ist, das leibliche Leben zu verlieren, giebt es wenig, die auch so gar nur zu einem Bilde von der Gefahr, seine Seele zu verlieren, dienen könnten, die ein junger, dem Leibe und der Seele nach angenehmer Prinz, läuft, welcher mit wenig christlicher Einsicht, und mit großer Neigung zu den Ergötzlichkeiten, an den Hof kömmt. Diejenige, welcher sich ein Mensch aussetzen würde, welcher auf einem kleinen Fischerschiffe, ohne Steuerruder und Steuermann, nach Indien reisen wollte; die, der man sich aussetzt, wenn man sich in eine Stadt und in ein Haus, wo die Pest regiert, unter todte Leichname, die damit angesteckt sind, begiebt und darinnen aufhält; diejenige, in welcher sich ein Soldat befindet, wenn er das Feuer eines ganzen Kriegsheers aushält, ist nichts in Vergleichung mit der Gefahr eines solchen Prinzen, der allen Pfeilen der Welt und der Teufel ausgesetzt ist, der den Tod sucht, und von ihm gesucht wird. Nur allein Gott kann ihn, vermöge eines ganz wunderbaren Schutzes, davor bewahren, indem er alle diese Pfeile abwendet, und

verhindert, daß er sich nicht selbst das Herz damit durchbohrt.

Aus diesem allen kann man den Schluß machen, daß, gleichwie das Klosterleben ein von Heiligen gebildetes Leben ist, desto leichter in den Himmel zu kommen, also auch das Leben, welches die Großen gemeiniglich am Hofe führen, ein Leben ist, welches gebildet worden, sehr leicht in die Hölle zu kommen. Und man darf das Gleichniß nur weiter ausführen, um einsehen, daß es vollkommen richtig ist. Die leichten Arten selig zu werden, welche die Heiligen denen, die in ordentlichen Klöstern leben, verschafft haben, bestehen darinnen, daß sie, so viel sie gekonnt, dem Teufel alle Thüren verschlossen, und der Gnade alle Thüren aufgethan haben. Sie haben die Ergötzlichkeiten durch das strenge Leben, den Geiz durch die Armuth, den Müßiggang durch die Arbeit, ugd den Stolz durch den Gehorsam und die Demuth verbannt. Sie haben die Menschen zum Lesen, zum Bethen und zum Stillscheigen angehalten, der Wahrheit und Gnade Eingang zu verschaffen. Sie haben sich alle Mühe gegeben, daß alle Dinge zu Gott führen, und den Geist der Welt verbannen möchten.

Das Hofleben ist nach ebendiesem Muster, aber in einer ganz entgegensetzten Absicht, eingerichtet. Es besteht ganz aus dem, was der Sünde Eingang verschafft, als der Müßiggang, das Vergnügen, der Umgang der Mannspersonen mit dem weiblichen Geschlechte, die bösen Reden, die Grundsätze der Freydenkerey, des Eigennutzes, des Ehrgeizes, des Zorns,

der

der Rache, und alles dessen, was die Leidenschaften rege macht. Man hat alles daraus zu verbannen gesucht, was zu Gott führt, und Gelegenheit giebt, in sich selbst zurückzukehren, als die Einsamkeit, das Lesen, das Bethen, die guten Beyspiele, und die rechtmäßige Beschäftigung.

Was müßen denn also die Großen thun, um sich vor dieser Gefahr in Sicherheit zu setzen? Werden sie wohl an einem solchen Leben Theil nehmen? Wenn sie sich ihm aber ergeben; so gehen sie durch dieses Leben selbst verlohren; denn man muß nicht verlangen, in einem Leben, das ganz aus Müßiggange, Vergnügen, Spiele und Leidenschaft besteht, selig werden zu wollen. Werden sie es wohl einigermaaßen zu mildern suchen, indem sie der Welt etwas geben, ohne sich ganz zu ihr hinreißen zu lassen? Wird aber Wohl die Welt mit dieser Theilung zufrieden seyn, und sie nicht vielmehr auslachen? Man wird sie also bey sehr vielen Gelegenheiten vor den Kopf stossen müßen, wozu eine überaus große Stärke erfordert wird. So groß aber diese Schwierigkeiten auch immer sind, so müßen sich die Großen dennoch entschließen, sie zu überwinden, indem sie in der Welt bleiben, weil es keine Nothwendigkeit giebt, die der Gefahr, ewig verlohren zu gehen, nicht nachstehen müße, wie Tertullianus spricht: *Quaecunque necessitas minor est, tanto periculo comparata.*

Das

Das VI. Kapitel.

Der Stand der Größe ist dem Triebe des Christenthums zuwider.

Alles dieses giebt zu erkennen, daß der Stand der Großen ein gewaltsamer Stand für Christen ist, und daß er dem ersten Triebe, den der Geist Gottes den Seelen, die er rührt, einflößt, zuwider ist. Denn dieser Trieb ist ein Trieb der Furcht, der sich von Versuchungen zu entfernen sucht. Er ist ein Trieb des Hasses und der Abneigung gegen die Gegenstände der Begierde. Er ist ein Trieb, der zur Nachahmung des Lebens Jesu Christi auf der Erde anhält, welches in dem Aeußerlichen dem Leben der Großen ganz zuwider gewesen ist. Und da dieser Trieb in den Großen bleibt, wenn sie wahre Christen sind; so muß er in ihnen nothwendig einen Kampf und einen innern Widerstand gegen die Dienste, zu welchen sie ihr Stand verbindet, hervorbringen, daß sie mit Hiob ausrufen: *Quare misero data est lux, et vita his, qui in amaritudine animae sunt?* Hiob 3, 20. Warum muß, o Herr, eine Seele, die von der Empfindung ihrer Niedrigkeit und ihres Elendes ganz durchdrungen seyn sollte, im Glanze und Ehren leben, und von einer Menge Menschen umgeben seyn, die sie bereden wollten, sie sey glücklich? Warum muß sie andern befehlen, da sie doch allen Ge-

Geschöpfen unterthänig seyn sollte? Warum muß sie weltliche Güter genießen, da sie doch in die Bitterkeit der Buße ganz versenkt seyn sollte?

Es ist so gewiß, daß der Stand der Größe an und von sich selbst dem Triebe, den der Geist Gottes in dem Herzen aller wahren Christen hervorbringt, zuwider ist, daß fast keine christliche Tugend zu finden ist, der er nicht einigermaaßen zuwider wäre, und von welcher er uns nicht von sich selbst abhielte.

Er ist dem Geiste des Glaubens zuwider; weil uns der Glaube von gegenwärtigen und sichtbaren Dingen abzieht, um uns an die unsichtbaren und ewigen zu heften; und weil uns hingegen die Größe an die sichtbaren und zeitlichen Dinge heftet, indem sie sie näher zu uns bringt, und uns nöthigt, sie in dem, was sie glänzendes und angenehmes an sich haben, zu sehen und zu empfinden.

Er ist der christlichen Hoffnung zuwider; weil uns diese Tugend unser Vertrauen und unsere Zuversicht auf Gott allein setzen läßt: Da hingegen die Größe von sich selbst antreibt, sein Vertrauen und seine Zuversicht auf den Reichthum zu setzen, nach dem Ausspruche des Weisen: Die Festung des Reichen, das ist seine Stütze und der Gegenstand seiner Hoffnung, ist sein Reichthum. *Substantia divitis urbs fortitudinis ejus.* Deswegen ermahnt der heil. Paulus besonders die Reichen in der Welt, ihre Hoffnung nicht auf ungewissen Reichthum zu setzen: *Neque sperare in incerto divitiarum*; 1. Tim. 6, 17. weil er wußte, daß dieses der Hang

war,

war, wohin sie die Last und Schwere des Reichthums selbst trieb.

Er ist dem Geiste der Liebe zuwider; weil die Liebe nicht auf sich selbst sieht, sondern sich ganz auf andere bezieht; da hingegen der Trieb der Größe dahin geht, nur auf sich zu sehen, und alles auf sich zu beziehen.

Endlich ist er dem Geiste der Sammlung der Gedanken durch die beständige Zerstreuung, zu welcher er Gelegenheit giebt; dem Geiste der Buße durch die Ergötzlichkeiten, die er verschafft; dem Geiste der Armuth durch den Ueberfluß der weltlichen Güter, die mit ihm verbunden sind; und dem Geiste der Demuth durch die Gegenstände des Ehrgeizes und Stolzes, die er dem Verstande unablässig vorhält, zuwider.

Wenn der Stand der Großen so beschaffen ist, wie wir ihn vorgestellt haben; so sieht man deutlich, daß er zwar wohl, wenn ihn Gott uns auflegt, kann geduldet; daß er mit Ergebung in seinen Willen kann angenommen; aber nicht ohne Vermessenheit und Unbesonnenheit vorsetzlich gesucht werden. Die Betrachtung der Ordnung und des Willens Gottes muß uns dabey trösten, gleichwie uns seine Gnade dabey unterstützen, und erhalten muß. Darum sagt die Schrift, wenn sie uns zu erkennen giebt, wornach wir von uns selbst trachten sollen, wir sollen Gott nicht um große Ehrenstellen und hohe Bedienungen bitten: *Noli quaerere a Domino ducatum, neque a Rege cathedram honoris.* Sir. 7, 4. Sie warnt uns,

das

das Volk unsere Fehler nicht merken zu lassen, indem wir die Regierung desselben über uns nehmen: *Non pecces in multitudine civitatis, nec te immittas in populum.* Sir. 7, 7.

Das VII. Kapitel.

Die Großen haben die mehresten Tugenden in einem hohen Grade nöthig.

So groß diese mit der Größe verbundenen Gefahren auch immer sind, so sollen doch diejenigen, die nach dem Willen Gottes damit beschwert sind, deswegen den Muth nicht sinken lassen. Gott kann sie die größten Schwierigkeiten eben so wohl, als die kleinern, überwinden lassen. Er errettet, wie die Schrift sagt, eben so wohl mit einer geringen Macht, als mit unzähligen Kriegsvölkern; 1. Kön. 14, 6. und in dem unendlichen Schatze seiner Gnaden hat er welche, die sich für alle unsere Bedürfnisse schicken. Wenn aber die Großen diese dienlichen Gnaden erlangen wollen; so müssen sie die Größe ihrer Bedürfnisse kennen, und wissen, daß die gemeinen Gnaden dazu nicht hinlänglich sind.

Der gemeine Glaube, z. E. welcher hinlänglich ist, einen Menschen vom Mittelstande von den kleinen Gütern, die er besitzt, abzuziehen, ist nicht hinlänglich, die Großen von dem Eindrucke so vieler großen Gegenstände, die sie immer vor den Augen

haben,

haben, abzubringen. Sie haben einen sehr lebendigen, sehr thätigen und sehr erleuchteten Glauben nöthig, der den ganzen falschen Glanz der zeitlichen Güter verdunkelt, und sie die Nichtigkeit und Eitelkeit derselben einsehen läßt. Und sie haben auch eine sehr feste und gegründete Hoffnung nöthig, die durch die heftigen Erschütternngen, welchen sie ausgesetzt sind, nicht wankend gemacht wird, und allen Winden und Sturmwetter der Welt widersteht.

Sie haben eine sehr außerordentliche Liebe und Stärke nöthig, die gewissermaaßen der Liebe und Stärke der Märtyrer gleich kömmt, weil sie sie immer bereit machen soll, um des Besten der Gerechtigkeit und des Nächsten willen alles zu verlieren. Diejenigen, die Gott im niedrigen Stande bleiben läßt, sind diesen großen Prüfungen, entweder alles, oder Gott zu verlieren, nicht ausgesetzt; aber die Großen sind ihnen beständig ausgesetzt, und sie sollen allzeit dazu vorbereitet seyn. Ihr Glück und ihre Größe müssen an nichts hängen, und sie muß immer in ihren Händen seyn, in der Vermuthung, Gott werde ihnen eine Gelegenheit zeigen, sie zu seinem Dienste zu verlieren.

Es ist wahr, die Großen, die nur auf ihren Landgütern und in ihren Häusern bleiben, ohne nach hohen Würden und Ehrenstellen zu trachten, würden einen Theil von diesen Unbequemlichkeiten vermeiden können; und dieses giebt zu erkennen, daß der Stand, den ihnen ihre Feinde zu verschaffen suchen, ihr glücklichster Stand ist; und daß hingegen

die Liebkoßungen der Welt das größte Unglück sind, das ihnen begegnen kann.

Wenn die Pflichten, zu welchen sie verbunden sind, allzeit klar und deutlich wären; so würden sie sie weit leichter erfüllen können, wenn sie den Entschluß faßten, sich in der Welt ein für allemal unglücklich zu machen, welches eben keine so wichtige Sache ist. Aber die Schwierigkeit besteht darinnen, daß sie oftmals sehr dunkel sind. Wenn man sein Glück und seine Größe um Gottes willen verlieren muß; so muß man es nicht aus Eigensinne unbesonnener Weise verschwenden, wenn es Gott nicht haben will. Es giebt viele Dinge, die man dulden muß, um sich für wichtige Gelegenheiten aufzubewahren. Die christliche Nachsicht ist eben so wohl eine Tugend, als der Eifer und die Standhaftigkeit. Und wenn man die Niederträchtigkeit vermeiden muß, welche macht, daß man wider die Gerechtigkeit handelt; so muß man sich auch eben so wohl einer gewissen menschlichen Großmuth enthalten, die sich ohne Nutzen in die Gefahr stürzt. Nichts ist schwerer, als dieses zu unterscheiden. Denn unter dem Vorwande der Nachsicht, wird man die Gerechtigkeit immer unterdrücken lassen. Und wenn man nichts dulden will; so wird man nirgends einigen Nutzen schaffen. Man muß also etwas, aber nicht alles leiden und dulden. Wer wird aber die rechten Gränzen, und die vernünftige Mittelstrasse, die man hierbey beobachten muß, finden? Ohne eine sehr grosse Einsicht kann man es nicht thun; und diese Einsicht wird nur

durch vieles Bethen erlangt, gleichwie die Kraft, die man nöthig hat, das, was sie vorschreibt, zu befolgen und ins Werk zu richten. Man kann also gewissermaaßen von den Großen sagen, was der heil. Gregorius 1) von den Pfarrherren sagt: Sie müssen in der That und Handlungen die vorzüglichsten, und in der Betrachtung die erhabensten seyn.

Endlich ist auch die Geduld, welche die Großen nöthig haben, die Zufälle, welchen sie ihr Stand aussetzt, zu ertragen, noch weit größer, als diejenige, die für gemeine Leute hinlänglich ist; und man kann sagen, sie müße dabey unterliegen, wenn sie nicht geduldiger, als die übrigen Menschen, sind. Ihre Seele ist durch die Gewohnheit weit zärtlicher und fühlbarer, als anderer ihre, geworden; und dennoch sind sie den großen Unglücksfällen weit mehr ausgesetzt. Man findet sie überall, und man kann ihnen auf tausenderley Art schaden. Es geschieht nur gar zu oft, daß diejenigen, die in größerem Ansehen stehen, sich ein Vergnügen daraus machen, diejenigen zu erniedrigen, die ihre Geburt und ihr Verdienst über sie erheben sollten. Es ist ohne Zweifel nichts härter und empfindlicher, als ein solches Verfahren, und auch nichts, das mehr zur Ungeduld und zum Zorne reizte, als dieses. Indessen sind alle Mittel, die man mit Gewalt darwider brauchen könnte, betrübt, ungerecht und strafbar. Es giebt kein anderes, als das Leiden. Und wenn dieses Leiden ein christliches und demüthiges Leiden ist; so kann es nichts

1) *Pastor. part.* 2. c. 5. *et lib.* 1. *epist.* 5.

nichts anders, als die Wirkung einer sehr großen Geduld, und einer überaus großen Weisheit seyn.

Das VIII. Kapitel.

Alles, was zu erkennen giebt, wie schwer es den Großen fällt, christlich zu leben, zeigt den Vorzug der Tugend derer, welche den Pflichten des Christenthums bey allen diesen Schwierigkeiten Gnüge leisten.

Wenn man aber, um den Pflichten der Größe Gnüge zu leisten, und die Hindernisse, die sie dabey in den Weg legt, zu überwinden, so viel Gnaden und einen so hohen Grad der Tugend nöthig hat; so nöthigt uns die Vernunft, den Schluß zu machen, daß die Großen, die ihnen wirklich Gnüge leisten, und welche alle Hindernisse ihres Standes überwinden, diesen so hohen Grad der Tugend besitzen. Und das hat die Heiligen bewogen, die hohen Standespersonen, welche die Kirche durch ihre Gottesfurcht geehrt haben, vermittelst ganz außerordentlichen Lobsprüche zu erheben. Es war ihnen nicht unbekannt, daß in der unendlichen Linie unserer Dauer, die sich von dem ersten Augenblicke unsers Seyns an bis zur Ewigkeit erstreckt, der Unterschied der Stände nur in einem unmercklichen Punkte, welcher der Raum unsers Lebens ist, statt findet; und daß in dem ganzen Ueberreste der unendlichen Zeiten,

die darauf folgen sollen, unter den Menschen kein anderer Unterschied mehr seyn wird, als derjenige, der von dem Unterschiede ihrer Verdienste herkömmt. Sie maßen aber die Tugend der Großen nach der Größe der Hindernisse ab, welche ihnen die Gnade hatte überwinden helfen. Deswegen wurde der heil. Paulin in seinem Leben, und nach seinem Tode, von den größten Heiligen seiner Zeit mit Lobsprüchen überhäuft; und aus eben der Ursache hat er auch selbst die Tugend der berühmten Melanie erhoben, deren Reise nach Italien er in einem von seinen Briefen auf eine so erbauliche Art beschreibt. Welche Lobsprüche hat man nicht auch dem Kaiser Theodosius beygelegt, weil er gethan, was hundert tausend Bußfertige eben so wohl, als er, gethan haben? Man setzte nämlich voraus, ein Kaiser habe ein weit größere Tugend nöthig, als andere, um eben so bußfertig, als andere, zu seyn.

Es ist also nicht aus einer menschlichen Gefälligkeit, sondern aus einer geistlichen Einsicht geschehen, daß die Heiligen eine besondere Hochachtung gegen die Tugend der Großen haben blicken lassen. Sie haben sie mit Recht als Siegszeichen der Gnade Jesu Christi, und als solche angesehen, die weit mehr, als jemand anders, im Stande wären, ihre Kraft und Stärke zu erkennen zu geben. Was ist auch wohl wunderbarer, als zu sehen, daß Gott durch seinen Geist die Demuth solchen Herzen einprägt, die alle übrige Dinge zum Stolze antrieben; daß er sie bey allem Geräusche und Getöse, worinnen sie

leben,

leben, seine Stimme hören läßt; und daß er sie zu der Zeit, da sie eine so ansteckende Luft einathmen, vor dem Verderben der Welt bewahrt? Welche innerliche Hitze müssen sie nicht haben, da sie der tödtlichen Kälte widerstehen kann, die das Leben, welches sie in der Welt führen, in allen übrigen hervorbringen würde? Es ist von dem Hofleben bis zu dem christlichen Leben ein so weiter Weg, daß man sagen muß, diejenigen, die diese Reise gethan, haben sehr viel Kraft und Stärke. Wenn sie bisweilen müder zu seyn scheinen, als die, so in der Einsamkeit leben; so kömmt es nicht daher, weil sie einen weitern Weg, als sie, zurückgelegt haben. Es haben also diejenigen, die um Gottes willen fast nichts verlassen haben, und welche, indem sie ihm dienen, nichts verlieren, Ursache, sich nach dem Beyspiele der Großen zu demüthigen, und sich bey ihrer Trägheit zu schämen, indem sie bedenken, welche Gewalt die Großen sich anthun müssen, um die Hindernisse, von welchen sie umgeben sind, zu überwinden.

Aus eben der Absicht hält auch die Kirche dem gemeinen Volke die Tugend der Großen, als diejenige vor, die weit mehr im Stande ist, in dasselbe einen Eindruck zu machen, als anderer ihre Tugend. Denn es ist gewiß, daß nichts geschickter ist, den Stolz, die Zärtlichkeit und die Unbußfertigkeit der Kleinen zu beschämen, als die Demuth, die Kreuzigung des Fleisches, und die Buße der Großen. Ihr Beyspiel hat eine ganz besondere Kraft; und ihre Größe hat nicht weniger Macht und Stärke, die

Tugend einzuflößen, als sie hat, das Laster zu begünstigen und zu rechtfertigen. Man ist geneigt, sie mit Bewunderung anzusehen; und man läßt sich leicht bewegen, das, was man bewundert, nachzuahmen. Darum ist es recht und billig, daß sich die Kirche ihrer zum Guten bedient, gleichwie sich der Teufel ihrer zum Bösen bedient; und daß sie aus ihnen Werkzeuge des Heils macht, gleichwie er sie zu Werkzeugen der Verdamniß machte.

Man soll nicht nur viel Hochachtung gegen ihre Tugend hegen; sondern es ist auch billig, daß man so wohl in ihrem Leben, als auch nach ihrem Tode, ganz besonders dankbar gegen sie ist. Und man kann sagen, es sey niemand zu finden, dem die Gebethe der Kirche mehr gebührten, und nützlicher seyn könnten, als ihnen. Denn wenn, nach der Lehre des heil. Augustinus 1), alles, was die Lebendigen für die Verstorbenen thun, ihnen nur nach dem Maaße dient, und nützlich ist, als sie es durch ihre Handlungen verdient haben, daß das, was man für sie thun würde, ihnen nach ihrem Tode diente und nützlich wäre; so verdienen auch die Großen, welche die Kirche in ihrem Leben beschützt haben, daß die Kirche mit desto mehrerem Eifer für sie bethet, je mehr Ursache sie zu hoffen hat, die Wirkung ihres Gebeths von der Barmherzigkeit Gottes zu erlangen.

Re-

1) De cura pro mort. c. 1. n. 2.

Reden
des verstorbenen Herrn Pascal, vom
Stande der Großen.

Eine von den Sachen, über welche der verstorbene Herr Pascal öftere Betrachtungen anstellte, war die Unterweisung eines Prinzen, den man auf die Art zu erziehen suchte, die sich zu dem Stande, zu welchem ihn Gott berief, am besten schickte, und ihn vor andern in den Stand setzte, allen Pflichten desselben Gnüge zu leisten, und alle seine Gefahren zu vermeiden. Man hat ihn oftmals sagen hören, er wünsche zu nichts mehr, als hierzu, etwas beyzutragen, wenn er nur recht verpflichtet dazu wäre; und er wolle sein Leben gern für eine so wichtige Sache aufopfern. Und da er gewohnt war, die Gedanken, welche ihm über die Materien, denen er nachdachte, einfielen, aufzuschreiben; so haben sich die, welche ihn gekannt, gar sehr gewundert, daß sie unter denen, die man nach seinem Tode gefunden, nichts angetroffen, das diese Materie eigentlich angienge; ob man gleich in einem gewissen Verstande sagen kann, sie giengen sie alle an, weil nicht leicht Bücher gefunden werden, die mehr dienen könnten, den Verstand eines Prinzen zu bilden, als die Sammlung, die man davon gemacht hat.

Es muß also das, was er von dieser Materie geschrieben, entweder seyn verlohren gegangen, oder er muß diese Gedanken, weil sie ihm überaus geläufig waren, nicht aufgeschrieben haben. Und da aus der einen oder der andern Ursache das Publikum derselben beraubt geworden; so ist jemandem, der drey ganz kurze Reden mitangehört hat, die er zu verschiedenen Zeiten an ein Kind von sehr vornehmen Stande hielt, das schon die stärksten Wahrheiten fassen konnte, eingefallen, nach neun oder zehn Jahren dasjenige aufzuschreiben, was er davon behalten hat. Ob er nun aber gleich nach einer so langen Zeit nicht sagen kann, daß es die eigenen Worte wären, deren sich der Herr Pascal damals bediente; so machte doch alles, was er sagte, einen so lebhaften Eindruck in ihn, daß er es unmöglich vergessen konnte. Er kann also versichern, daß es wenigstens seine Gedanken und Meynungen sind.

Diese drey kleinen Reden hatten zur Absicht, drey Fehlern abzuhelfen, zu welchen die Größe diejenigen, so darinnen gebohren sind, von sich selbst verleitet. Der erste ist, sich selbst nicht zu kennen, indem sie sich einbilden, alle die Güter, die sie besitzen und genießen, gehörten ihnen, und machten gleichsam einen Theil von ihnen aus; woher es kömmt, daß sie sich niemals in der natürlichen Gleichheit betrachten, in der sie mit allen übrigen Menschen stehen.

Der andere Fehler ist, daß sie sich von diesen äußerlichen Vorzügen, von welchen sie Herren sind,

der-

dergestalt einnehmen lassen, daß sie gegen alle wirklichere und schätzbarere Eigenschaften gar keine Achtung haben, daß sie dieselben nicht zu erlangen suchen, und sich einbilden, die einzige Eigenschaft, ein Großer zu seyn, verdiene alle und jede Ehrerbiethung, und habe nicht nöthig, von den Eigenschaften des Verstandes und der Tugend unterstützt zu werden.

Der dritte Fehler besteht darinnen, daß der Stand der Großen, weil er mit der Freyheit und Macht, seine Neigungen zu befriedigen, verbunden ist, viele zu unvernünftigen Ausschweifungen und niederträchtigen Unordnungen verleitet. Anstatt also, daß sie ihre Größe anwenden sollten, den Menschen zu dienen, glauben sie, sie bestehe darinnen, ihnen auf eine stolze und unbescheidene Art zu begegnen, und sich allerley Ausschweifungen zu überlassen.

Auf diese drey Fehler hatte der Herr Pascal sein Augenmerk gerichtet, als er bey verschiedenen Gelegenheiten die drey Reden hielt, die wir hier anführen werden.

I. Rede.

Wenn ihr euren Stand recht wollet kennen lernen; so betrachtet ihn in folgendem Bilde.

Ein gewisser Mann wurde von einem Sturme auf eine unbekannte Insel verschlagen, deren Einwohner ihren König, der sich verlohren hatte, ängstlich suchten. Und da er von ungefähr dem Leibe und Gesichte nach viel Aehnlichkeit mit diesem Kö-

nige hatte; so wurde er dafür gehalten, und von diesem ganzen Volke dafür erkannt. Anfangs wußte er nicht, wozu er sich entschließen sollte; endlich aber faßte er den Entschluß, sich in sein Glück zu schicken. Er nahm also alle Ehrenbezeigungen, die man ihm erweisen wollte, an, und ließ sich als König begegnen.

Weil er aber seinen natürlichen Zustand nicht vergessen konnte; so gedachte er zu eben der Zeit, da er diese Ehrenbezeigungen annahm, daran, daß er der König nicht wäre, den dieses Volk suchte, und daß dieses Königreich ihm nicht gehörte. Er hatte also einen doppelten Gedanken: Den einen, vermöge dessen er als König handelte; und den andern, vermöge welches er seinen wahren Zustand einsah, und daß ihn nur ein ungefährer Zufall an den Ort, wo er sich befände, gebracht hätte. Diesen letzten Gedanken ließ er nicht merken, und offenbahrte nur den andern. Nach dem ersten gieng er mit dem Volke, und nach dem letzten mit sich selbst um.

Bildet euch nicht ein, daß es nicht eben so wohl durch einen so ungefähren Zufall geschehen ist, daß ihr die Schätze besitzet, von welchen ihr Herr seyd, als derjenige war, vermöge welches dieser Mann ein König wurde. Ihr habet von euch selbst, und vermöge eurer Natur, eben so wenig ein Recht dazu, als er; und ihr seyd nicht nur auf keine andere Art der Sohn eines Duc, sondern auch nicht einmal auf eine andere Art auf der Welt, als vermöge unzähliger ungefährer Zufälle. Eure Geburt hängt von

einer Eheverbindung, oder viel mehr von allen Eheverbindungen derer, von welchen ihr abstammet, ab. Wovon hängen aber diese Eheverbindungen ab? Von einem von ungefähr abgestatteten Besuche, von einigen in den Wind geredeten Worten, von tausend unvermutheten Gelegenheiten.

Ihr habet, wie ihr saget, eure Schätze von euren Vorfahren geerbt; haben sie aber nicht eure Vorfahren durch tausend ungefähre Zufälle erworben, und sie euch erhalten? Tausend andere, die eben so geschickt, als sie, waren, haben entweder keine erwerben können, oder sie haben dieselben, nachdem sie sie erworben gehabt, wieder verlohren. Ihr bildet euch auch ein, es wäre ganz natürlich damit zugegangen, daß diese Güter von euren Vorfahren auf euch gekommen wären. Das ist aber nicht wahr. Diese Ordnung beruht bloß auf dem Willen der Gesetzgeber, die gute Ursachen können gehabt haben, sie einzuführen, von welchen aber ganz gewiß keine als ein natürliches Recht angesehen wird, das ihr zu diesen Dingen hättet. Wenn es ihnen gefallen hätte, zu verordnen, daß diese Güter, nachdem sie von den Vätern in ihrem Leben besessen worden, nach ihrem Tode wieder an die Republik zurückfallen sollten; so würdet ihr keine Ursache haben, euch darüber zu beklagen.

Es ist also das ganze Recht, vermöge dessen ihr euer Vermögen besitzet, kein Recht, das seinen Grund in der Natur, sondern in einer menschlichen Einrichtung und Anordnung hat. Wenn sich die,

welche

welche die Gesetze gegeben haben, die Sache anders vorgestellt hätten; so würdet ihr arm geworden seyn. Und es ist nur der ungefähre Zufall, der euch hat lassen gebohren werden, nebst der Phantasie der Gesetze, die euch günstig gewesen ist, der euch in den Besitz aller dieser Güter setzt.

Ich will nicht sagen, daß sie euch nicht von Rechts wegen gehören, und daß einem andern erlaubt sey, sie euch zu rauben. Denn Gott, welcher Herr darüber ist, hat den Gesellschaften erlaubt, Gesetze zu geben, sie zu theilen. Und wenn diese Gesetze einmal eingeführt sind; so ist es unrecht, sie zu übertreten. Dieses macht einen kleinen Unterschied unter euch und dem Manne, von welchem wir geredet haben, der sein Reich nur vermöge des Irrthums des Volks besitzen würde; weil Gott diese Besitzung nicht billigen, und ihn nöthigen würde, ihr zu entsagen, da er hingegen die eurige billigt und bestätigt. Das aber habet ihr mit ihm ganz gemein, daß das Recht, welches ihr dazu habet, eben so wenig, als das seinige, auf einer Eigenschaft und auf einem Verdienste, das ihr besitzet, und welches euch desselben würdig macht, beruht. Eure Seele und euer Leib sind an und für sich gegen den Stand eines Schiffers eben so gleichgültig, als gegen den Stand eines Duc; und es giebt kein natürliches Band, das sie vielmehr an den einen Stand, als an den andern fesselt.

Was folgt hieraus? Daß ihr, wie der Mann, von welchem wir geredet haben, einen doppelten Ge-

danken haben sollet; und daß, wenn ihr äußerlich mit den Menschen nach eurem Range und Stande umgehet, ihr vermöge eines geheimern, aber richtigern Gedankens einsehen sollet, daß ihr von Natur vor ihnen nichts voraus habet. Wenn euch der öffentliche und bekannte Gedanke über das gemeine Volk erhebt; so soll euch der andere erniedrigen, und euch mit allen Menschen in einer vollkommenen Gleichheit erhalten; denn das ist euer natürlicher Stand.

Dem Volke, das euch bewundert, ist dieses Geheimniß vielleicht nicht bekannt. Es glaubt, der Adel sey eine wirkliche Größe, und sieht die Großen bey nahe als Leute an, die von einer ganz andern Natur, als die übrigen, wären. Machet ihnen diesen Irrthum nicht bekannt; mißbrauchet aber auch diese Erhebung nicht auf eine übermüthige Art. Und vornehmlich verkennet euch selbst nicht, indem ihr glaubet, euer Wesen habe etwas erhabeners, als das Wesen der andern.

Was würdet ihr von dem Manne sagen, der vermöge des Irrthums des Volks König geworden, wenn er seinen natürlichen Stand dergestalt vergäße, daß er sich einbildete, dieses Königreich gebühre ihm, er verdiene es, und es gehöre ihm von Rechts wegen? Ihr würdet euch über seine Thorheit und Narrheit verwundern. Sind aber wohl die Standespersonen nicht eben so große Thoren, die ihren natürlichen Stand so gar sehr vergessen?

O wie wichtig ist diese Anmerkung! Denn alle Ausschweifungen, alle Gewaltthätigkeit, und aller

Stolz der Großen kommen nur daher, weil sie nicht einsehen und wissen, wer und was sie sind; weil diejenigen, die sich innerlich als solche, die allen Menschen gleich wären, ansähen, und recht überzeugt wären, daß sie nichts an sich hätten, das die kleinen Vorzüge, die ihnen Gott vor andern gegeben hat, verdiente, mit ihnen schwerlich auf eine unbescheidene und übermüthige Art umgehen würden. Wenn man dieses thut; so muß man sich selbst vergessen, und glauben, man habe einen wirklichen Vorzug vor ihnen; worinnen eben der Betrug besteht, den ich euch bekannt zu machen suche.

II. Rede.

Es ist gut, mein Herr, daß ihr wisset, was man euch schuldig ist, damit ihr nicht etwan von den Leuten verlanget, was euch nicht gebühren würde. Denn das ist eine augenscheinliche Ungerechtigkeit; und dennoch ist sie bey Personen von eurem Stande gar sehr gemein, weil sie seine Natur und Beschaffenheit nicht kennen.

Es giebt in der Welt zweyerley Größen; denn man hat eingeführte und auch natürliche Größen. Die eingeführten Größen hängen von dem Willen der Menschen ab, welche mit Recht dafür gehalten haben, sie müßten gewisse Stände ehren, und gewisse Ehrenbezeugungen damit verbinden. Die Würden und der Adel sind von der Art. In dem einen Lande ehrt man die Edlen, und in dem andern die Unedlen; in diesem die ältern, und in jenem die jüngern

gern Kinder. Warum dieses? Weil es den Menschen so gefallen hat. Vor der Einführung war die Sache gleichgültig; nach der Einführung wird sie recht und billig, weil es unrecht ist, sie zu stören.

Die natürlichen Größen sind diejenigen, die von der Phantasie der Menschen nicht abhängen, weil sie in wahren und wirklichen Eigenschaften der Seele oder des Leibes bestehen, welche die eine oder den andern schätzbarer machen, als die Wissenschaft, die Einsicht, der Verstand, die Tugend, die Gesundheit, die Stärke.

Wir sind der einen und der andern von diesen Größen etwas schuldig. Da sie aber von verschiedener Art und Beschaffenheit sind; so sind wir ihnen auch verschiedene Ehrenbezeigungen schuldig. Den eingeführten Größen sind wir eingeführte Ehrenbezeigungen schuldig, das heißt, gewisse äusserliche Ceremonien, die aber dennoch, wie wir gezeigt haben, mit einer innern Erkennung der Gerechtigkeit und Billigkeit dieser Einrichtung verbunden sind, welche aber nicht machen, daß wir uns an denen, die wir auf diese Art ehren, eine wirkliche Eigenschaft vorstellen. Mit den Königen muß man kniend reden; in dem Zimmer der Fürsten muß man stehen. Es ist eine Thorheit, und zeigt wenig Verstand an, wenn man diese Pflichten gegen sie nicht beobachtet.

Was aber die natürlichen Ehrenbezeigungen anbetrifft, die in der Hochachtung bestehen, so sind wir sie nur den natürlichen Größen, und dagegen den Eigenschaften, die diesen natürlichen Größen zuwider sind, Verachtung und Abneigung schuldig. Deswegen,

wegen, weil ihr Dúc seyd, ist es nicht nöthig, daß ich euch hochschätze; es ist aber nöthig, daß ich euch grüsse. Wenn ihr Dúc und ein ehrlicher Mann seyd; so werde ich der einen und der andern von diesen Eigenschaften erweisen, was ich ihnen schuldig bin. Ich werde euch die Ceremonie nicht versagen, die ihr als Dúc verdienet; und auch die Hochachtung nicht, die ihr als ein ehrlicher Mann verdienet. Wenn ihr aber nur Dúc wäret, ohne ein ehrlicher Mann zu seyn; so würde ich euch doch noch Gerechtigkeit wiederfahren lassen. Denn indem ich euch die äusserlichen Pflichten erwiese, welche die von den Menschen gemachte Einrichtung mit eurem Stande verbunden hat; so würde ich nicht unterlassen, die innere Verachtung gegen euch zu hegen, die euer weniger Verstand verdienen würde.

Hierinnen besteht die Gerechtigkeit und Billigkeit dieser Pflichten. Und die Ungerechtigkeit besteht darinnen, wenn man die natürlichen Ehrenbezeigungen mit den eingeführten Größen verbindet, oder die eingeführten Ehrenbezeigungen für die natürlichen Größen verlangt. Herr N. ist ein größerer Meßkünstler, als ich. Als ein solcher will er mir vorgehen; ich werde ihm sagen, er verstehe die Sache nicht. Die Meßkunst ist eine natürliche Größe; sie verlangt einen Vorzug der Hochachtung; aber die Menschen haben keinen außerlichen Vorzug damit verbunden. Ich werde ihm also vorgehen, und ihn als Meßkünstler höher, als mich, schätzen. Und wenn ihr, da ihr Dúc und Pair seyd, nicht damit

zufrieden wäret, daß ich mit entblößtem Haupte vor euch stünde, und noch verlangtet, daß ich euch hochschätzen sollte; so würde ich euch bitten, mir die Eigenschaften zu zeigen, die meine Hochachtung verdienen. Wenn ihr es thätet; so hättet ihr sie erlangt, und ich würde sie euch mit Recht nicht versagen können. Thätet ihr es aber nicht; so handeltet ihr unrecht, wenn ihr sie von mir verlangtet; und ihr würdet sie ganz gewiß nicht erhalten, und wenn ihr auch der größte Fürst in der Welt wäret.

III. Rede.

Ich will euch, mein Herr, euren rechten und wahren Stand bekannt machen; denn dieses ist dasjenige, was Leute von eurer Art am wenigsten wissen. Was heißt, nach eurer Meynung ein großer Herr seyn? Es heißt Herr über viele Gegenstände der Begierde der Menschen seyn, und also vieler ihre Bedürfnisse und Wünsche befriedigen können. Diese Bedürfnisse und Wünsche bringen sie zu euch, und machen sie euch unterwürfig; außer dem würden sie euch nicht einmal ansehen. Sie hoffen aber durch die Dienste und die Ehrerbiethigkeit, die sie euch erweisen, von euch einige von den Gütern zu erhalten, nach denen sie ein Verlangen tragen, und über welche ihr, wie sie sehen, zu befehlen habet.

Gott ist von Leuten umgeben, die voll Liebe und Mildthätigkeit sind, und welche die Güter der Liebe und Mildthätigkeit, über die er zu gebiethen hat, von

ihm verlangen; er ist also eigentlich der König der Liebe und Mildthätigkeit.

Ihr seyd auch von einer kleinen Anzahl von Leuten umgeben, über die ihr nach eurer Art herrschet. Diese Leute sind voll Begierde. Sie verlangen die Güter der Begierde von euch. Die Begierde macht, daß sie euch anhängen. Ihr seyd also eigentlich der König der Begierde. Euer Reich hat keinen großen Umfang; aber in der Art der königlichen Würde seyd ihr den größten Königen auf dem Erdboden gleich. Sie sind, wie ihr, Könige der Begierde. Die Begierde macht ihre Stärke, das heißt, den Besitz der Dinge aus, nach welchen die Begierde der Menschen ein Verlangen hat.

Wenn ihr aber euren natürlichen Zustand kennet; so brauchet die Mittel, die ihm eigen sind, und verlanget nicht auf eine andere Art, als die, so euch zum Könige macht, zu herrschen. Es ist nicht eure Stärke und eure natürliche Macht, welche euch alle diese Leute unterwürfig macht. Verlanget also nicht mit Gewalt über sie zu herrschen, noch hart mit ihnen umzugehen. Befriediget ihr billiges Verlangen; helfet ihren Bedürfnissen ab; machet euch ein Vergnügen daraus, gutthätig zu seyn; helfet ihnen so sehr, als ihr könnet, auf; so werdet ihr, als ein rechter König der Begierde handeln.

Was ich euch sage, erstreckt sich eben nicht gar zu weit. Und wenn ihr es dabey bewenden lasset; so wer-

werdet ihr euch unglücklich machen; ihr werdet euch aber doch wenigstens, als ein ehrlicher Mann, unglücklich machen. Es giebt Leute, die so thöricht sind, und sich durch den Geiz, durch ein unvernünftiges Betragen, durch die Schwelgerey, durch die Gewaltthätigkeit, durch die Hitze und den Zorn, und durch die Gotteslästerungen in die Verdammniß stürzen. Das Mittel, welches ich euch bekannt mache, ist ohne Zweifel anständiger; es ist aber allemal eine große Thorheit, sich in die Verdamniß zu stürzen. Und darum muß man es nicht dabey bewenden lassen. Man muß die Begierde und ihr Reich verachten, und nach dem Reiche der Liebe streben, wo alle Unterthanen nur Liebe athmen, und nur die Güter der Liebe wünschen und begehren. Andere, als ich, werden euch den Weg dazu zeigen; für mich ist es gnug, euch von den unvernünftigen Wegen abgezogen zu haben, auf welche sich, wie ich sehe, viele Standespersonen, verleiten lassen, weil sie ihre wahre Natur und Beschaffenheit nicht recht kennen.

Von der Art und Weise, christlich zu studieren.

I.

Die erste von den Regeln, die man von der Art und Weise, christlich zu studieren, geben kann, und welche der Grund von allen übrigen ist, besteht darinnen, das Studieren nicht als eine gleichgültige Beschäftigung, sondern als eine sehr wichtige Verrichtung in unserem Leben anzusehen, welche, nachdem sie wohl oder übel vollbracht worden, zu unserem Heile, oder zu unserem Schaden, viel beytragen kann. Und es ist gut, sich vor allen Dingen in diesem Grundsatze recht fest zu setzen, und die Ursachen davon zu betrachten.

II.

Das Studieren ist keine kurze und bald vorübergehende, sondern eine lange anhaltende Verrichtung, die oft widerhohlt und erneuert wird. Es ist also von einer überaus großen Folge, daß sie recht eingerichtet ist, und die Zeit, die wir darauf wenden, nicht verderbt wird, und verlohren geht. Denn, wenn es nicht erlaubt ist, sein Vermögen unnützer Weise durchzubringen; und wenn es eine große Sünde ist, eine beträchtliche Summe Geldes zu verspielen, oder sie auf eine andere nicht nöthige Sache zu ver-

verwenden, weil uns die zeitlichen Güter von Gott sind gegeben worden, daß wir sie zu guten Werken, und nicht zu unsern eiteln Ergötzlichkeiten anwenden sollen; so ist es noch weniger erlaubt, die Zeit unnützer Weise zuzubringen, welche uns ist gegeben worden, die Ewigkeit zu erlangen, und deren Verlust unersetzlicher ist, als der Verlust aller übrigen zeitlichen Dinge.

III.

Wir sollen bedenken, daß die Zeit, die wir auf das Studieren wenden, nicht nur der Werth der Ewigkeit, sondern auch noch ein Geschenk ist, das wir allzeit aus der Hand Gottes erhalten, und wofür wir ihm allzeit einen neuen Danck schuldig sind; und wir können ihn nicht anders abstatten, als wenn wir dasjenige immer für ihn anwenden, was wir immer von ihm erhalten. Endlich ist es eine Schuld, die wir alle Augenblicke machen, weil er uns diese Zeit nur giebt, sie gut anzuwenden, und weil er sich das Recht vorbehält, uns davon Rechenschaft geben zu lassen. Sie ist ein Pfund und ein Schatz, den er uns anvertraut. Er wird Rechenschaft von uns fordern, wie wir sie angewendet haben. Und ich sehe nicht, daß man hoffen könne, von ihm wohl aufgenommen zu werden, wenn wir ihm keine andere Rechenschaft davon geben können, als daß wir zu ihm sagen: Herr, die Zeit, die du mir gegeben hast, meine Seligkeit zu schaffen, habe ich angewendet, theils schmähsüchtige Bücher, theils Romane, Komödien, theils aber auch solche Bücher zu

lesen, die mir zu meinem Amte und meinen Verrichtungen ganz und gar nichts nütze waren. Denn, wenn uns diese Rede itzt lächerlich vorkömmt, können wir wohl hoffen, daß sie uns vor Gott und seinen Engeln rechtfertigen wird?

IV.

Das Studieren ist nicht nur eine Beschäftigung, sondern es macht auch die ganze Arbeit der Kinder, und einen großen Theil von der Arbeit derjenigen aus, die zur Anwendung ihres Lebens Uebungen erwählt haben, die mehr von der Seele, als von dem Leibe, abhängen. Nun ist es aber sehr nöthig, daß unsere Arbeit wohl eingerichtet ist, weil es sehr nöthig ist, daß unsere Buße wohl eingerichtet ist, und daß die Arbeit allzeit den vornehmsten Theil derselben ausmacht. Denn, wenn die Buße, die alle unsere Fehler reinigen, und uns von unsern Schulden befreyen soll, dagegen weiter nichts thut, als daß sie uns nur noch mehr verunreinigt und beschwert, welche Hoffnung bleibt uns wohl übrig? *Si sal evanuerit, in quo salietur?* Wenn das Salz seine Kraft verliert, womit wird man denn salzen? Matth. 5, 13. Wenn das Fasten, welches an und für sich ein Bußwerk ist, von Gott verworfen wird, wenn es durch den eigenen Willen verderbt ist, weswegen Gott durch seinen Propheten sagt, Jes. 58, 3. er wäre mit den Fasten der Jüden nicht zufrieden, weil sie sie aus Eigensinne und nach ihrer Phantasie verrichteten; wie viel weniger wird er das Studieren, das nur die

Eitel-

Eitelkeit, die Neugierigkeit, oder einen unnützen Zeitvertreib zum Zwecke hat, billigen, und als ein Bußwerk annehmen.

V.

Endlich muß man bedenken, daß das Studieren die Verbesserung und Nahrung unsers Verstandes ist. Was wir lesen, geht in unser Gedächtniß ein, und wird daselbst als eine Speise, die uns nährt, und als ein Saamen aufgenommen, der bey vorfallenden Gelegenheiten Gedanken und Begierden hervorbringt, und welcher so gar niemals, ohne zu denken, angenommen wird. Denn wir denken allzeit an die Sachen, die wir lernen, weil das Gedächtniß und die Erkenntniß Handlungen unserer Seele sind. Sie gehen vermittelst dieser Handlungen zu eben der Zeit von uns aus, da sie in sie eingehen; und sie können uns, indem sie in sie eingehen, verunreinigen, weil sie allzeit von einem unmerklichen Wohlgefallen und Beyfalle begleitet werden. Wenn man nicht alle Arten von Speisen ohne Unterschied zu sich nimmt, und alle diejenigen, *die uns schaden können, sorgfältig vermeidet; wenn man nicht alle und jede Saamen auf seine Felder säet, sondern nur diejenigen, welche nützlich sind; um wie vielmehr soll man dasjenige unterscheiden, was unserer Seele zur Nahrung dient, und der Saamen unserer Gedanken seyn soll? Denn, was wir heute mit Gleichgültigkeit lesen, wird bey Gelegenheit aufwachen, und uns, ohne daß wir es so gar wahrnehmen, Anlaß zu Gedanken geben, die eine Quelle unsers Heils, oder unserer Verdamm-

niß seyn werden. Gott bringt die guten Gedanken hervor, uns selig zu machen; der Teufel bringt die bösen Gedanken, zu welchen er den Saamen in uns antrifft, hervor, uns ins Verderben zu stürzen; und wir geben ihm Gelegenheit dazu, wenn wir kein Bedenken tragen, unser Gedächtniß mit unzähligen eiteln und gefährlichen Dingen anzufüllen.

VI.

Es ist um so viel nöthiger, auf die guten und bösen Nahrungsmittel unserer Seele besonders aufmerksam zu seyn, weil wir kein natürliches Merkmaal haben, woran wir sie erkennen, und von einander unterscheiden können. Denn in Ansehung der Nahrung des Leibes unterscheidet man gemeiniglich selbst durch den Geschmack, was der Gesundheit schädlich ist; weil Gott auf diese Art für die Erhaltung unsers leiblichen Lebens gesorgt hat, damit uns unsere Unmäßigkeit nicht verleiten möge, Gift zu essen. Aber in Ansehung der Nahrungsmittel der Seele verhält es sich nicht also. Wir haben von Natur keinen geistlichen Geschmack, der die guten Nahrungsmittel von den bösen unterscheidet. Es kommen uns so gar die Gifte oftmals weit angenehmer, als die besten Speisen, vor. So verderbt ist unser geistlicher Geschmack. Man muß also dieses Verderbniß unserer Seele durch eine ganz besondere Aufmerksamkeit ersetzen. Und es ist eine von den Arten, wie wir diesen guten Rath des Weisen ausüben sollen: *Omni custodia serva cor tuum*: Bewahre

wahre dein Herz mit allem Fleiße. **Sprichw.** 4, 23. welches uns antreiben soll, auf alles, was in ein so kostbares Gefäß eingeht, sorgfältig Acht zu haben.

VII.

Wenn unsere Seele Gottes Heiligthum, und das Bethhaus seyn soll, von welchem gesagt wird: *Domus mea domus orationis vocabitur*: Mein Haus soll ein Bethhaus genannt werden; **Matth.** 21, 13. befürchten wir nicht, Gott möchte uns den Vorwurf machen, wir hätten diesen Tempel entheiligt, und er möchte zu uns, wie zu den Juden, sagen, wir hätten aus seinem Hause eine Mördergrube, einen Schauplatz, und einen Ort, wo Comödien gespielt würden, gemacht, indem wir unser Gedächtniß mit den weltlichen Bildern angefüllt, welche die Heiligkeit eines Orts, der Gott gewidmet seyn soll, entehren, und die Ruhe unserer Gebethe durch die eiteln Vorstellungen stören, die sie uns zu eben der Zeit machen, da wir am weitesten davon entfernt seyn sollten?

VIII.

Es giebt Gifte in den Büchern, welche in die Augen fallen und sichtbar sind; es giebt aber auch unsichtbare und verborgene. Es giebt Bücher, die ganz vergiftet sind; und auch wiederum andere, die nur in gewissen Theilen vergiftet sind; und es werden wenige gefunden, welche es nicht auf diese Art wären. Denn die Bücher sind Werke und Arbeiten

der Menschen; und das Verderbniß des Menschen mischt sich in die mehresten von seinen Handlungen. Und da es in der Unwissenheit und Begierde besteht; so haben fast alle Bücher diese beyden Fehler an sich.

Sie zeugen von seiner Unwissenheit durch die falschen Grundsätze, die darinnen vorgetragen sind. Sie zeugen von der Begierde, weil sich die Leidenschaften, von welchen wir eingenommen sind, in unsere Bücher eindrücken, und hernach diesen Eindruck unvermerkt bis in den Verstand derer, die sie lesen, bringen.

IX.

Einige Aerzte sind der Meynung, es befände sich in allen Speisen allzeit etwas tödtliches. Und sie setzen hinzu, alle Krankheiten kämen von der tödtlichen Materie her, die nach der Verdauung der Speisen im Körper bliebe. Was aber vielleicht von der Nahrung des Leibes nicht wahr ist, das ist ohne Zweifel von der Nahrung der Seele wahr. Es giebt wenig Bücher, die nicht, aus der von uns angeführten Ursache, einiges Gift in sich hielten. Der Mensch mischt sich in alles. Wenn wir also die Bücher der Menschen lesen; so füllen wir uns unvermerkt mit den Fehlern der Menschen an.

X.

Außer dem Verderbnisse, das von den Büchern selbst herkömmt, giebt es noch ein anderes, das von uns herkömmt, und welches die besten Sachen, die

wir

wir in den Büchern finden, befleckt. Unser Herz ist ein Gefäß, welches alles, was in dasselbe kömmt, verderben kann. Die nützlichsten Lehren können uns wegen der falschen Anwendung, die wir davon machen können, zur Eitelkeit, und so gar zum Irrthum verleiten. Wenn sie gleich an und für sich gut sind; so sind sie doch nicht für uns gut. Sie ziehen uns von unserem Wege ab, und belustigen uns, indem sie machen, daß wir diejenigen verlassen, an welchen uns wirklich viel gelegen ist.

XI.

Wenn wir diese verschiedenen Arten von Gifte vermeiden wollen; so müssen wir verschiedene Mittel darwider brauchen. Und zum ersten, wenn wir uns vor demjenigen bewahren wollen, welches aus dem Verderben unsers Herzens selbst entsteht; so giebt es kein anderes Mittel, als es immer durch die Uebungen eines christlichen Lebens zu reinigen. Man muß also immer daran denken, daß diese Reinigkeit des Herzens die vornehmste Vorbereitung zum Studieren ist; gleichwie es die vornehmste Vorbereitung eines Gefäßes, in welches man einen köstlichen Liquor gießen will, ist, es recht zu reinigen.

Sincerum est nisi vas, quodcumque infundis, acescit 1)

Außer

1) Horat. *lib.* 1. *epist.* 2.

Außer dem wird, wie wir bereits gesagt haben, in demselben alles sauer, und es verdirbt alles darinnen. Es schickt sich also das Gebeth des königlichen Propheten besonders für diejenigen, welche studieren: *Cor mundum crea in me, Deus, et spiritum rectum innova in visceribus meis*: Schaffe in mir, o mein Gott, ein reines Herz, und erneuere in mir einen aufrichtigen Geist. Ps. 50, 12.

XII.

Man muß sich nicht einbilden, daß es gnug sey, zu glauben, man habe ein reines Herz, und sey also im Stande, die bösesten Bücher zu lesen. Die christliche Stärke besteht darinnen, daß man sich für schwach hält; und es ist ein Stück der Reinigkeit, wenn man gar sehr befürchtet, man möchte sich durch das Lesen gefährlicher Bücher beflecken. Man muß also dabey das Gift, welches in den Büchern steckt, zu vermeiden suchen. Fällt es in die Augen; so muß man es vermeiden, indem man nach dergleichen Sachen gar nicht neugierig ist. Ist es fein und unmerklich; so muß man sich vermittelst des Gebeths zu Gott wenden, damit er es uns bekannt machen, oder es uns, wenn wir es auch nicht kennen, vermeiden lassen möge. Es giebt deswegen nicht leicht eine Handlung und Verrichtung, die das Bethen nöthiger hätte, als das Studieren. Es ist also ein grosser Fehler, wenn man es anfängt, ohne sein Herz zu Gott zu erheben, und ohne ihn zu bitten, daß er es segnen, und uns vor der davon unzertrennli-

chen

chen Gefahr bewahren wolle. Denn wenn man, vermöge einer sehr löblichen Gewohnheit, die Speise des Leibes nicht zu sich nimmt, ohne Gott um seinen Segen zu bitten, damit das, was zur Erhaltung unsers Lebens dienen soll, dem Teufel nicht Gelegenheit geben möge, uns das Leben der Seele zu rauben; wie vielmehr sollen wir nicht dafür sorgen, uns im Gebethe zu Gott zu wenden, wenn wir die geistliche Speise zu uns nehmen, die noch weit mehr im Stande ist, allerley Leidenschaften in uns zu erregen, und welche sie nothwendig erregt, wenn der göttliche Segen nicht ihre üblen Wirkungen hindert, und wenn die Liebe das aufgeblasene Wesen, welches jene hervorbringt, nicht vertreibt.

XIII.

Vermöge dieses Gebeths bringen wir Gott unser Lesen und unser Studieren als eine Verrichtung dar, die ihm geheiligt ist, und welche wir um seinetwillen verrichten. Damit aber unser Gebeth möge angenommen werden; so muß es aufrichtig seyn, das heißt, es muß wahr seyn, daß wir für Gott studieren, daß das Verlangen, ihm zu dienen, der Bewegunsgrund ist, der uns zum studieren antreibt, und daß sein Wille die Regel und Richtschnur unsers Studierens ist. Denn man muß sich nicht einbilden, daß unser Studieren deswegen, weil es Gott so obenhin angebothen worden, ihm wirklich geheiligt ist. Gott kann von uns nur das annehmen, was er selbst in uns hervorbringt, und was von seinem Geiste, und

nicht

nicht von dem unserigen, hervorkömmt. Wenn also unser Studieren wirklich nur die Neugierigkeit, oder die Eitelkeit, oder eine andere üble Absicht zum Grunde hat; so mag man es Gott immerhin darbringen, man wird es niemals unschuldig machen, und Gott vielmehr beleidigen, indem man ihn bittet, eine Sache zu genehmigen, die nicht um seinetwillen ist unternommen worden; welches wieder seine Heiligkeit und Gerechtigkeit seyn würde.

Wenn also unser Studieren würdig seyn soll, Gott dargebracht zu werden; so muß es Gott selbst zum Grunde haben, das heißt, es muß aus dem Verlangen, ihm zu gehorchen, entstehen. Nun hat es aber diesen Grund, wenn wir studieren, der allgemeinen Buße der Arbeit, die Gott allen Menschen aufgelegt hat, gnug zu thun, und wenn wir unter den Studien diejenigen wählen, die uns behülflich seyn können, unsere Pflichten zu beobachten.

Denn wenn wir uns auf unnütze Studien legen; so sieht man deutlich, daß der Wille Gottes und das Verlangen, ihm zu dienen, dasjenige nicht ist, was uns zum studieren antreibt; weil dieser Wille gerecht, vernünftig, und nicht phantastisch und eigensinnig ist.

Ein Richter, der dasjenige lernt, was zu seinem Amte und Stande gehört, kann sagen, er studiere nach dem Willen Gottes. Wenn er aber seine Zeit anwendete, die Sprache der Indianer oder Chineser zu lernen; so würde es sehr schwer halten, daß er Gott aufrichtig antworten könnte, wenn er ihn fragte, für wen er dieses thäte: Herr, ich thue es um seinetwillen.

XIV.

Man muß indessen diese Regel nicht so weit treiben, daß man sich in Ansehung aller der Studien ein Gewissen machte, die sich nicht gerade und eigentlich auf unser Amt und unsern Stand beziehen. Denn wenn wir nur die Zeit dazu anwenden, welche erfordert wird, uns dazu tüchtig und geschickt zu machen; so hat man in Ansehung der übrigen Studien einige Freyheit, wenn man sie nur nicht mißbraucht. Und das Mittel, sie nicht zu mißbrauchen, besteht darinnen, sie zu etwas anzuwenden, das an sich selbst nützlich ist und uns dienen kann, z. E. die Geschichte, schreiben, reden zu lernen; weil dieses allgemeine Künste und Wissenschaften sind, die sich mit unserer besondern Kunst und Wissenschaft gar wohl vertragen.

XV.

Man muß indessen diese Regeln nicht so strenge verstehen und nehmen, daß man sich einbildet, es sey unrecht, an seinem Studieren ein Vergnügen zu finden, und so gar solche Studien zu treiben, durch welche man sich gewissermaaßen eine Gemüthsergötzung zu verschaffen sucht. Denn, wenn die Studien, die uns ein Vergnügen machen, sonst mit zu unsern Pflichten gehören; so ist es eine Erholung, die Gott unserer Schwachheit zugesteht, und wir sollen uns dieses Mittels bedienen, um in denselben immer weiter zu kommen. Denn es ist gewiß, daß die Studien, die man mit Vergnügen treibt, weit tie-

fer

fer in das Gedächtniß eindringen, als die, welche man mit Widerwillen und Verdruße treibt.

Was das Lesen, das nur zum Vergnügen geschieht, anbetrifft, als das Lesen der Bücher, die von Reisebeschreibungen, Münzen, u. s. f. handeln, so kann es in so fern recht seyn, als das Vergnügen recht ist, das heißt, um unserem Geiste eine Erholung zu verschaffen, wenn er durch ernsthafte Studien ist ermüdet worden; um ihm neue Kräfte zu verschaffen, und ihn damit zu beschäftigen, wenn er zu nichts anderem fähig und geschickt ist. Man muß aber dafür sorgen, daß dieses Vergnügen nicht an sich selbst gefährlich ist, und man muß sich auch noch überdieses, nicht dergestalt daran gewöhnen, daß man das ernsthafte Lesen leicht überdrüßig und müde wird. Man muß also die Müdigkeit vorhero ein wenig ertragen, ehe man seine Zuflucht zu solchen Hülfsmitteln nimmt.

XVI.

Wenn wir das Studieren als eine Buße und Arbeit, die uns Gott auferlegt, betrachten; so sehen wir auch zugleich größtentheils ein, wie wir dasselbe treiben sollen; wir sollen nämlich treulich, genau und anhaltend arbeiten. Die Treue besteht darinnen, daß man, so viel man kann, dieselben Studien in denselben Stunden treibt, damit wir Gott eben so wohl durch die Ordnung unsers Studierens, als durch unser Studieren selbst ehren, und uns nicht von der Trägheit überwältigen lassen mögen, die uns

antreiben würde, die Zeit, die wir zu unserem Studieren bestimmt haben, unnütz anzuwenden. Die Genauigkeit besteht darinnen, die Sachen so gut zu machen, als wir sie machen können; indem wir bedenken, daß wir sie für Gott machen, und daß er unsere ganze Aufmerksamkeit und alle Anstrengung unserer Kräfte gar wohl verdient. Und das Anhalten besteht in der Fortsetzung einer und derselben Art von Studien, so lange sie uns nützlich ist, indem wir auf solche Art die Unbeständigkeit vermeiden, die der Eigenliebe so natürlich ist. Es ist zu dem Ende gut, immer an diese Worte des Propheten zu denken: *Maledictus, qui facit opus Dei fraudulenter*: Verflucht sey, wer das Wort des Herrn betrüglich verrichtet. Jer. 48, 10. Und an diese Worte des Weisen: *Qui mollis et dissolutus est in opere suo, frater est sua opera dissipantis*: Wer in seinem Wercke weich und laß ist, ist ein Bruder desjenigen, der das seine verschwendet. Sprichw. 18, 9. Die erste soll die Nachläßigkeit abschaffen, vermöge welcher man Gott einen Theil von der Zeit raubt, die man zu seinem Dienste anwenden sollte, welches der Treue, die man ihm schuldig ist, zuwider ist. Und die andere mißbilligt nicht nur den Mangel der Genauigkeit, sondern auch die Unordnung, welches die beyden Fehler sind, die den beyden andern Eigenschaften des Studierens, das man auf eine christliche Art treibt, zuwider sind.

XVII.

Man muß sich nicht einbilden, daß ein Leben, welches mit Studieren zugebracht wird, ein leichtes Leben ist. Diejenigen, die es im Ernste versuchen, werden dagegen finden, daß ein Leben, welches bloß mit Studieren zugebracht wird, die beschwerlichste Lebensart unter allen ist, und daß es die übrigen nur nach dem Maaße sind, als sie sich dieser nähern. Die Ursache davon ist diese, weil der Natur nichts mehr zuwider ist, als die Einförmigkeit und die Ruhe, indem uns nichts mehrere Gelegenheit giebt, bey uns zu seyn, als dieses. Die Veränderung und die äusserlichen Beschäftigungen ziehen uns aus uns hinaus, und belustigen uns, indem sie machen, daß wir uns vergessen. Ueberdieses ist diese Sprache der Todten allzeit eine etwas todte Sprache, und hat nichts an sich, das unsere Eigenliebe stark reizt, und unsere Leidenschaften sehr rege macht. Es mangelt ihr an der Thätigkeit und Bewegung. Sie bringt von den Sachen, von welchen sie mit uns redet, nur ganz matte Vorstellungen in unsern Verstand, weil sie von dem Tone, der Bewegung, dem Gesichte, und allen übrigen Dingen nicht unterstützt wird, die etwas beytragen, die Bilder, die durch den Umgang mit den Menschen in uns kommen, lebhaft zu machen. Endlich sagt sie uns sehr wenig von uns, und giebt uns nicht viel Gelegenheit, uns mit Vergnügen zu sehen. Sie schmeichelt unserer Hoffnung nicht sonderlich; und alles dieses trägt etwas bey, der Eigenliebe sehr wehe zu thun, welche, weil sie nicht be-

friedigt

friedigt wird, die Trägheit, und den Eckel in alle Handlungen verbreitet.

Deswegen wird man die Lebensart eines Capuciners weit leichter aushalten, als ein einsames Studieren in einem Zimmer. Es ist weit leichter, ein Soldat oder Kaufmann zu seyn, über das Meer zu reisen, sein Leben in Gefahr zu setzen, als in der Ruhe einer ordentlichen Einsamkeit zu leben. Warum? Weil nichts so schwer ist, als sich zu ertragen und zu empfinden, und weil man alles thut und unternimmt, um es zu vermeiden. Wenn man also diese Lebensart erwählt hat; so muß man sich zugleich entschließen, die Mattigkeit und Trägheit zu bestreiten. Denn die Eigenliebe, die das ihrige auch haben will, sucht auf der einen Seite wieder zu erlangen, was sie auf der andern verliert. Da sie also die Bewegung nicht haben und genießen kann, welche sie am meisten befriedigen würde; so will sie doch wenigstens die Befreyung von der Arbeit und Mühe genießen, und zieht uns mit Gewalt auf diese Seite hin. Darum verleitet, wenn man nicht acht darauf hat, das dem Studieren gewidmete Leben zur Unterlassung der Fleischestödtung, zur Trägheit und zu allen ihren Folgen, und es ist nöthig, daß man sich beständig Mühe giebt, sich davor zu bewahren.

XVIII.

Man muß diese Fehler so wohl gerade zu, als auch auf eine geschickte Art bestreiten. Man bestreitet sie gerade zu durch alle die Ursachen, die in uns einen neuen Eifer hervorbringen können; durch die

Betrachtung der Mühe und Beschwerlichkeiten, die mit allen Aemtern in der Welt verbunden sind, und durch die Furcht, unter diejenigen zu gehören, von welchen gesagt wird, sie haben keine Mühe und Arbeit wie andere Leute, und werden nicht, wie andere Menschen gestraft, Ps. 72, 5. welches ein Kennzeichen eines schrecklichen Zornes Gottes über sie ist. Es ist aber gut, auch eine gewisse Art von Geschicklichkeit dabey zu brauchen; sich selbst zu hintergehen; dieses Leben nur stückweise anzusehen, das heißt, nur ein besonderes Unternehmen zu betrachten, dessen Ende man sieht, als das Lesen eines Buchs oder einer gewissen Schrift, die nicht lange dauert, weil man alsdenn sein Augenmerk weiter auf nichts gerichtet hat. Nach diesem Unternehmen wird ein anderes kommen, und dennoch wird die Seele nicht zu sehr ermüdet und zu Boden gedrückt. Mit einem Worte, man muß in Ansehung des Studierens thun, was der heil. Gregorius 1) in Ansehung des Fastens zu thun anrätht, welches darinnen besteht, das Fasten anzufangen, und seinem Leibe in Zukunft einige Erholung zu versprechen. Man muß also anfangen zu studieren, und sich, nachdem man eine Zeit lang wird studiert haben, einige Erholung versprechen. Und es ist nicht allemal übel gethan, sie sich wirklich zuzugestehen, weil es gewiß ist, daß man bisweilen in dem Studieren weiter kömmt, wenn man ein wenig ausruht, und seinen Verstand durch eine gar zu lange anhaltende Arbeit nicht gar zu sehr anstrengt.

XIX.

1) In I. Reg. lib. 5. c. 1. n. 5. t. 3.

XIX.

Unser Studieren soll nach unsern Verrichtungen eingerichtet seyn. Und wenn wir keine andere Verrichtung, als das Studieren, haben; so muß es ganz mit dem Zwecke übereinkommen, den wir uns dabey als denjenigen, der uns am angemessensten ist, vorgesetzt haben. Man muß aber bedenken, daß wir zweyerley Verrichtungen haben, und daß wir uns also auch zweyerley Zwecke vorsetzen sollen: Einen besondern, der von allerhand Umständen abhängt, und welcher also nach den verschiedenen Personen, die sich auf das Studieren legen, verschieden seyn kann; und einen allgemeinen und solchen, der allen gemein ist, welcher darinnen besteht, seiner Seele die Nahrung zu verschaffen, die sie nöthig hat, wenn sie auf dem Wege Gottes bleiben soll, damit sie nicht in den Zustand fallen möge, von welchem der Prophet redet, wenn er spricht: *Percussus sum ut foenum, et aruit cor meum; quia oblitus sum comedere panem meum*: Ich bin abgemähet, wie Gras; und mein Herz ist vertrocknet, denn ich habe vergessen, mein Brod zu essen. Ps. 101, 5. Dieses Brod der Seele sind die gründlichen Unterweisungen in der Gottseligkeit, die der heil. Chrysostomus für so nöthig hält, daß er kein Bedenken trägt, in der dritten Homilie vom Lazarus zu sagen: Es kann niemand selig werden, wenn er nicht immer beschäftigt ist, etwas geistliches zu lesen. Und ob man gleich diese Worte nicht nach der Strenge nehmen muß, weil Gott bey den Unwissenden diese Uebung durch

andere Uebungen der Arbeit, der Buße und der Demüthigung ersetzt, welche, wenn sie mit einer gottseligen Gesinnung verrichtet werden, ein vortreffliches Lesen sind; so sollen sie doch denen, die sich mit dem Lesen beschäftigen können, zu erkennen geben, was für ein großer Fehler es bey ihnen ist, wenn sie alle ihre Zeit auf die Erlernung solcher Wissenschaften wenden, die sich auf andere beziehen, niemals aber einige auf solche, die sich gerade auf sie selbst beziehen. Es ist ohne Zweifel sehr schwer, in einem solchen Zustande selig zu werden. Und wenn man ihn recht betrachtet; so wird man in den Worten des heil. Chrysostomus nichts übertriebenes finden. Denn es ist gewiß, daß wir allzeit eine gewisse Last haben, die uns nieder, das ist, zum fleischlichen Leben zieht. Um darein zu fallen, darf man sich nur gehen lassen, und sich nicht davon abzuhalten suchen; der Strom wird uns schon von selbst mit fortreißen. Nun besteht aber eine von den vornehmsten Bemühungen, die wir anwenden sollen, darinnen, das Wort Gottes, entweder in der Schrift, oder in andern erbaulichen Büchern, zu lesen und zu betrachten, weil nichts geschickter ist, als dieses, dem Geiste und den Grundsätzen der Welt zu widerstehen.

XX.

Die Welt redet auf tausenderley Art mit uns. Sie läßt uns ihre betrügliche Stimme fast durch alle Geschöpfe hören, die uns zu Fallstricken dienen, wie der Weise sagt. Sir. 9, 20. Die gemeine und gewöhn-

wöhnliche Rede der Menschen ist ganz nach der Begierde, und nicht nach der Wahrheit eingerichtet. Was man in derselben Gut, Ehre, Vergnügen, Glückseligkeit, Uebel, Elend und Stande nennt, sind die Sachen, welche die Begierde begehrt oder flieht, und auf welche sie ihre Gedanken gerichtet hat. Wie ist es also möglich, dem so beständigen Eindrucke dieser Sprache der Welt zu widerstehen, wenn man sich keine Mühe giebt, Gott anzuhören, der in seinen Schriften, und in den Büchern, die von seinem Geiste sind eingegeben worden, mit uns redet?

XXI.

Ein gewisser großer Diener Gottes rieth denen, die ein gutes Gedächtniß hatten, verschiedene Psalmen und Sprüche der heil. Schrift auswendig zu lernen, in der Absicht, das Gedächtniß durch diese göttlichen Worte zu heiligen. Und diese Uebung haben besonders diejenigen nöthig, die es entheiligt, indem sie in dasselbe unzählige Dinge aufgenommen haben, die von dem bösen Geiste in der Absicht sind aufgezeichnet worden, die Menschen durch eine falsche Anmuth zu betriegen, welche macht, daß uns die Laster liebenswürdig vorkommen, wenn sie auf eine sinnreiche Art vorgestellt werden. Wenn man die Schönheit und Tiefe der Schrift nicht so gleich einsieht; so hat das Lesen derselben dennoch seinen Nutzen, wenn man es nur mit Ehrerbiethung verrichtet, und es seiner Unwissenheit, und nicht der Schrift selbst zuschreibt, daß man so wenig Geschmack

daran findet, und so wenig davon versteht. Denn man muß von denen, welche solche ehrerbiethige Gesinnungen hegen, dasjenige verstehen, was Origenes sagt: „Wenn, spricht er, der Schall der Worte „der Schrift bisweilen in eure Ohren eindringt; so „wisset, daß der erste Nutzen, den ihr davon habet, „darinnen besteht, daß ihr bloß diese Worte höret; „dieses vertritt bey euch die Stelle eines Gebeths, „welches das Gift der feindlichen Mächte, die euch „anfallen, weit von euch treibt„. Und was der heil. Chrysostomus in der dritten Homilie vom Lazarus sagt: „Ob ihr gleich das, was in der Schrift „enthalten ist, nicht verstehet; so flößt doch das Lesen derselben eurer Seele viele Wirkungen der „Gnade und Heiligkeit ein„.

XXII.

Man muß also nicht vergessen, daß die übrigen Wissenschaften ihre besondere Zeit haben, und daß es erlaubt ist, von ihnen abzulassen, wenn man so viel davon gelernt, als man nöthig hat; daß aber die Erlernung der christlichen Sittenlehre aus der Schrift und den Büchern der Heiligen niemals unterlassen werden, sondern das ganze Leben hindurch fortdauern soll, ohne daß man jemals sagen kann, man wisse gnug davon. Denn es ist nicht gnug, daß wir diese Wahrheiten auf eine speculativische Weise wissen, oder daß sie in einigen Winkeln unsers Gedächtnisses verborgen sind; sondern sie müssen lebendig und unserem Verstande gegenwärtig seyn,

und sich darstellen, wenn sie in die Ausübung sollen gebracht werden; welches nicht geschehen kann, wenn wir sie nicht immer zu erneuern bemüht sind, und sie nicht nur unserem Gedächtnisse, sondern auch unserem Herzen einzuprägen suchen.

Abhandlung von der Erziehung eines Prinzen.

Erster Theil,

welcher die allgemeinen Absichten in sich hält, die man haben soll, einen Prinzen gut zu erziehen.

I.

Ein junger Prinz ist ein Kind Gottes, das von der göttlichen Vorsehung zu sehr wichtigen, aber höchstgefährlichen Verrichtungen bestimmt ist, und welches ein grosses Werkzeug der Barmherzigkeit oder des Zornes Gottes über die Menschen seyn kann.

II.

Der Zweck seiner Erziehung soll seyn, ihn in den Stand zu setzen, allen den Pflichten, zu welchen

ihn sein Stand verbindet, Gnüge zu leisten, und ihn zu allen Gefahren, welchen ihn sein Stand aussetzt, vorzubereiten.

III.

Ein Prinz gehört nicht sich, sondern dem Staate an. Gott giebt ihn den Völkern, indem er ihn zum Prinzen macht. Er ist verbunden, alle seine Zeit auf sie zu wenden. Und so bald er etwas unterscheiden und beurtheilen kann, so begeht er einen doppelten Fehler, wenn er sich nicht, so viel er kann, auf die Studien und Uebungen legt, die ihn geschickt machen können, die Pflichten eines Prinzen zu beobachten. Denn er schadet sich nicht nur selbst, wenn er seine Zeit übel anwendet; sondern auch dem Staate, dem er sie schuldig ist.

IV.

Diejenigen, welchen seine Erziehung aufgetragen ist, begehen einen noch größern Fehler, wenn sie ihm nicht die beste und einem Prinzen anständigste Erziehung, die ihnen nur möglich ist, verschaffen. Denn ausser der Ungerechtigkeit, die sie gegen einen solchen Prinzen und den Staat begehen, machen sie sich auch noch aller der Fehler theilhaftig, vor welchen er durch eine gute Erziehung hätte können bewahrt werden.

V.

Diese christliche Erziehung bezieht sich gerade und eigentlich auf das Heil des Prinzen und die Wohlfahrt

fahrt des Volks. Und da sie Folgen von unendlicher Wichtigkeit haben kann; so soll man sie als die wichtigste Sache von der Welt ansehen. Alle Ursachen, die von dem Nutzen und dem Aufwande hergenommen sind, und alle menschliche Absichten müssen dieser allzeit nachstehen. Man muß von dem, was dazu nützlich und behülflich seyn kann, nichts unterlassen und verabsäumen; und alles, was dabey hinderlich und schädlich seyn kann, vermeiden. Mit einem Worte, dieses muß die Stelle des Zwecks vertreten; alles übrige kann nur als Mittel dazu angesehen werden.

VI.

Es ist gewiß, daß die, welchen diese Erziehung aufgetragen ist, vornehmlich besorgt seyn sollen, in Ansehung desjenigen oder derer, welchen sie die Erziehung des jungen Prinzen anvertrauen sollen; eine gute Wahl zu treffen; man wird aber in diesem Stücke ganz gewiß unbesonnen handeln, wenn man nicht weis, was für Eigenschaften zu diesem Amte erfordert werden.

VII.

Die üble Wahl, die man bisweilen bey solchen Gelegenheiten trifft, kömmt von dem geringen und niedrigen Begriffe her, den man von dem hat, was zu einem Menschen erfordert wird, der einen Prinzen erziehen will. Die mehresten glauben, es sey gnug, wenn er nicht lasterhaft ist, und einige Kenntniß von den schönen Wissenschaften hat. An-

dere wünschen besonders, daß er der Geschichte kundig seyn möge. Einige suchen Leute, welche die mathematischen Wissenschaften vollkommen innen haben. Andere sehen dabey vornehmlich auf das, was man die Welt kennen heißt. Mit einem Worte, man hat gemeiniglich nur besondere und niedrige Absichten, die mit dem großen Zwecke, den man haben soll, auf keine Weise übereinstimmen.

VIII.

Es ist gar leicht einzusehen, daß alle diese Absichten klein, und dem Zwecke gar nicht angemessen sind, den man bey der Unterweisung eines jungen Prinzen haben soll. Denn es kann jemand alle diese Eigenschaften besitzen, und dennoch gar nicht dazu geschickt seyn, und ein Prinz kann in den Sprachen, in der Geschichte, und in den mathematischen Wissenschaften sehr gut unterrichtet, und dennoch sehr schlecht erzogen seyn; weil man ihm die Urtheilskraft verderbt, und zu nichts von dem angeführt hat, was er am nöthigsten braucht, um als ein christlicher Prinz zu leben.

IX.

Man hält z. E. die Geschichte für Prinzen sehr nöthig, und zwar mit Recht, weil sie großen Nutzen haben kann, wenn man sie ihnen recht vorträgt. Wenn man aber nicht den nöthigen Unterschied dabey macht; so ist sie ihnen oftmals mehr schädlich, als nützlich. Denn die Geschichte ist an sich selbst weiter

nichts,

nichts, als ein Haufen unter einander gemengter Begebenheiten. Die Leute, von welchen darinnen geredet wird, sind gemeiniglich lasterhaft, unvorsichtig, hitzig und ausschweifend. Ihre Handlungen werden oftmals von Schriftstellern erzählt, die nicht gar zu viel Ueberlegung haben, welche die Sachen aus Eigensinne loben und tadeln, und durch ihre Reden denen, die sie ohne Beurtheilung lesen, tausend böse Muster und falsche Grundsätze einflößen.

X.

Ein Lehrer, der nicht gar richtig urtheilt, wird dieses Studieren noch gefährlicher machen. Er wird dem jungen Prinzen, ohne Unterschied die Thorheiten der Bücher und seine eigenen beybringen. Er wird die besten Sachen durch die üble Art, wie er sie vorträgt, verderben; so daß es sich oft zutragen wird, daß, wenn er ihm eine Wissenschaft beyträgt, er weiter nichts thut, als daß er den gesunden Verstand und die Vernunft, die er von Natur hatte, in ihm erstickt.

XI.

Die mehresten Sachen sind gut und böse, nachdem man sie vorstellt. Das Leben der Gottlosen kann eben so nützlich seyn, als das Leben der Heiligen, wenn es recht vorgetragen wird, wenn man das Elend desselben zeigt, und einen Abscheu davor einflößt. Und das Leben der Heiligen kann eben so gefährlich seyn, als das Leben der Gottlosen, wenn

man

man es auf eine Art vorträgt, welche Anlaß giebt, dasselbe entweder zu mißbrauchen, oder zu verachten.

XII.

Die Wissenschaften haben ihren Nutzen und ihre Unnützlichkeit, vornehmlich für Prinzen, und man kann sie alle auf eine niedrige und erhabene Art lernen. Wenige wissen einen Unterschied unter ihnen zu machen. Indessen ist so viel daran gelegen, ihn zu machen, daß es oftmals besser ist, gar nichts von ihnen zu wissen, indem man sich in dasjenige vertieft, was keinen Nutzen bringt. Es giebt wenig Leute, von welchen man sagen könnte, was Tacitus von dem Agricola sagt: *Retinuit, quod est difficillimum, ex sapientia, modum*: Er hielt bey der Erlernung der Weisheit allzeit, was das schwerste ist, nämlich die rechte Mittelstraße. Die mehresten von denen, die es am weitesten darinnen gebracht haben, sind die, welche am übelsten davon urtheilen, weil sie sie zum Gegenstande ihrer Leidenschaft machen, und ihre Ehre in der Genauigkeit, und nicht in dem Nutzen dieser Kenntnisse suchen. Es giebt sehr geschickte Mathematiker, welche glauben, es sey die schönste Sache von der Welt, wenn man wüßte, ob eine Brücke und ein Gewölbe um den Planeten des Saturns herumgienge. Ein Prinz soll wissen, was man davon sagt; denn diese Kenntnisse kosten nichts. wenn man ihm aber nicht auch zugleich sagt, daß alles dieses nur eine eitle Neugierigkeit ist; so geht man unrecht mit ihm um. Denn es ist besser, die-

se

se Dinge nicht zu wissen, als nicht zu wissen, daß sie eitel sind.

XIII.

Dieses giebt zu erkennen, daß die wesentlichste und nothwendigste Eigenschaft eines Lehrers, den man für einen Prinzen bestimmt, eine gewisse Eigenschaft ist, die keinen Namen hat, und welche man nicht mit einem gewissen Amte und Stande verbindet. Es ist nicht gnug, die Geschichte, die mathematischen Wissenschaften, die Sprachen, die Staatskunst, die Weltweisheit, die Ceremonien, das Interesse der Fürsten zu wissen und zu kennen; man kann allem diesen abhelfen, und es ersetzen. Es ist nicht nöthig, daß der, welcher einen Prinzen unterrichten soll, ihn alles lehrt; es ist gnug, wenn er ihm den Nutzen und Gebrauch von allem zeigt. Es ist so gar nöthig, daß er sich helfen läßt; und daß, indem er sich auf gewisse Dinge vorbereitet, er nur ein Zeuge von dem ist, was ihn andere lehren. Aber die wesentliche Eigenschaft, die ihn zu diesem Amte geschickt macht, ersetzt man nicht. Man entlehnt sie nicht von einem andern, und bereitet sich auch nicht dazu vor. Die Natur fängt sie an; man erlangt sie durch eine Uebung und sehr vieles Nachdenken. Es können sie also diejenigen, die sie nicht haben, und welche schon etwas hoch an Jahren sind, niemals erlangen.

XIV.

Man kann sich keinen bessern Begriff von ihr machen lassen, als wenn man sagt, sie sey diejenige Eigen-

genschaft, welche macht, daß ein Mensch allzeit tadelt, was tadelnswürdig ist; daß er lobt, was lobenswürdig ist; daß er herabwürdigt, was schlecht und gering ist; daß er einsehen läßt, was groß ist; daß er von allem weislich und billig urtheilt; daß er seine Urtheile auf eine angenehme und denen, mit welchen er redet, angemessene Art, vorträgt; und endlich, daß er den Verstand desjenigen, den er unterrichtet, in allen Sachen auf die Seite der Wahrheit lenkt.

XV.

Man muß sich nicht einbilden, daß er es allzeit durch ausdrückliche Anmerkungen thut, oder daß er sich alle Augenblicke dabey aufhält, von dem, was gut und böse, wahr oder falsch ist, Regeln zu geben; er thut es dagegen fast allzeit auf eine unmerkliche Art. Er giebt den Sachen eine sinnreiche Wendung, die diejenigen, welche groß sind, und betrachtet zu werden verdienen, vor die Augen stellt; die aber, welche man nicht muß sehen lassen, verbirgt; die das Laster lächerlich, und die Tugend liebenswürdig macht; die den Verstand unvermerkt gewöhnt, die guten Sachen zu empfinden, und einen Geschmack daran zu finden, und hingegen vor den bösen einen Eckel und Abscheu zu haben. Es geschieht also sehr oft, daß dieselbe Geschichte und derselbe Grundsatz, welcher dient, den Verstand zu bilden, wenn er von einer geschickten und verständigen Person vorgetragen wird, dagegen nur denselben zu verderben dient, wenn er von einer Person, die es nicht ist, vorgetragen wird.

XVI.

XVI.

Die ordentlichen Lehrer glauben, sie müßten die Prinzen nur zu gewissen Stunden, und wenn sie ihnen das, was sie Unterricht nennen, ausdrücklich geben, unterweisen; aber der Mann, von welchem wir reden, hat keine Lehrstunden, oder er giebt vielmehr seinem Schüler in allen Stunden Lehre und Unterricht. Denn er unterrichtet ihn oftmals eben so wohl bey dem Spiele, bey den Besuchen, bey dem Umgange, und bey den Unterredungen, die man über der Tafel mit denen, die dabey zugegen sind, hält, als wenn er ihn Bücher lesen läßt. Denn da sein vornehmster Zweck ist, seinen Verstand zu bilden; so sind die verschiedenen Gegenstände, welche vorkommen, oftmals dazu weit dienlicher und geschickter, als die ausstudierten Reden, indem nichts weniger in den Verstand eindringt, als was unter dem nicht gar zu angenehmen Bilde der Lehre und des Unterrichts in denselben kömmt.

XVII.

Da diese Art zu unterrichten unmerklich ist; so ist der Nutzen, den man davon hat, gewissermaßen auch unmerklich, das heißt, man wird ihn nicht an äußerlichen und in die Augen fallenden Zeichen gewahr. Und das betriegt diejenigen, welche die Sache nicht recht verstehen, und sich einbilden, ein auf diese Art unterrichtetes Kind wäre nicht weiter gekommen, als ein anderes, weil es vielleicht eine Uebersetzung aus dem Lateinischen ins Französische

nicht besser machen kann, oder ein Stück aus dem Virgil nicht besser wiederholt. Und da sie also von der Unterweisung ihrer Kinder nur nach diesen Kleinigkeiten urtheilen; so werden sie oftmals aus einem wirklich geschickten Menschen weniger machen, als aus einem andern, der nur eine niedrige Wissenschaft besitzt, und keinen ausgeheiterten Verstand hat.

XVIII.

Ich sage nicht, daß man bey dem Unterrichte der Prinzen die gemeinen Sachen weglassen, und sie nicht in den Sprachen, der Geschichte, der Zeitrechnung, der Erdbeschreibung, den mathematischen Wissenschaften, und selbst in der Rechtsgelahrheit bis auf einen gewissen Punkt unterrichten soll. Man muß ihre Studien einrichten, wie man sie bey andern Leuten einrichtet. Man muß sie arbeitsam zu machen suchen, und von einer Beschäftigung zur andern fortgehen lassen, ohne etwas leer, oder sie etwas unnützes vornehmen zu lassen. Man muß sich aller Gelegenheiten geschickt bedienen, um sie verschiedene Dinge lernen zu lassen. Man muß es, wo möglich, dahin zu bringen suchen, daß ihnen nichts von dem, wovon in der Welt viel gesprochen wird, unbekannt ist. Alles dieses ist an sich gut, nützlich und nöthig, wenn man nur dabey nicht, als bey dem Zwecke ihrer Erziehung, stehen bleibt, und sich desselben bedient, ihre Sitten und ihren Verstand zu bilden.

XIX.

Den Verstand bilden, heißt jemandem einen Geschmack an dem Wahren und die Unterscheidung desselben beybringen. Es heißt ihn behutsam und vorsichtig machen, die falschen Vernunftschlüsse, die ein wenig versteckt sind, einzusehen. Es heißt ihn belehren, sich von einem eiteln Glanze verstandloser Worte nicht blenden, sich mit dunkeln Worten oder Grundsätzen nicht bezahlen zu lassen, und nicht eher zufrieden zu seyn, als bis er in das Innerste der Sachen eingedrungen ist. Es heißt, ihn scharfsichtig machen, bey verwirrten Materien zu sehen, worauf es ankömmt, und die, so sich davon entfernen, zu unterscheiden. Es heißt, ihm wahre Grundsätze beybringen, vermittelst welcher die Wahrheit in allen Sachen, und vornehmlich in denen, die er am nöthigsten hat, zu finden.

XX.

Ein verständiger Lehrer muß einen Prinzen in den Sachen so delicat, als in den Manieren zu machen suchen. Denn, gleichwie es falsche Sachen giebt; also giebt es auch falsche Manieren, das heißt solche, die bey andern ganz andere Wirkungen hervorbringen, als man bey ihnen hervorbringen wollte. Diejenigen, welche sich nur um die Sachen bekümmern, werden in den Manieren grob und ungeschickt; und die, welche sich nur um die Manieren bekümmern, verstehen gemeiniglich von den Sachen nicht viel. Das erste trift man gemeiniglich bey denen an, die

sich in der Einsamkeit aufhalten; und das andere sehr oft bey Leuten, die in der Welt leben. Ein Prinz soll diese beyden Fehler vermeiden, weil er es nöthig hat, die Wahrheit einzusehen, und andere einen Geschmack daran finden zu lassen. Und ob er gleich verständig und billig genug seyn soll, die Wahrheit auch so gar alsdenn einzusehen und zu ehren, wenn sie auf eine unangenehme Art vorgetragen wird; so soll er sich doch gar sehr hüten, sie auf diese Art vorzutragen, weil sie alsdenn bey den mehresten keinen Nutzen haben würde.

XXI.

Endlich muß er ihn bemerken lassen, daß allenthalben etwas falsches angetroffen wird, daß es eine falsche Tapferkeit, eine falsche Redlichkeit, eine falsche Freygebigkeit, eine falsche Artigkeit, eine falsche Beredsamkeit, eine falsche Spötterey, und falsche Annehmlichkeiten giebt. Er muß dabey gar sehr auf seiner Hut seyn, damit er nicht das eine für das andere nehmen möge; und es ist sehr schwer, sich dabey nicht zu irren und zu versehen, wenn man keine Regel davon zu urtheilen hat, und nur anderer ihrem Eindrucke folgt.

XXII.

Die Sittenlehre ist die Wissenschaft der Menschen, und besonders der Prinzen; weil sie nicht nur Menschen sind, sondern auch den Menschen befehlen sollen, dieses aber nicht thun können, wenn sie sich

selbst und andere in Ansehung ihrer Fehler und Leidenschaften nicht kennen, und von allen ihren Pflichten nicht unterrichtet sind. Man muß sie also vornehmlich in dieser Wissenschaft zu unterrichten suchen. Da ihr Gebrauch immer fortdauern soll; so soll auch ihre Erlernung immer fortdauern. Man kann sie nicht zu früh anfangen, weil man nicht zu früh anfangen kann, sich selbst zu erkennen; und sie ist desto bequemer und gemächlicher, weil alles etwas dazu beytragen kann. Denn man trift die Menschen und ihre Fehler überall an.

XXIII.

Man muß 1) ihnen nicht nur die rechten Grundsätze von dieser Wissenschaft beyzubringen suchen, sondern sie auch ihre Nothwendigkeit einsehen lassen, und ihnen eine Hochachtung und Liebe zu ihnen einflößen, indem man ihnen das schreckliche Unglück der mehresten Großen abschildert, die ihr Leben in einer schrecklichen Unwissenheit dessen, woran ihnen am meisten gelegen ist, zubringen; die weder wissen, was sie thun, noch was sie vorhaben; die sich einbilden, sie hätten in der Welt weiter nichts zu thun, als auf die Jagd zu gehen, sich die Zeit zu verkürzen, oder ehrgeizige Anschläge zur Vergrößerung ihres Hauses zu machen; und welche, nachdem sie die kurze Zeit eines elenden Lebens auf solche Art in einem beständigen Betruge zugebracht haben, sehen,

1) S. die Abhandlung, von der Nothwendigkeit, nicht auf ein Gerathewohl zu leben.

daß in der Stunde ihres Todes alle die nichtigen Hirngespinnste, mit welchen sie sich beschäftigt hatten, verschwinden, und sie in das größte Elend gerathen.

XXIV.

Man muß sie 1) so wohl von den allgemeinen Pflichten der Menschen, als auch von den besondern Pflichten der Prinzen, und von dem Zusammenhange dieser Pflichten unterrichten; vornehmlich aber muß man der Vergessenheit dessen, in welche die Großen unvermerkt fallen, zuvorzukommen suchen, was sie mit allen übrigen Menschen gemein haben, indem sie ihre Vorstellungskraft nur auf das richten, was sie von ihnen unterscheidet. Zu dem Ende ist es nöthig, sie die wahre Natur und Beschaffenheit aller dieser Dinge recht einsehen zu lassen, was die Größe ist; ihren Ursprung; ihr Ende; was sie wirkliches, und was sie nichtiges an sich hat; was die Untern und Kleinen den Großen, und was die Großen den Kleinen und Untern schuldig sind; was sie vor Gott und vor den Menschen erniedrigt oder erhebt.

XXV.

Da die Prinzen in dem Amte, zu welchem sie sind berufen worden, der Liebe und Neigung der Menschen nöthig haben; so soll man sie sorgfältig von dem, was sie erwirbt, oder entfernt; von dem, was die Gemüther einnimmt oder abwendig macht; und

1) S. die Abhandlung von der Größe, und die drey Reden des Herrn Pascal.

und von dem, was der Welt gefällt oder mißfällt, unterrichten. Man muß ihnen die verborgenen Quellen aller dieser Wirkungen bekannt machen, und die geheimen Triebfedern, welche diese verschiedenen Bewegungen verursachen, damit sie dieselben, wenn sie es nöthig haben, können spielen lassen. Man muß ihnen aber auch zugleich sagen, wie nichtig dieser kleine Kunstgriff ist, wenn man dabey keinen andern Zweck hat, als gewisse Anschläge glücklich auszuführen, oder das Vergnügen zu haben, geliebt zu werden. Und darum muß man ihnen zeigen, daß alle diese Handlungen aus höhern und erhabenern Absichten können verrichtet werden, und daß man sie für den Himmel unendlich weit nützlicher machen kann, als sie es für die Welt sind.

Die Großen 1) sind z. E. selbst vermöge ihres Standes verbunden, die Höflichkeit beständig auszuüben. Und wenn sie ihre Pflicht in diesem Stücke recht betrachten; so ist sie ihnen gar sehr dienlich, sich die Hochachtung und Liebe der Menschen zu erwerben. Aber diese Ausübung ist für die mehresten unter ihnen nur ein sehr eitles Spielwerk. Da sie es auf eine ungleiche Art thun, und gegen die einen eine große Gefälligkeit, gegen die andern aber einen sehr großen Stolz blicken lassen; so geschieht es oftmals, daß ihnen ihr Vorhaben, sich beliebt zu machen, nicht glückt. Und wenn es ihnen auch glückte; so würden sie doch nur sehr kleine Vortheile davon haben. Wenn aber ebendiese Pflichten der Höf-

1) S. die Abhandlung von der christlichen Höflichkeit.

lichkeit aus andern Absichten, das ist, aus Absichten der Liebe beobachtet werden; so können sie eine beständige Ausübung der Tugend werden; und sie bringen so gar auf diese Art weit gewisser die zeitliche Wirkung hervor, die man gemeiniglich dabey hat, und darinnen besteht, die Zuneigung und Liebe derer, welchen man sie erweist, zu gewinnen.

XXVI.

Endlich soll man ihnen bey allen besondern Handlungen zeigen, daß die Gesetze Gottes so gerecht und heilig sind, daß es kein geschickteres Mittel giebt, die Bewunderung der Menschen zu erlangen, als die christliche Tugend auf eine erhabene und heroische Art auszuüben; und daß die Eigenschaften und Handlungen, welche Gott vor andern mißfallen, als der Uebermuth, der Stolz, die Ungerechtigkeit und der heftige Zorn auch diejenigen sind, welche die Verachtung und Abneigung der Menschen am meisten nach sich ziehen. Nichts ist so liebenswürdig, als ein Mensch, der sich nicht liebt, und alles zur Ehre Gottes und zum Dienste des Nächsten thut, worinnen die Gottseligkeit eines Christen besteht. Es ist aber auch nichts so hassenswürdig, als ein Mensch, der nur sich selbst liebt, und alles um seinetwillen thut, worinnen das unordentliche Leben des Menschen besteht.

XXVII.

Ob nun aber gleich dieses Studium das vornehmste und beständigste unter denen, zu welchen man die

Prinzen

Prinzen anhält, seyn soll; so muß es doch auf eine ihrem Alter und ihrem Verstande angemessene Art geschehen, daß sie nicht nur nicht damit belästigt werden, sondern es auch so gar nicht einmal merken und wahrnehmen. Man muß es dahin zu bringen suchen, daß sie die ganze Sittenlehre inne haben, ohne fast zu wissen, daß es eine Sittenlehre giebt, oder daß man sie darinnen hat unterrichten wollen; so daß, wenn sie sie nebst andern Wissenschaften lernen, sie sich wundern, daß sie schon zum voraus weit mehr wissen, als was man darinnen lehrt und vorträgt.

XXVIII.

Nichts ist schwerer, als sich auf solche Art nach dem Verstande der Kinder zu richten; und es hat ein gewisser Weltmann 1) mit Recht gesagt, es wäre die Wirkung einer starken und sehr erhabenen Seele, sich so zu den Kindern herunter lassen zu können. Es ist leicht, eine Stunde lang moralische Reden zu halten; aber darinnen allzeit alles so vorzutragen, daß es ein Kind nicht merkt, und keinen Eckel davor bekömmt; das erfordert eine Geschicklichkeit, die bey wenig Personen angetroffen wird.

XXIX.

Die Laster haben zweyerley an sich: Die Unordnung, die sie Gott unangenehm und mißfällig macht; und die Thorheit oder das Lächerliche, welches sie den Menschen verächtlich macht. Die Kinder empfinden

1) Montagne.

und sehen gemeiniglich die erste sehr wenig ein; aber die andere kann man sie auf sehr viele sinnreiche Arten, welche die Gelegenheiten darbiethen, gar sehr empfinden und wahrnehmen lassen. Wenn man sie also die Laster als etwas lächerliches hassen läßt; so wird man sie vorbereiten, sie als solche, die den göttlichen Gesetzen zuwider sind, zu hassen; und man wird dabey den Eindruck, den sie in ihr Gemüth machen, vermindern.

XXX.

Man soll bedenken, daß die Zeit der Jugend fast die einzige Zeit ist, wo sich die Wahrheit den Prinzen mit einer gewissen Art von Freyheit zeigt und darstellt. Sie flieht sie die ganze übrige Zeit ihres Lebens hindurch. Alle, die um sie herum sind, gehen fast auf nichts anders um, als sie zu betriegen, weil ihnen daran gelegen ist, ihnen zu gefallen, und weil sie wissen, daß, wenn man ihnen die Wahrheit sagt, dieses nicht das Mittel dazu ist. Es ist also ihr Leben gemeiniglich nur ein Traum, in welchem sie nur falsche Gegenstände und betrügliche Bilder sehen. Es muß sich also ein Mensch, der einen Prinzen unterrichten soll, oftmals vorstellen, daß sich das Kind, welches seiner Vorsorge anvertrauet ist, einer Nacht nähert, in welcher es die Wahrheit verlassen wird; und er muß also eilen, ihm zum voraus alles zu sagen und beyzubringen, was es am nöthigsten hat, sich in der Finsterniß, die sein Stand vermöge einer Art von Nothwendigkeit mit sich bringt, gehörig zu verhalten und zu betragen.

XXXI.

Man muß es nicht dabey bewenden lassen, daß man seinen Verstand durch viele wahre Grundsätze ausheitert, die ihm behülflich seyn können, seine Handlungen gehörig einzurichten; sondern man muß ihm überhaupt die Liebe zur Wahrheit in allen Sachen, und ein großes Verlangen, nicht betrogen zu werden, einflößen. Man muß es ihm recht begreiflich zu machen suchen, es sey unmöglich, daß er nicht sein ganzes Leben hindurch werde betrogen werden, wenn er nicht allen denen, die um ihn herum sind, zu erkennen gäbe, er liebe nichts so sehr, als die Wahrheit, und hasse auch nichts so sehr, als die Lügen und den Betrug.

XXXII.

Es giebt Leute 1), welche andere aus Eigennutze betriegen, ohne sich selbst zu betriegen; es giebt aber auch sehr viele andere, die weiter nichts thun, als daß sie ihnen ihre eigenen Irrthümer, das heißt, die falschen Begriffe und Meynungen, die sie hegen, mittheilen. Und da das Leben der Großen fast ganz in einem beständigen Umgange mit den Menschen zugebracht wird; so sind sie dieser Gefahr auch mehr, als andere, ausgesetzt; so daß, wenn sie nicht Acht darauf haben, sie alle falsche Dinge, die bey andern Leuten besonders angetroffen werden, in sich vereinigen. Man muß also demjenigen, den man unterrichtet,

1) S. die Abhandlung, in welcher gezeigt wird, wie gefährlich die Reden der Menschen sind.

richtet, zeigen, wie viel Ursache er hat, sich nicht nur vor der arglistigen, boshaften und eigennützigen Betrügerey derer, die ihn zu hintergehen suchen, in Acht zu nehmen; sondern auch vor der andern Betrügerey, welche man eine aufrichtige nennen kann, und die sich durch die Reden fast aller derjenigen, mit welchen er wird umgehen müßen, mittheilt. Denn da sie selbst von falschen Dingen, die sie nicht kennen, eingenommen sind; so theilen sie sie, ohne es zu wissen, durch den Umgang und die Unterredung andern mit.

XXXIII.

Wenn die Betrüger von der letzten Art angenehmer und liebenswürdiger, als die andern, sind; so sind sie auch gefährlicher, als sie. Denn sie lassen es nicht dabey bewenden, daß sie uns viele besondere Dinge nicht bekannt werden lassen, welche uns dagegen die andern vornehmlich bekannt zu machen suchen; sondern sie machen uns auch so gar nicht einmal die Grundsätze bekannt, nach welchen man von ihnen urtheilen soll. Und indem sie uns sehr viele falsche Grundsätze einflößen; so verderben sie uns den Verstand und das Herz. Man muß ihm also sagen, so wohl wider die einen, als wider die andern auf seiner Hut zu seyn, und es als das größte Unglück anzusehen, des Lichtes der Wahrheit beraubt zu seyn, nach welchem man sein Leben einrichten soll, und ohne welches es unmöglich ist, sich in demselben nicht zu verirren, und nicht in die Abgründe zu fallen, die das Ende dieser unglücklichen Verwirrung sind.

XXXIV.

Man muß besonders die gewöhnlichen Ursachen von dem mannichfaltigen Unglücke der Großen vorhersehen, und ihn von dieser Seite zu verwahren suchen. Und vornehmlich muß man ihm einen großen Abscheu vor den bürgerlichen Kriegen, und vor allerley Zänkereyen einflößen, welche für die Fürsten Quellen fast unheilbarer Uebel, und unergründlicher Abgründe sind.

XXXV.

Es ist nöthig, die Fehler desjenigen, den man unterrichtet, recht zu kennen; das heißt, man muß auf die Neigung seiner Begierde recht Achtung geben, um sich aller geschickten Mittel zu bedienen, sie durch die Abschaffung alles dessen, was sie stärkt, zu vermindern, indem man die Fehler, die nicht lange dauern, und welche mit den Jahren verschwinden, allzeit sorgfältig von denen unterscheidet, die mit den Jahren selbst wachsen und zunehmen.

XXXVI.

Man muß sich vorsetzen, ihn nicht nur vor den Fällen zu bewahren; sonden auch in seinen Verstand einen gewissen Saamen auszustreuen, der ihm behülflich seyn kann, wieder davon aufzustehen, wenn er so unglücklich wäre, und sich dazu verleiten ließe. Und dieser Saamen sind die gründlichen Wahrheiten der Religion, vornehmlich von der Art und Weise, die verlohrne Unschuld wieder zu erlangen. Denn obgleich diese Wahrheiten durch die Bethörung der

Welt

Welt verdunkelt werden, wenn die jungen Prinzen anfangen, einen Geschmack daran zu finden; so wachen sie doch auch bisweilen in der Folge wieder auf, wenn es Gott gefällt, sie mit barmherzigen Augen anzusehen.

XXXVII.

Es ist nicht nur nöthig, ihre Seele, so viel man kann, zur Tugend anzuführen; sondern es ist auch noch nöthig, ihrem Leibe die Richtung zu derselben zu geben, das heißt, man muß es dahin zu bringen suchen, daß er sie nicht hindere, ein ordentliches Leben zu führen, und sie nicht vermöge seiner Last zur Unordnung und Ausschweifung verleite.

Denn man muß wissen, daß, da die Menschen aus Leib und Seele bestehen, die üble Richtung, die man dem Leibe in der Jugend giebt, in der übrigen Lebenszeit oftmals ein großes Hinderniß der Gottseligkeit ist. Es giebt welche, die sich gewöhnen, so unruhig, so ungeduldig, und so hurtig zu seyn, daß sie zu allen einförmigen und ruhigen Beschäftigungen untauglich werden. Andere werden so zärtlich, daß sie alles, was nur einigermaaßen beschwerlich ist, nicht leiden und ertragen können. Noch andere empfinden einen tödtlichen Verdruß, der sie ihr ganzes Leben lang quält und martert.

Man wird sagen, das sind Fehler der Seele; sie haben aber eine beständige Ursache in dem Leibe, und darum dauern sie auch so gar alsdenn noch fort, wenn die Seele nichts dazu benträgt. Denn daher kömmt es z. E., daß so viele Große dem Verdruße unterworfen sind.

XXXVIII.

XXXVIII.

Das Vergnügen der Seele besteht darinnen, daß sie thätig ist, und sich mit etwas, das ihr gefällt, beschäftigt; und die Aufhörung ihrer Thätigkeit, oder eine mattere Thätigkeit verursacht ihr gemeiniglich Eckel und Verdruß. Daher kömmt es, daß man in der Einsamkeit verdrüßlich wird, weil man in derselben gemeiniglich nur schwache Gedanken hat, und weil uns die vorkommenden Gegenstände nicht stark gnug bewegen. Denn so bald man in derselben in gnugsamer Bewegung ist, so hört man auch auf verdrüßlich zu seyn.

Daher kömmt es, daß diejenigen, deren Seele gewohnt ist, durch starke und heftige Bewegungen erschüttert zu werden, leicht verdrüßlich werden, wenn sie nur noch Gegenstände haben, die sie wenig bewegen. Und darum begegnet dieses denen, die große Ergötzlichkeiten, große Leidenschaften, und große Beschäftigungen gewohnt sind, die ihre Seele in große Bewegung gesetzt haben, weit öfter, als andern, weil ihre Seele gewohnt ist, nur an diesen großen Erschütterungen ein Gefallen zu haben. Dagegen werden diejenigen, deren Seele niemals heftig ist bewegt worden, gemeiniglich nicht verdrüßlich, weil die gemeinen und gewöhnlichen Gegenstände hinlänglich sind, sie in einer gleichen Bewegung zu erhalten, welche hinlänglich ist, sie vor dem Verdrusse zu bewahren.

Nun ist aber dieser Verdruß nicht nur in der Seele, sondern auch in dem Leibe; das heißt, dieser Ueber-

Ueberdruß der Seele ist mit einer Beklemmung des Herzens verbunden, welche eine ganz körperliche Wirkung ist. Und diese beyden Bewegungen sind so genau mit einander verbunden, daß, wenn die Seele den Ueberdruß empfindet, die körperliche Bewegung im Herzen so gleich erfolgt. Und so oft die körperliche Bewegung im Körper geschieht, so entstehen auch die traurigen und verdrüßlichen Bewegungen und Gedanken in der Seele; gleichwie uns die Vorstellung eines Menschen rührt, so bald wir seinen Namen hören, weil diese beyden Vorstellungen miteinander verbunden sind.

Wenn also gleich jemand aus Tugend den großen Ergötzlichkeiten und Bewegungen der Seele, die aus heftigen Leidenschaften entstehen, entsagt hat; so kann er dem ungeachtet dem Verdrusse lange Zeit ausgesetzt bleiben. Denn da er nur noch von schwächern Gegenständen bewegt wird; so bringen diese Gegenstände in dem Körper dieselbe Beklemmung des Herzens hervor, die sie vormals darinnen hervorzubringen gewohnt waren; und dieselbe Bewegung des Körpers bringt in der Seele dieselben traurigen Gedanken hervor, die den Verdruß verursachen.

Hieraus sieht man, daß nichts gefährlicher ist, als die großen Ergötzlichkeiten, und alles, was die Seele stark bewegt. Denn wenn man in dieser Bewegung nicht fortfährt, welches oft unmöglich ist, und auch das größte Unglück seyn würde; so setzt man sich in den Stand, gewissermaßen sein ganzes Leben lang elend zu seyn; obgleich dieses Elend selbst

für diejenigen, die es geduldig ertragen, ein weit grösseres Glücke ist, als das scheinbare Glück ihrer Ergötzlichkeiten war.

XXXIX.

Eben so verhält es sich mit allen übrigen Leidenschaften, als dem Zorne, der Ungeduld und der Furcht. Sie machen alle ihren Eindruck in den Körper. Dieser Eindruck erwacht hernach, auch wider unsern Willen, wenn sich diese Gegenstände zeigen, und er theilt sich der Seele bis auf einen gewissen Grad mit. Es ist also eine der größten Wohlthaten, die man einem Prinzen, den man unterrichtet, erweisen kann, so lange er jung ist, die äußerlichen Wirkungen seiner Leidenschaften zurückzuhalten, wenn man ihn nicht ganz davon befreyen kann, damit sich der Leib nicht daran gewöhnen, und, wenn er einmal seine Richtung bekommen hat, die Cur nicht unendlich weit beschwerlicher und schwerer werden möge.

XL.

Die Liebe zum Lesen und zu den Büchern ist ein allgemeines Verwahrungsmittel wider unzählige Unordnungen und Ausschweifungen, in welche die Großen verfallen können, wenn sie nicht wissen, womit sie sich beschäftigen sollen. Und darum kann man sie den jungen Prinzen nicht gnugsam einflößen. Man muß sie gewöhnen, viel zu lesen, und viel lesen zu hören, und ihnen den Verstand öffnen, damit sie ein Vergnügen daran finden. Man muß sie sogar

durch die Beschaffenheit der Bücher dazu reizen und anlocken, als durch Historienbücher, durch Reisebeschreibungen und Erdbeschreibungen, von welchen sie keinen geringen Nutzen haben, wenn sie sich gewöhnen können, eine ziemliche Zeit ohne Eckel und Verdruß dabey zuzubringen.

Abhandlung von der Erziehung eines Prinzen.

Zweyter Theil,

welcher viele besondere das Studieren betreffende Gedanken und Erinnerungen enthält.

I.

Der Unterricht hat die Absicht, es in der Aufklärung des Verstandes eines Menschen so weit zu bringen, als man kann.

II.

Er giebt weder das Gedächtniß, noch die Einbildungskraft, noch den Verstand; er übt und verbessert aber alle diese Theile, indem er den einen

durch

durch den andern stärkt. Man hilft dem Verstande durch das Gedächtniß auf, und kömmt dem Gedächtnisse durch die Einbildungskraft und den Verstand zu Hülfe.

III.

Wenn eins von diesen Stücken fehlt; so muß man es durch die andere ersetzen. Es besteht also die Geschicklichkeit eines Lehrers darinnen, daß er diejenigen, die er unterrichtet, zu den Sachen anhält, zu welchen sie von Natur am geschicktesten sind. Es giebt Kinder, die man fast nur in denjenigen üben muß, was von dem Gedächtnisse abhängt, weil sie ein starkes Gedächtniß und eine schwache Beurtheilungskraft haben. Es giebt aber auch andere, die man so gleich zu den Sachen, mit welchen der Verstand zu thun hat, anhalten muß, weil sie mehr Verstand, als Gedächtniß, haben.

IV.

Eigentlich machen weder die Lehrer noch der äusserliche Unterricht, daß man die Sachen begreift. Sie thun höchstens weiter nichts, als daß sie sie dem innern Lichte des Verstandes vorlegen, vermöge dessen man sie faßt. Wenn man also dieses Licht nicht antrift; so ist der Unterricht eben so unnütze, als wenn man in der Nacht Gemälde zeigen und sehen lassen wollte.

V.

Die größten Geister haben nur eingeschränkte Einsichten, und allzeit düstere und finstere Oerter.

Aber der Verstand der Kinder ist fast ganz voll Finsterniß, und es dringen nur kleine Lichtstrahlen in denselben hinein. Es kömmt also alles darauf an, daß man diese Lichtstrahlen recht anwendet und braucht, sie vermehrt, und ihnen dasjenige vorlegt, was sie fassen und begreifen sollen.

VI.

Daher ist es schwer, allgemeine Regeln zu geben, wie man jemanden, er sey, wer er will, unterrichten soll; weil man den Unterricht nach dieser Mischung des Lichts und der Finsterniß einrichten muß, welche nach der Verschiedenheit des Verstandes, vornehmlich bey den Kindern, gar sehr verschieden ist. Man muß sehen, wo es Tag wird, und dasjenige dahin bringen, was man sie will fassen und begreifen lassen; und zu dem Ende muß man verschiedene Mittel und Wege versuchen, um einen Eingang in ihren Verstand zu finden, und bey denen, die am besten gelingen, stehen bleiben.

VII.

Man kann indessen überhaupt sagen, daß, da die Einsichten der Kinder allzeit gar sehr von den Sinnen abhängen, man, so viel als möglich, den Unterricht, den man ihnen giebt, mit den Sinnen verbinden, und ihn nicht nur durch das Gehör, sondern auch durch das Gesicht eindringen lassen muß; weil keine Sinne einen lebhaftern Eindruck in den Verstand, und reinere und deutlichere Begriffe machen, als diese.

VIII.

Man kann hieraus den Schluß machen, daß sich die Erlernung der Erdbeschreibung sehr gut für die Kinder schickt; weil sie gar sehr von den Sinnen abhängt, und man sie die Lage der Städte und Provinzen mit den Augen sehen läßt. Außer dem ist sie auch ganz anmuthig und ergötzend, welches auch noch sehr nöthig ist, um sie nicht gleich anfangs abzuschrecken; sie hat auch nicht viel Beurtheilungskraft nöthig, woran es ihnen in diesem Alter am meisten fehlt.

IX.

Um ihnen aber dieses Studium noch nützlicher und auch zugleich angenehmer zu machen, muß man es nicht dabey bewenden lassen, daß man ihnen auf einer Charte die Namen der Städte und Länder zeigt; sondern man muß sich auch noch verschiedene Kunstgriffe bedienen, damit sie sie desto leichter behalten.

Man kann Bücher haben, in welchen die größten Städte abgemalt sind, und sie ihnen darinnen zeigen. Die Kinder lieben einen solchen Zeitvertreib. Man kann ihnen von den vornehmsten Städten eine merkwürdige Geschichte erzählen, damit sie sie im Gedächtnisse behalten. Man kann ihnen die Schlachten, die dabey sind geliefert worden; die Kirchenversammlungen, die darinnen gehalten; und die großen Männer, die in denselben gebohren worden, nennen. Man kann ihnen etwas, entweder aus der Naturgeschichte, wenn etwas seltenes darinnen vorkömmt; oder von der Policey, von der Größe, und

dem Gewerbe dieser Städte erzählen. Und wenn es französische Städte sind; so ist es gut, wenn man es thun kann, ihnen die Herren, welchen sie gehören, oder die Statthalter darinnen sind, zu nennen.

X.

Mit dieser Erlernung der Erdbeschreibung, die man ausdrücklich treibt, muß man eine Uebung verbinden, die zwar nur ein Zeitvertreib ist, welche aber sehr viel beyträgt, sie ihnen recht einzuprägen. Diese besteht darinnen, daß, wenn man in ihrer Gegenwart von einer Geschichte redet, man niemals unterlassen muß, ihnen den Ort, wo sie sich zugetragen hat, auf der Charte zu zeigen. Wenn man z. E. die Zeitungen liest; so muß man ihnen alle Städte, von welchen geredet wird, zeigen. Endlich muß man es dahin zu bringen suchen, daß sie alles, was sie hören, in ihre Charten bringen, und daß sie ihnen auf solche Art zu einem künstlichen Gedächtnisse dienen, die Geschichte zu behalten, gleichwie ihnen die Geschichte dienen sollen, sich der Oerter, wo sie sich zugetragen haben, zu erinnern.

XI.

Außer der Erdbeschreibung giebt es auch noch viele andere nützliche Wissenschaften, die man den Kindern vermittelst der Augen beybringen kann.

Die Maschinen der Römer, ihre Lebensstrafen, ihre Kleider, ihre Waffen, und viele andere solche Dinge sind in den Büchern des Lipsius abgebildet,

und

und man kann sie den Kindern mit Nutzen zeigen. Man kann ihnen z. E. zeigen, was ein Sturmbock war; was es war, wenn die Soldaten die Schilde über den Köpfen über einander legten; in welche Ordnung die römischen Kriegsheere gestellt waren, die Anzahl ihrer Cohorten und Legionen, die Befehlshaber ihrer Kriegsheere, und noch sehr viele andere angenehme und sonderbare Dinge, indem man diejenigen, welche schwerer zu verstehen sind, wegläßt. Fast eben den Nutzen kann man von einem Buche haben, das den Titel führt: *Roma subterranea*, das unterirdische Rom, und von andern, in welchen man abgebildet hat, was uns von den Alterthümern dieser Hauptstadt der Welt übrig geblieben ist; und man kann so gar die Bilder damit verbinden, die in gewissen Reisebeschreibungen von Indien und China angetroffen werden, in welchen die Opfer und Pagoden dieser elenden Völker beschrieben sind, indem man ihnen zugleich sagt, in was für schreckliche Thorheiten die Menschen fallen können, wenn sie nur ihren Phantasien und dem düstern Lichte ihres Verstandes folgen.

XII.

Das Buch des Aldrovandus, oder vielmehr der Auszug, den Jonston daraus gemacht hat, kann sie auch auf eine nützliche Art unterhalten, wenn sich nur derjenige, der es ihnen zeigt, die Mühe giebt, ihnen etwas von der Natur der Thiere zu sagen, und es ihnen, nicht als ob er sie unterrichten wollte, sondern als ob er es ihnen nur erzählte, beyzubringen.

Man muß dieses Buch auch brauchen, um ihnen zu zeigen, wie die Thiere aussehen und gestaltet sind, von welchen sie entweder in den Büchern, oder sonst reden hören.

XIII.

Ein gewisser geschickter Mann hat durch einen Versuch, den er vor einiger Zeit mit einem von seinen Kindern gemacht, gezeigt, daß sie in diesem Alter gar sehr geschickt sind, die Zergliederungskunst der Körper zu lernen; und man würde ihnen ohne Zweifel einige allgemeine Grundsätze derselben mit Nutzen beybringen können; wenn es auch nur geschähe, sie die lateinischen Namen der Theile des menschlichen Leibes behalten zu lassen, worbey man aber doch unterlassen würde, sie in Ansehung dieser Materie auf eine gefährliche Art neugierig zu machen.

XIV.

Aus eben der Ursache ist es nützlich, ihnen die Bildnisse der Könige von Francreich, der römischen Kaiser, der Sultane, der großen Feldherren, und der berühmten Männer verschiedener Völker zu zeigen. Es ist gut, daß sie sich mit Betrachtung derselben belustigen, und, so oft in ihrer Gegenwart davon geredet wird, zu ihnen zurückkehren. Denn alles dieses dient, die Vorstellungen in ihrem Gedächtnisse zu erhalten.

XV.

Man soll den Kindern eine wohlanständige Neugierigkeit, fremde und seltene Dinge zu sehen, einzuflößen suchen, und sie gewöhnen, bey allen Dingen nach den Ursachen zu fragen. Diese Neugierigkeit ist in ihrem Alter kein Fehler; denn sie dient, ihnen den Verstand zu öffnen, und sie kann sie von vielen Unordnungen und Ausschweifungen abhalten.

XVI.

Man kann die Geschichte unter die Wissenschaften, die man mit Hülfe der Augen lernt, setzen, weil man sich, um sie behalten zu lassen, verschiedener Bilderbücher bedienen kann. Wenn man aber auch keine fände; so ist sie doch schon von sich selbst dem Verstande der Kinder sehr angemessen. Und ob sie gleich nur in dem Gedächtnisse besteht; so ist sie doch sehr dienlich, die Beurtheilungskraft zu bilden. Man muß also allerley Kunstgriffe brauchen, um ihnen einen Geschmack daran beyzubringen.

XVII.

Man kann ihnen anfangs einen allgemeinen Begriff von der allgemeinen Weltgeschichte, von den verschiedenen Monarchien, und von den vornehmsten Veränderungen, die sich seit dem Anfange der Welt zugetragen haben, beybringen, indem man die Daure der Jahrhunderte in verschiedene Alter abtheilt; als von der Schöpfung der Welt bis auf die Sündfluth, von der Sündfluth bis auf Abraham, von

Abraham bis auf Mosen, von Mosen bis auf Salomon, von Salomon bis auf die Wiederkunft aus der babylonischen Gefangenschaft, von der Wiederkunft aus der Gefangenschaft bis auf Jesum Christum, und von Jesu Christo bis auf uns, indem man auf solche Art mit der allgemeinen Geschichte eine allgemeine Zeitrechnung verbindet.

XVIII.

Man soll ihnen aber die Geschichte des jüdischen Volks weit umständlicher zu erklären suchen, und sie anwenden, sie bey Zeiten in der wahren Religion zu befestigen, wie ich hernach sagen werde. Es ist gut, mit der Geschichte allzeit die Zeitrechnung und Erdbeschreibung zu verbinden, indem man ihnen auf der Carte die Oerter, von welchen man mit ihnen redet, zeigt, und alles, was man ihnen aus der Geschichte vorträgt, allzeit nach den verschiedenen Jahrhunderten unterscheidet.

XIX.

Außer diesen Geschichten, welche einen Theil ihres Lernens und ihrer Beschäftigungen ausmachen werden, würde es auch nützlich seyn, ihnen alle Tage eine besondere zu erzählen, die nicht zu ihren Uebungen gehörte, und welche vielmehr, ihnen ein Vergnügen zu machen, dienen würde. Sie würde die Geschichte des Tages heißen, und man würde sie dieselbe können erzählen lassen, um sie im reden zu üben.

Diese

Diese Geschichte muß eine wichtige Begebenheit, einen außerordentlichen Zufall, ein merkwürdiges Beyspiel des Lasters, der Tugend, des Glücks, des Unglücks, der sonderbaren Veränderung in sich halten. Man würde die außerordentlichen Zufälle, die Wunderzeichen, die Erdbeben, die bisweilen ganze Städte verschlungen haben; die Schiffbrüche, die Schlachten, die fremden Gesetze und Gewohnheiten mit darunter begreifen können. Wenn man diese kleine Uebung recht einrichtet; so kann man ihnen das schönste aus allen Geschichten beybringen. Man muß aber zu dem Ende recht genau und ordentlich dabey verfahren, und keinen Tag vorbeygehen lassen, ohne ihnen eine zu erzählen, indem man jeden Tag diejenige, die man ihnen erzählt, anmerckt.

XX.

Man muß ihnen sagen, die ähnlichen Geschichten in ihrem Gedächtnisse mit einander zu verbinden, damit die eine die andere zu behalten dienen möge. Es ist z. E gut, daß sie Beyspiele von allen großen Kriegsherren, von welchen in den Büchern geredet wird, von großen Schlachten, von großen Niederlagen, von großen Grausamkeiten, von großen Sterben, von großen Glücke, von großen Feldherren, von glücklichen und unglücklichen Günstlingen, von sehr langen Leben, von sonderbaren Ausschweifungen der Menschen, von großen Lastern und von großen Tugenden wissen.

XXI.

Es würde sehr gut und nützlich seyn, wenn man die Kinder der Großen gewöhnen könnte, sich zu der Zeit, da man sie ankleidet, etwas vorlesen zu lassen, und es aufmerksam anzuhören. Diese Zeit dauert bey Standespersonen ziemlich lange, und wird auf eine unnütze, um nicht gar zu sagen auf eine gefährliche Art zugebracht; weil es die Zeit ist, wo sich diejenigen, die sie bedienen, mehrere Freyheit mit ihnen zu reden nehmen. Wenn man sie indessen wohl anwendete; so würde man ihnen binnen dieser Zeit sehr viele Geschichte und Reisebeschreibungen vorlesen können.

XXII.

Die größte Schwierigkeit bey dem Unterrichte der Kinder ist, ihnen die lateinische Sprache beyzubringen. Sie ist ein trockenes und viele Zeit erforderndes Studium. Und ob es gleich, da es vornehmlich in dem Gedächtnisse besteht, ihrem Alter gar sehr angemessen ist; so schreckt es sie doch gemeiniglich ab, weil es Arbeit und viel Zeit erfordert. Daher kömmt es sehr oft, daß die Kinder der Großen, weil sie ungeduldiger und unaufmerksamer, als die andern, sind, gemeiniglich das Latein in ihrer Jugend so unvollkommen lernen, daß sie es hernach ganz wieder vergessen; weil, wenn sie in die Welt treten, sie sich dergestalt in sie verwickeln, daß sie lange Zeit alles Studieren und Lesen liegen lassen. Man muß ihnen also begreiflich zu machen suchen, wie groß dieser Fehler ist, und wie viel Ursache und Gelegenheit

sie

sie es zu bereuen haben, weil, wenn sie in fremde Länder reisen, oder von den Fremden, die nach Frankreich kommen, besucht werden, sie alsdenn nicht mit ihnen sprechen können. Man muß ihnen sagen, daß man nur in Frankreich Edelleute antrifft, die kein Latein verstehen; daß in Polen, in Ungarn, in Deutschland, in Schweden und Dännemark alle Standespersonen es nicht nur verstehen, sondern auch fertig reden. Daß endlich nichts schimpflicher ist, als die Sprache der Kirche nicht zu verstehen, an ihren Gebethen nicht mehr Antheil nehmen zu können, als die unwissendesten unter den Bauern und Weibspersonen; nur mit seinen Zeitgenossen reden zu können, aber mit keinem von allen den großen Männern, die in den Schriften mit uns reden, die in dieser Sprache geschrieben sind, und welche man allzeit nur unvollkommen versteht, wenn man sie nur in Uebersetzungen liest, ja die man nicht einmal liest, wenn man sich in diesen Umständen befindet.

XXIII.

Die Nothwendigkeit und Schwierigkeit dieser Sprache hat gemacht, daß verschiedene Personen auf Mittel gedacht haben, ihre Erlernung den Kindern zu erleichtern. Dieses hat die vielen und mannichfaltigen Lehrarten hervorgebracht, ihnen die Anfangsgründe derselben beyzubringen, indem ein jeder die seinige für die beste gehalten hat. Andere haben hingegen geglaubt, die rechte Lehrart wäre diese, gar keine zu haben, und sie aller Dornen der Sprach-

lehre zu überheben, indem sie sie gleich zum Lesen der Bücher anhielten. Viele haben dafür gehalten, man müße den Kindern das Latein durch die Uebung und den Umgang mit andern, wie die gemeinen Sprachen, beybringen, und man solle sie zu dem Ende anhalten, sonst nichts, als Latein, zu reden. Montagne bezeugt, man habe es mit ihm so gemacht, und auf diese Art habe er in sieben oder acht Jahren sehr rein Latein reden lernen. Die Franzosen, die Holländer, die Deutschen und die Italiäner haben ein gewisses Buch zu ihren Abgotte gemacht, das den Titel führt: Die Thüre der Sprachen, *Janua linguarum*, welches fast alle lateinische Wörter in sich hält, die in einer fortlaufenden und ziemlich an einander hängenden Rede sind gebraucht worden; und sie haben geglaubt, wenn sie die Kinder dieses Buch auswendig lernen ließen; so lernten sie die lateinische Sprache in kurzer Zeit, ohne nöthig zu haben, so viele Bücher zu lesen.

XXIV.

Um es kurz zu sagen, was man von allen diesen verschiedenen Arten, den Kindern die lateinische Sprache beyzubringen, halten soll, so ist es gewiß, daß es an sich sehr gut und vortheilhaft seyn würde, wenn man ihnen diese Sprache durch die Uebung und den Umgang mit andern, wie eine gemeine Sprache, beybringen könnte. Aber dieses Mittel ist in der Ausübung mit so vielen Schwierigkeiten verbunden, daß man es bis hieher, wenigstens bey gemeinen Leuten,

gleich-

gleichsam für unmöglich gehalten hat, welches der größte Fehler unter allen ist.

Denn zum ersten muß man Lehrmeister finden, die vollkommen gut lateinisch reden, welches schon eine sehr seltene Eigenschaft ist; und oftmals sind diejenigen, die sie besitzen, deswegen nicht die geschicktesten, Kinder zu unterrichten, weil ihnen andere mangeln, die unendlich weit nöthiger sind. Ueberdieses müßen die, mit welchen die Kinder, die man auf diese Art unterrichten will, umgehen werden, nur lateinisch mit ihnen reden, welches unbequem und schwer zu beobachten ist. Es scheint so gar bey dem ersten Anblicke, man habe Ursache zu befürchten, daß, wenn man diese Regel unter Kindern, die man zusammen aufziehen ließe, einführte, und sie nöthigte, nur mit einander lateinisch zu reden, wenn sie von dieser Sprache noch fast nichts wüßten, dieses nicht so wohl das Mittel seyn werde, lateinisch reden zu lernen, als vielmehr das reden und denken zu verlernen, und daß also diese Sclaverey sie gewissermaaßen tumm machen werde, weil es ihnen schwer fallen wird, ihre Gedanken auszudrücken.

Da man indessen in dergleichen Dingen der Erfahrung unendlich weit mehr nachgeben muß, als den Vernunftschlüssen und Muthmaßungen; so soll der Versuch, den sehr feine Leute in diesem Stücke seit kurzem vor den Augen der ganzen Stadt Paris gemacht haben, alle billig denkende Personen überreden, daß diese Art, die Kinder zu unterrichten, sehr nützlich ist, und daß die Unbequemlichkeiten, die

man sich dabey vorstellt, entweder nicht wirklich dabey angetroffen werden, oder daß man ihnen doch abhelfen kann. Da aber diese Personen durch ihre Geschicklichkeit, Sorgfalt und Mühe sehr viel beytragen, daß diese Lehrart gelingt, und da sie sich nicht mit sehr vielen Kindern belästigen können; so bleiben alle die Schwierigkeiten, die wir angezeigt haben, in Ansehung der übrigen noch immer.

XXV.

Man muß es also dabey bewenden lassen, unter allen übrigen Lehrarten diejenigen, welche die nützlichsten sind, zu wählen. Und der gesunde Verstand lehrt so gleich, daß man diejenigen nicht brauchen muß, wo die Regeln der Sprachlehre lateinisch vorgetragen sind, weil es lächerlich ist, die Anfangsgründe einer Sprache in der Sprache selbst vortragen zu wollen, die man lernen will, und welche man nicht versteht.

XXVI.

Diejenigen, die den Gebrauch der Tabellen haben einführen wollen, scheinen sich geirrt zu haben, weil sie auf denselben weniger Worte und Papier gesehen, welches sie auf die Gedanken gebracht hat, es werde dem Verstande eben so leicht seyn, alle die Sachen, die auf diesen Papieren stehen, zu fassen und zu behalten, als es den Augen leicht ist, sie zu sehen. Die Sache verhält sich aber nicht also. Wenn man diese Papiere besonders lernen muß; so trift man eben die Schwierigkeiten dabey an, als

wenn man das, was sie in sich halten, aus einem Buche lernte; und noch weit größere, weil die verschiedenen Farben, durch welche man die Wörter der verschiedenen Classen unterscheiden will, keine recht natürlichen Unterscheidungen sind, die lange im Verstande bleiben. Wenn man etwan nur zwo oder drey Sachen zu behalten hätte; so würde vielleicht diese Lehrart gut dazu seyn können. Da es aber deren sehr viele giebt; so entsteht eine Verwirrung in dem Verstande. Man muß also dem Gedächtnisse nothwendig durch einige deutlichere und bestimmtere Regeln zu Hülfe kommen.

XXVII.

Der Gedanke derer, die gar keine Sprachlehre haben wollen, ist nur ein Gedanke träger Leute, die sich der Mühe, sie zu erklären, überheben wollen. Und anstatt den Kindern eine Erleichterung zu verschaffen, belästigt man sie unendlich weit mehr, als die Regeln, weil man ihnen ein Licht entzieht, welches ihnen den Verstand der Bücher erleichtern würde; und weil man sie nöthigt, dasjenige hundertmal zu lernen, was einmal zu lernen gnug seyn würde. Wenn man also alles überlegt; so wird man finden, daß es für die mehresten die beste Lehrart ist, die Kinder die kleinen Regeln in deutschen Versen recht genau lernen zu lassen, um sie hernach so bald, als möglich, zum Lesen der Schriftsteller anzuhalten.

XXVIII.

Man kann nicht in Abrede seyn, daß das Buch *Janua linguarum* nicht einigen Nutzen haben könne; es ist aber doch verdrießlich, das Gedächtniß der Kinder mit einem Buche zu beschweren, in welchem es nur Wörter zu lernen giebt. Denn es ist eine der nützlichsten Regeln, die man bey ihrem Unterrichte befolgen kann, allzeit verschiedene Nutzen mit einander zu verbinden, und es so einzurichten, daß die Bücher, die man sie lesen läßt, sie in den Sprachen zu unterrichten, auch dienen, ihren Verstand, ihre Urtheilskraft und ihre Sitten zu bilden, wozu dieses Buch nichts beytragen kann. Ueber dieses ist es auch etwas sehr seltenes, Geduld gnug zu haben, um es ganz auswendig zu lernen. Ich halte also dafür, das Lesen dieses Buchs werde denen, welche die Kinder unterrichten, noch nützlicher seyn können, als den Kindern selbst; und sie würden sich desselben mit Nutzen bedienen können, um ihnen bey der Unterredung und den vorfallenden Gelegenheiten *alle* besondere Wörter einer jeden Kunst und eines jeden Handwerks beyzubringen, welche ihnen das Lesen dieses Buchs gegenwärtig machen wird, ohne sie zu nöthigen, es besonders mit vieler Mühe und Arbeit auswendig zu lernen.

XXIX.

Es ist eine allgemeine und für die Lehrer sehr wichtige Regel, alles, was sie den Kindern beybringen sollen, gar sehr in Bereitschaft zu haben, und

es nicht dabey bewenden zu lassen, es bloß in ihrem Gedächtnisse zu finden, wenn man sie daran erinnert. Denn man ergreift tausend günstige Gelegenheiten, um den Kindern das, was man recht weis, beyzubringen; man findet welche, wenn man will; und man richtet sich unendlich weit besser nach ihrer Fassungskraft, wenn es den Verstand keine Mühe kostet, das, was man sagen soll, zu finden.

XXX.

Diesem zu Folge würde man den Kindern von ihrem zarten Alter an viel lateinische Wörter nach der Ordnung dieses Buchs beybringen können, indem man ihnen sagte, wie man alle die Sachen, die sie sehen, oder wissen, lateinisch nennt. Man würde damit die Ableitungen vieler Wörter verbinden können, welche dienen, sie desto besser behalten zu lassen, und welche so gar oftmals etwas beträchtliches in sich halten. Und wenn sie diese Wörter oft hören; so werden sie sie ohne viele Mühe, und ohne Anstrengung des Kopfs, ihrem Gedächtnisse einprägen.

XXXI.

Das große Geheimniß, es so weit zu bringen, daß die Kinder die lateinische Sprache verstehen, besteht darinnen, sie so bald, als möglich, zum Lesen der Bücher anzuhalten, und sie dieselben fleißig ins Deutsche übersetzen zu lassen. Damit aber diese Arbeit zu gleicher Zeit dienen möge, ihren Verstand,

ihre Beurtheilungskraft und ihre Sitten zu bilden, so ist es gut, folgende Regeln dabey zu beobachten.

XXXII.

Man muß niemals zulassen, daß die Kinder etwas auswendig lernen, das nicht vortreflich ist, und deswegen ist es eine sehr üble Art und Gewohnheit, sie ganze Bücher auswendig lernen zu lassen, weil nicht alles in den Büchern gleich gut ist. Man würde indessen von den Schriftstellern, aus welchen man nur Stücke lernen muß, den Virgil ausnehmen können, aus welchen man aber doch wenigstens einige Bücher, als das 2. das 4. und das 6. der Aeneis auswendig lernen soll. Was aber die übrigen Schriftsteller anlangt; so muß man bey denselben einen Unterschied machen. Thut man dieses nicht, so vermengt man, indem man die gemeinen Stellen mit den vortreflichen vermengt, auch ihr Urtheil; und anstatt, einen wie den andern zu behalten, thun sie oftmals weiter nichts, als das sie einen wie den andern vergessen. Man muß also in dem Cicero, in dem Livius, in dem Tacitus, in dem Seneca, gewisse so vortreffliche Stellen aussuchen, daß viel daran gelegen ist, sie niemals zu vergessen, und sie die Kinder auswendig lernen lassen; indem man in Ansehung der Dichter, als des Catull, des Horaz, des Ovid, des Seneca, des Lucan, des Martials, des Statius, des Claudians und des Ausons, dieselbe Wahl trifft. Es ist gut, sie aus allen ein Stück lernen zu lassen, das ihren verschiedenen Cha-

rakter anzeigt, indem man zugleich die neuern, als den Buchanan, den Grotius, den Heinsius und den Barclaius, mitnimmt.

XXXIII.

Diese Regel ist von größerer Wichtigkeit, als man denkt; und man hat dabey nicht nur die Absicht, dem Gedächtnisse der Kinder zu Hülfe zu kommen, sondern auch ihren Verstand und ihren Stil zu bilden. Denn die Sachen, die man auswendig lernt, drücken sich dem Gedächtnisse tiefer ein, und sind gleichsam Modelle und Formen, welche die Gedanken annehmen, wenn sie sie ausdrücken wollen. Wenn sie also nur gute und vortrefliche haben; so müssen sie sich gleichsam nothwendig auf eine edle und erhabene Art ausdrücken.

XXXIV.

Dagegen geschieht es sehr oft, daß Leute, die einen guten Verstand haben, und sehr richtig urtheilen, dennoch sehr schlecht und niedrig reden und schreiben. Denn das kömmt daher, weil sie in ihrer Jugend nicht gut sind unterrichtet worden, und weil man ihr Gedächtniß mit üblen Ausdrücken und schlechten Wendungen angefüllt hat. Wenn ein Buchdrucker nur gothische Buchstaben hätte; so würde er auch alles mit gothischen Buchstaben drucken, wenn das Werk, das er unter die Presse gäbe, auch gleich noch so schön wäre. Eben so kann man auch sagen, daß, da solche Personen nur gothische Modelle und Muster im Kopfe haben, ihre Gedanken, wenn sie

in Ausdrücke eingekleidet werden, allzeit auch ein gothisches und scholastisches Ansehen bekommen, das sie nicht ablegen können.

XXXV.

Es giebt Bücher zum lesen, und auch wider andere zum auswendig lernen. In den Schulen wähle man gemeiniglich den Cicero, um ihn die Kinder auswendig lernen zu lassen, und man liest wenig; es scheint indessen, daß man gerade das Gegentheil thun solle. Denn es giebt in diesem Schriftsteller nicht so viel lebhafte und herrliche Sachen, die besonders behalten zu werden verdienen; und es giebt vielmehr sehr viele weitläuftig ausgeführte und sehr gut geschriebene, die gelesen zu werden verdienen. Selbst die Stücke, die man sie lernen läßt, als nämlich seine Reden, sind, etwan drey oder vier ausgenommen, diejenigen, die unter allen am wenigsten beträchtlich sind; und seine philosopischen Schriften, als die tusculanischen Fragen, die Bücher von der Natur der Götter, von der Wahrsagung, von den Pflichten, von dem Zwecke des Menschen, von der Freundschaft, vom Alter, und selbst seine Briefe, sind unendlich weit nützlicher, den Verstand und den Stil der Kinder zu bilden. Die Bücher von Rednern sind auch sehr schön, aber der Stil ist ein wenig weitschweifig, und folglich nicht so geschickt nachgeahmt zu werden, weil es schwer ist, immer schön zu schreiben, wenn man im lateinischen lange Perioden macht.

XXXVI.

XXXVI.

Die Rhetorik muß man aus dem Aristoteles und Quintilian lernen; man kann aber in diesen Schriftstellern vieles weglassen. Denn in dem ersten Buche der Rhetorik des Aristoteles giebt es viele gar sehr unnütze Kapitel. Und alles, was in dem Quintilian die alte Beredsamkeit vor Gerichte angeht, ist gar sehr verwirrt, wie fast das ganze siebente Buch, und das Kapitel *de statibus*. Man kann so gar sagen, daß dasjenige, was in diesem Schriftsteller das schönste ist, eigentlich nicht zur Rhetorik gehört, als das erste und andere Buch. Alle diese Namen der Figuren, alle diese Quellen der Beweisgründe, alle diese Enthimemen und diese Epicheremen sind niemandem etwas nutze. Und wenn man sie die Kinder lernen läßt; so muß man ihnen wenigstens auch zugleich sagen, daß es ganz unnütze Sachen sind.

XXXVII.

Man soll bey dem Unterrichte der Großen alles auf die Sittenlehre beziehen, wie bereits im ersten Theile ist gesagt worden, und es ist leicht, diese Regel so gar bey dem zu beobachten, was man ihnen von der Rhetorik beybringen soll. Denn die wahre Rhetorik gründet sich auf die wahre Sittenlehre, weil sie allzeit einen liebenswürdigen Begriff von demjenigen, welcher redet, machen, und ihn für einen rechtschaffenen Mann halten lassen soll; welches voraussetzt, daß man wisse, worinnen die Rechtschaffenheit besteht, und was uns beliebt macht. Es heißt

schlecht reden, wenn man, indem man redet, macht, daß man gehaßt oder veracht wird. Und diese Regel verbindet, alles zu vermeiden, was nach Eitelkeit, Leichtsinnigkeit, Bosheit, Niederträchtigkeit, Unvernunft, Unverschämtheit, und überhaupt nach allem denjenigen schmeckt, was ein Laster und einen Fehler des Verstandes verräth.

XXXVIII.

Man bemerkt z. E. in dem jüngern Plinius eine gewisse Eitelkeit und eine zärtliche Liebe zum Ruhme, die seine Briefe, so wichtig sie auch immer sind, verunziert, und macht, daß sie von einer üblen Art sind; weil man sich ihn nicht anders, denn als einen eiteln und leichtsinnigen Mann, vorstellen kann. Ebendieser Fehler macht die Person des Cicero zu eben der Zeit, da man seine Beredtsamkeit bewundert, verächtlich; weil man diesen Zug fast in allen seinen Schriften antrifft. Kein ehrliebender Mann würde dem Horaz, oder Martial, in ihrer Bosheit und Unverschämtheit gleichen wollen. Nun heißt aber, diese Begriffe von sich bringen, eben so wohl wider die wahre Rhetorik, als wider die wahre Sittenlehre verstoßen.

XXXIX.

Es giebt zweyerley Schönheiten in der Beredsamkeit, auf welche man die Kinder aufmerksam zu machen suchen muß. Die eine besteht in den schönen und gründlichen, aber außerordentlichen und überraschenden Gedanken. Lucan, Seneca und Tacitus sind von dergleichen Schönheiten voll. Die

Die andere hingegen besteht gar nicht in den seltenen Gedanken, sondern in einem gewissen natürlichen Zuge, in einer leichten, zierlichen und feinen Einfalt, die den Verstand nicht fesselt, die ihm zwar nur gemeine, aber lebhafte und angenehme Bilder vorhält; und welche sich so gut nach seinen Bewegungen zu richten weis, daß sie ihm bey einer jeden Sache allzeit nur die Gegenstände zeigt, von welchen er kann gerührt werden, und allemal nur die Leidenschaften und Bewegungen ausdrückt, welche die Sachen, die sie vorträgt, in ihm hervorbringen sollen. Das ist die Schönheit des Terenz und Virgil. Und man sieht hieraus, daß sie noch weit schwerer ist, als jene, weil es wenig Schriftsteller giebt, denen man weniger nahe gekommen ist, als diesen beyden.

Indessen ist das die Schönheit, die das angenehme und anmuthige der bürgerlichen Gesellschaft ausmacht; und es ist also noch weit mehr daran gelegen, die, welche man unterrichtet, einen Geschmack daran finden zu lassen, als an jener andern Schönheit der Gedanken, die bey weitem nicht so gebräuchlich ist.

XL.

Wenn man diese natürliche und ungekünstelte Schönheit nicht von der Schönheit der großen Gedanken unterscheiden kann, so ist man in Gefahr, desto schlechter zu schreiben und zu reden, je mehr Mühe man sich geben wird, gut zu schreiben und zu reden; und je mehr man Witz und Verstand haben wird, desto mehr wird man in eine fehlerhafte

Schreibart verfallen. Denn das ist die Ursache, warum man auf die sinnreiche Schreibart verfällt, welche ein sehr übles Kennzeichen ist. Wenn auch gleich die Gedanken an sich selbst schön und gründlich wären; so ermüden und beschweren sie doch den Verstand, wenn sie gar zu häufig vorkommen, und wenn man sie bey solchen Materien braucht, die sie nicht verlangen. Wenn man den Seneca, der an sich vortrefflich ist, stückweise betrachtet; so ermüdet er den Verstand, wenn man ihn in einem fortliest; und ich glaube, daß, wenn Quintilian mit Recht von ihm gesagt hat, er sey voll angenehmer Fehler, *abundat vitiis*, man von ihm mit eben so viel Grunde würde sagen können, er sey voller Schönheiten, die wegen ihrer Menge unangenehm wären, und weil er die Absicht gehabt zu haben schiene, nichts ungekünstelt zu sagen, sondern alles auszuschmücken. Es giebt keinen Fehler, den man die Kinder, wenn sie ein wenig zu Jahren kommen, mehr muß einsehen lassen, als diesen; weil es keinen giebt, der sie des Nutzens des Studierens in Ansehung dessen, was die Sprache und Beredsamkeit betrifft, mehr beraubte, als dieser.

XLI.

Alles soll dahin abzielen, die Beurtheilungskraft der Kinder zu bilden, wie ich bereits gesagt habe, und so wohl ihrem Verstande, als auch ihrem Herzen die Regeln der wahren Sittenlehre einzuflößen. Man muß von allen Sachen Gelegenheit nehmen, sie davon zu unterrichten; man kann aber doch gewisse

Uebun-

Uebungen veranstalten, die eigentlicher darauf abzielen. Und zuvörderst muß man sie in der Religion zu befestigen, und wider die Grundsätze der Freydenkerey und Ruchlosigkeit, die sich am Hofe nur gar zu sehr ausbreiten, zu waffnen suchen. Man muß zwar die Religion ihrer Untersuchung nicht unterwerfen; man muß sie aber in die Beweise der Religion hinein führen, ohne daß sie sie fast als Beweise betrachten; und sie gewöhnen, alle Gottlose und Freygeister, als die unbesonnensten und unerträglichsten Menschen anzusehen.

Man muß sie in allen Sachen, so wohl an sich selbst, als auch an andern, das schreckliche Verderbniß des Herzens des Menschen, seine Ungerechtigkeit, seine Eitelkeit, seine Tummheit, sein unvernünftiges Betragen und sein Elend bemerken, und sie daraus die Nothwendigkeit der Verbesserung der Natur einsehen lassen. Man muß ihnen sagen, ob sich gleich die Menschen nach verschiedenen Mitteln wider ihre Krankheiten umgesehen; so hätten sie doch weiter nichts gethan, als die Größe ihrer Uebel, und ihre Ohnmacht ihnen abzuhelfen, zu erkennen zu geben. Und da man also dieses Mittel vermittelst der Vernunft nicht finden könne; so müße man es von der Religion, das ist, von Gott selbst lernen. Man muß ihnen sagen, diese Religion mache uns den Ursprung unserer Uebel, den alle Philosophen vergeblich gesucht, auf einmal bekannt, indem sie uns von dem doppelten Zustande des Menschen, von seiner Unschuld, und von seinem Falle, unterrichte, und uns

zu-

zugleich das Mittel darwider, welches die Erlösung Jesu Christi ist, bekannt mache. Man muß sie bemerken lassen, daß diese Religion die allerälteste ist; daß sie allzeit in der Welt gewesen; daß sie sich bey einem besondern Volke erhalten, welches das Buch, worinnen sie enthalten ist, mit einer wunderbaren Sorgfalt aufbewahrt hat. Man muß ihnen die wunderbaren Begebenheiten dieses Volks, und die Gewißheit der mosaischen Wunder deutlich vor die Augen legen, welche vor sechsmal hundert tausend Menschen geschehen sind, die nicht würden unterlassen haben, Mosen zu widersprechen, wenn er so verwegen gewesen wäre, sie zu erdenken, und sie in einem Buche aufzuzeichnen, das diesem Volke, welches es aufbewahrte, so nachtheilig, als man es sich nur vorstellen kann, ist, weil es allenthalben seine Treulosigkeit und seine Uebelthaten bekannt macht.

Man muß ihnen sagen, daß dieses Buch die Ankunft eines Mittlers und Heilandes vorherkündigt; und daß die ganze Religion dieses Volks darinnen bestund, ihn zu erwarten und durch alle seine Ceremonien vorzubilden. Daß die Ankunft dieses Heilandes durch eine Reihe wunderbarer Weißagungen verkündigt worden, die von Zeit zu Zeit geschehen sind, die Welt von seiner Ankunft zu benachrichtigen, und welche die Zeit derselben, nebst den vornehmsten Umständen seines Lebens und seines Todes angezeigt haben. Daß er hernach selbst zu der bestimmten Zeit gekommen ist, aber von den Jüden verkannt worden. Denn weil die Propheten eine doppelte Ankunft dieses

ses Heilandes, die eine in der Demuth und Niedrigkeit, und die andere im Glanze und in der Herrlichkeit, vorherverkündigt haben; so hat die Liebe, welche die Jüden zu der irdischen Größe und Hoheit hatten, gemacht, daß sie sich nur an das, was von der glorreichen Ankunft des Meßias war gesagt worden, gehalten haben. Man muß ihnen die Ursachen dieses Verhaltens Jesu Christi begreiflich machen, und ihnen die Wunder seines Lebens, die Gewißheit seiner Auferstehung, für welche alle, die Zeugen davon gewesen sind, ihr Leben gelassen haben; die Wunder der Apostel, den von Jesu Christo vorhergesagten Untergang der Stadt Jerusalem, die schreckliche Bestrafung der Jüden, die Bekehrung der Völker, so daß in weniger, als fünf hundert Jahren, die Lehre Jesu Christi sich schon in der Welt, und unter den barbarischesten Völkern ausgebreitet hatte, wie solches der heil. Justinus in seinem Gespräche wider den Tryphon ausdrücklich anmerkt; und endlich die wunderbare Kraft und Stärke dieser Religion erklären, die sich, der unerhörten Grausamkeiten, welche die Menschen, sie auszurotten, ausgeübt haben, ungeachtet, dennoch erhalten und immer weiter ausgebreitet hat.

Wenn alle diese Dinge den Gemüthern der Kinder bey Zeiten sind eingeprägt worden; so machen sie sie unfähig, von den Reden der Freygeister gerührt zu werden, und geben ihnen zu erkennen, daß sie nur von Unwissenheit und Blindheit herkommen.

XLII.

Es ist unlängst ein Buch, wovon diese Abhandlung nur ein Auszug ist, herausgekommen, welches vielleicht eins der nützlichsten ist, die man Prinzen, welche Verstand haben, in die Hände geben kann. Es ist nämlich die Sammlung der Gedanken des Herrn Pascal. Außer den herrlichen Nutzen, den man davon haben kann, sie in der wahren Religion durch Gründe zu befestigen, die ihnen desto unumstößlicher vorkommen werden, je mehr sie dieselben erforschen werden, und welche den sehr nützlichen Eindruck hinter sich lassen, daß nichts lächerlicher ist, als mit der Freydenkerey und Irreligion zu prahlen, welches für die Großen weit wichtiger ist, als man glauben kann; hat es auch noch überdieses etwas so großes, so erhabenes, und zu gleicher Zeit so einfaches und in allem, was darinnen steht, von aller Künsteley so entferntes an sich, daß nichts geschickter ist, als dieses Buch, ihren Verstand zu bilden, und ihnen einen Geschmack und Begriff von einer edlen und natürlichen Art zu schreiben und zu reden beyzubringen.

XLIII.

Die Absicht, die der Herr Pascal hatte, sich auf die Beweise einzuschräncken, die entweder von der Kenntniß des Menschen, oder von den Weissagungen und von verschiedenen Anmerkungen über die Schrift, hergenommen sind, hat gemacht, daß man unter seinen Papieren keine andern gefunden hat; und es ist gewiß, daß er kein Freund von abstrakten

und metaphisischen Beweisen war, welche viele, die Glaubenswahrheiten darzuthun und zu befestigen, gebraucht haben. Ganz anders aber urtheilte er von einigen andern Beweisen, die mehr in die Augen fallen, und derer man sich zu demselben Zwecke bedienen kann. Er war dagegen überzeugt, daß der Beweis, den man davon hernimmt, daß die Materie nicht denken kann, ein sehr gründlicher Beweis ist, und daß er deutlich zu erkennen giebt, daß die Seele keine Materie, sondern eine Substanz von einer andern Art ist, die nicht mit dem Leibe verbunden ist. Vielleicht würde er auch, wenn er Zeit gehabt hätte, sein Vorhaben auszuführen, diesen Beweis eben so wohl, als einige andere von eben der Art, in sein Licht gesetzt haben.

Da es aber eine so wichtige Sache ist, die Prinzen zur wahren Religion anzuhalten, daß man keins von den Mitteln, die etwas dazu beytragen können, unversucht lassen muß; so scheint es, daß man zu dem Ende alle natürliche Beweise, die gründlich und deutlich sind, brauchen könne, indem man sie ihnen beybringt, ohne daß sie es so gar gewahr werden, daß man diese geheime Absicht dabey hege. Derjenige 1), den man davon hernehmen kann, daß der Verstand deutlich einsieht, es sey unmöglich, daß die Materie und die Bewegung ewige und nothwendige Wesen wären, daß die Materie denke und sich kenne, daß sie einen Geist hervorbringe, ist ganz von der Art;

und

1) S. die Abhandlung von den natürlichen Beweisen des Daseyns Gottes und der Unsterblichkeit der Seele.

und man kann auch noch einige andere von der Ordnung und Neuheit der Welt hernehmen, die sich für einen jeden Verstand schicken. Selbst die Unbequemlichkeit, die man anführen kann, und welche darinnen besteht, daß dergleichen Beweise nur einsehen lassen, daß ein Gott ist, und daß sie uns nicht zu Jesu Christo, unserem einigen Erlöser, führen, hat in Ansehung der mehresten Menschen nicht statt. Denn man macht gemeiniglich aus der Religion ein Ganzes; man nimmt sie entweder ganz an, oder verwirft sie ganz; so daß, wenn man die Menschen zu einem von ihren Theilen führt, man sie gemeiniglich zu allen Lehren, die sie in sich hält, führt.

XLIV.

Der heil. Basilius giebt den Rath, die Kinder Sentenzen oder sinnreiche Sprüche, die aus den Sprichwörtern und den übrigen Büchern des Salomo genommen sind, auswendig lernen zu lassen, ihr Gedächtniß durch das Wort Gottes zu heiligen, und sie von den Grundsätzen der Sitten, zu unterrichten. Dieses würde vielleicht seinen Nutzen haben; man würde sie ihnen aber auch zu gleicher Zeit erklären müssen, so daß man ihnen einen großen Begriff von der heiligen Schrift beybrächte, und ihnen zeigte, daß sie unendliche Schätze von Licht und Erkenntniß in sich faßte. Auf diese Art würde man vielleicht einem bey den Großen sehr beträchtlichen und gewöhnlichen Fehler abhelfen, welcher darinnen besteht, daß sie keinen Geschmack an der Schrift finden,

den, sondern nur Verachtung gegen sie hegen, und zwar wegen der scheinbaren Niedrigkeit und Dunkelheit der Ausdrücke, in welche es Gott gefallen hat, die Wahrheiten, die sie in sich hält, einzukleiden.

XLV.

Mit diesen Sentenzen der Sprichwörter würde man noch andere verbinden können, die aus heydnischen Schriftstellern genommen wären, indem man sie jeden Tag nur eine lernen ließe. Wenn man dieses verschiedene Jahre fortsetzte; so würde es hinlänglich seyn, sie die schönsten Gedanken der Dichter, der Geschichtschreiber und der Philosophen behalten zu lassen, und es würde so gar Gelegenheit geben, solche zu wählen, die ihren Fehlern angemessen wären; welches dienen würde, sie ihnen bekannt zu machen, und sie ihnen auf eine angenehmere und weniger auffallende Art vor die Augen zu legen.

XLVI.

Es würde ein gar zu strenges Verfahren seyn, wenn man den Kindern ganz und gar verbiethen wollte, die Bücher der Heyden zu lesen, weil sie sehr viel nützliche Sachen in sich halten; es muß sie aber ein Lehrer durch die Art und Weise, wie er sie erklärt, christlich zu machen wissen.

Es giebt in diesen Büchern Lehrsätze, die ganz wahr sind; und diese sind an und für sich selbst christlich, weil alle Wahrheit von Gott kömmt, und Gott angehört; man darf sie also nur billigen, oder zeigen, daß die christliche Religion sie noch weiter treibt, und ihre Wahrheit noch besser einsehen läßt.

Es giebt andere darinnen, die in dem Munde der Heyden falsch, aber in dem Munde der Christen sehr wahr und gegründet sind. Und das muß ein Lehrer unterscheiden, indem er die Nichtigkeit der heydnischen Weltweisheit zeigt, und ihr die Gründlichkeit der Lehren des Christenthums entgegensetzt.

Eudlich giebt es welche, die schlechterdings falsch sind, und er muß ihre Unrichtigkeit aus deutlichen und tüchtigen Gründen darthun. Auf solche Art wird in diesen Büchern alles nützlich seyn, und sie werden Bücher der Gottseligkeit werden; weil man so gar die Irrthümer, die sie in sich halten, brauchen wird, die Wahrheiten, die ihnen entgegen stehen, erkennen, und die schreckliche Blindheit, in welche der Verstand des Menschen durch die Sünde ist gestürzt worden, und die Nothwendigkeit des göttlichen Lichts, seine Finsternisse zu zerstreuen, desto besser einsehen zu lassen.

Um aber noch besser zu zeigen, wie man diese drey Stücke in die Ausübung bringen kann: Das erste, die Gedanken und Meynungen der Heyden durch die Wahrheiten der christlichen Religion zu erhöhen; das andere, die Unrichtigkeit derselben in ihrem Munde, und ihre Wahrheit in dem Munde der Christen einsehen zu lassen; und das dritte, die Eitelkeit und das Blendwerk ihrer ganzen Philosophie zu zeigen; so habe ich geglaubt, ich müße einen Versuch mit einem der schönsten Bücher des Seneca machen, nämlich mit demjenigen, welches von der Kürze des menschlichen Lebens handelt, indem ich einige Anmerkungen über verschiedene Stellen dieses Buchs machte.

An-

Anmerkungen
über die
Abhandlung des Seneca,
von der
Kürze des Lebens.

Worinnen gezeigt wird, wie man die Schriften der heydnischen Weltweisen anwenden und gebrauchen soll.

Seneca.

Maior pars mortalium de naturae malignitate conqueritur, quod in exiguum aeui gignimur, quodque tam velociter, tam rapide dati nobis temporis spatia decurrant. . . . Quid de rerum natura querimur? Illa se benigne gessit: vita, si scias vti, longa est.

Die mehresten Menschen beklagen sich über die Kargheit der Natur, daß sie sie hat lassen gebohren werden, um eine so kurze Zeit zu leben, und daß die Zeit, die sie ihnen giebt, so schnell und geschwind vergeht . . . aber diese Klagen sind ungerecht. Die Natur hat sich gütig gegen uns erwiesen: Das Leben ist für den, der es recht zu brauchen weis, lang gnug

Anmerkungen.

Die gemeinen Leute beklagen sich über die Kürze des Lebens, und die Philosophen widersetzen sich ihren Klagen. Sie werfen ihnen die Zeit vor,

die sie auf eine unnütze Art zubringen, und behaupten, das Leben sey lang gnug, wenn man es nur recht anzuwenden wisse. Sie stellen die Nichtigkeit der mehresten Beschäftigungen der Menschen vor; sie vergrößern ihre Thorheit, daß sie alle ihre Zeit auf fremde Geschäfte wenden, und nichts davon für sich behalten; und Seneca macht sich unter andern in dieser ganzen Abhandlung hierüber sehr lustig. Wenn man den Ton und die Gewißheit, mit welcher alle diese Leute reden, hört; so scheint es, als ob sie das größte Recht von der Welt hätten, und es ist wahr, daß sie Sachen tadeln, die wirklich tadelnswürdig sind. Indessen ist es gewiß, daß, wenn wir kein anderes Licht hätten, als dasjenige, welches uns die Natur giebt, man dagegen sagen müße, die gemeinen Leute hätten recht, und die Philosophen hätten unrecht. Das Leben der Menschen ist wirklich viel zu kurz, und nicht einmal selbst zu den Sachen hinlänglich, zu welchen es die Philosophen bestimmen. Man wird sagen, sie verlangen, ich soll durch mein Nachdenken den rechten Zweck ausspüren, auf welchen ich meine Handlungen beziehen soll. Ich soll alle die Irrthümer verbessern, welche die Urtheile meiner Kindheit, oder das Beyspiel lasterhafter Personen meinem Verstande eingeprägt haben; ich soll alles nach der Wahrheit einrichten; ich soll meine Leidenschaften bezähmen; ich soll immer an die Ursachen denken, die mich vor dem Eindrucke der sinnlichen Gegenstände bewahren sollen. Tausend Leben, wie das meinige, würden zu einem solchen Geschäfte nicht hinlänglich seyn.

Aber,

Aber, sagen sie, warum verderbet ihr denn also so viel Zeit? Warum seyd ihr immer zerstreut und außer euch? Was liegt mir daran, daß ich sie verderbe, wenn ich deswegen, weil ich sie nicht verderbe, nicht glücklicher bin? Aber wie könnet ihr verlangen, daß ich der Zerstreuung, die ihr mir Schuld gebet, so bald abhelfen soll? Sie ist eins von meinen größten Uebeln, und mein Leben ist nicht hinlänglich, mich davon zu befreyen. Ich empfinde einen heftigen Trieb, der mich außer mich treibt; ich treffe in mir nichts an, das mich befriedigte; ich muß auffallendere Gedanken haben, um mich zu beschäftigen, und vor dem Verdrusse zu bewahren. Alle die subtilen Vorstellungen, zu welchen man mir Gelegenheit giebt, verschwinden bey mir so gleich, um andern fühlbarern, die mich mehr an sich ziehen, Platz zu machen. Ehe ich es gewohnt werde, mich mit geistigen und philosophischen Vorstellungen zu beschäftigen, wird mich der Tod außer Stand setzen, es thun zu können.

Es ist also in den Klagen der gemeinen Leute mehr Wahrheit, als in diesen Reden der Philosophen. Wenn sie auch aufrichtiger reden wollen; so sehen sie sich selbst genöthigt, sich über die Kürze des Lebens zu beklagen. Wir bringen, spricht Seneca, unser ganzes Leben in einem beständigen Irrthume zu; ob es gleich noch viel zu kurz seyn würde, wenn wir die Tage und die Nächte anwendeten, unsere Seele vollkommen zu machen.

Nur die christliche Religion kann uns wegen der engen Gränzen unsers Lebens wahrhaftig trösten. Sie bestimmt den Menschen in diesem Leben nicht, die Wissenschaften zu lernen, auch nicht einmal, eine Vollkommenheit zu erlangen, die von allen Fehlern frey ist. Sie will uns nicht vermittelst unserer eigenen Kräfte tugendhaft machen, sondern durch die Eingebung des Geistes Gottes. Nun kann man sich aber nicht beklagen, daß das Leben hierzu nicht lang gnug wäre.

Unser Leben ist fast zu keiner Uebung, zu keiner Kunst, zu keinem Handwerke hinlänglich. Man lebt nicht lange gnug, um ein guter Maler, ein guter Baumeister, ein guter Arzt, ein guter Rechtsgelehrter, ein guter Philosoph, ein guter Feldherr, ein guter Fürst zu werden; es ist aber hinlänglich, ein guter Christ zu seyn. Das kömmt daher, weil wir nicht in der Welt sind, Maler, Aerzte, Philosophen; sondern Christen zu seyn.

Seneca.

Plerosque nihil certum sequentes, vaga et inconstans et sibi displicens levitas per nova consilia iactauit.

Die mehresten Menschen haben in ihrem Leben keinen gewissen Zweck; sondern, weil sie sich von einer flüchtigen und unbeständigen Leichtsinnigkeit hinreißen lassen, so sind sie immer mit ihrem gegenwärtigen Zustande nicht zufrieden, und werden allzeit von einer beständigen Abwechselung neuer Entwürfe und Anschläge hin und her getrieben.

Anmerkung.

Diese Leute thun immer recht daran, daß sie von demjenigen, dem sie nachjagten, ablassen. Es ist ein Unglück für sie, daß sie unaufhörlich andere Sachen suchen, die es nicht besser verdienen, gesucht zu werden. Man thut unrecht, wenn man sie deswegen tadelt, daß sie mit sich selbst übel zufrieden sind; sie sind nur deswegen zu tadeln, daß sie nicht immer mit sich selbst übel zufrieden sind. Sie sind nicht deswegen leichtsinnig, weil sie von ihrem Vorhaben ablassen, sondern weil sie immer etwas neues vornehmen. Mit einem Worte, der Mensch ist so elend, daß die Unbeständigkeit, vermöge welcher er von seinem Vorhaben abläßt, gewissermaaßen seine größte Tugend ist; weil er dadurch zu erkennen giebt, daß er noch einen Ueberrest von Größe besitzt, die ihn antreibt, der Sachen, die seine Hochachtung und Liebe nich verdienen, überdrüßig zu werden.

Seneca.

Omnes denique ab infimis usque ad summos pererra: Hic advocat, hic adest. Ille periclitatur, ille defendit, ille iudicat. Nemo se sibi vindicat. Alius in alium consumimur.

Sehet nur, womit die Menschen ihr Leben, von den niedrigsten Ständen an bis zu den höchsten, zubringen Der eine sucht Leute, die für ihn reden und bitten; der andere redet und bittet für andere: Dieser ist angeklagt; jener vertheidigt sich; und der verwaltet des Amt eines Richters. Niemand denkt an sich, und lebt für sich. Wir reiben uns insgesammt für einander auf.

Anmerkung.

Wenn kein anderes Leben, als dieses, wäre, wie es Seneca fast geglaubt hat; so thäte er unrecht, daß er sie tadelte. Diese Leute leben in diesem Tumulte und in dieser Unruhe eben so vergnügt, als die Philosophen in ihrer größten Ruhe. Sie sterben eben so standhaft, oder vielmehr mit eben so wenig Empfindung des Todes und Furcht vor demselben, als jene. Die Wahrheiten sind in dem Munde der Philosophen Unwahrheiten, weil sie sie durch den falschen Zweck, auf welchen sie ihr ganzes Leben beziehen, beflecken und verderben. Es ist recht, daß man sich der Unruhen der Welt entschlägt, und an sich denkt, wenn es nur ein wahres und dauerhaftes Gut hervorbingt; und darum thun die Christen recht, daß sie sich ihrer entziehen. Wenn man sich aber ganz allein nicht besser, als in der Welt, befindet; so ist es einerley, ob man in der Welt, oder allein ist.

Seneca.

Non est, quod ista officia cuiquam imputes; quoniam quidem, cum illa faceres, non esse cum aliquo volebas, sed tecum esse non poteras.

Ihr müßet nicht verlangen, daß man euch für die Dienste, die ihr andern erweiset, verbunden seyn soll; denn es geschieht nicht aus Verlangen ihnen zu dienen, daß ihr dieses thut, sondern weil ihr nicht bey euch bleiben könnet.

Anmerkung.

Es ist dieses ein Vorwand, womit man die Undankbarkeit fast allzeit würde rechtfertigen können. Es scheint, als ob wir nur denen verbunden wären, welche ausdrücklich die Absicht gehabt haben, uns sich verbindlich zu machen, und nicht denen, welche, indem sie ihren Nutzen oder ihr Vergnügen suchen, uns gleichsam von ungefähr unterwegs angetroffen haben. Aber vermöge dieser Regel ist es mit der Dankbarkeit aus. Wenn man sie also erhalten will; so muß man bey der Wohlthat stehen bleiben, ohne bis zu ihrer Quelle zurückzugehen. Denn wenn wir bis zu ihr gehen; so werden wir finden, daß sie gemeiniglich so verderbt ist, daß sie aller unserer Dankbarkeit ein Ende machen wird.

Man muß über die Dankbarkeit nicht gar zu viel klügeln und nachdenken; weil sie, wenn man gar zu sehr darüber nachdenkt, verschwindet.

Seneca.

Omnia tanquam mortales timetis; omnia tanquam immortales concupiscitis.

Ihr fürchtet euch vor allem, weil ihr sterblich seyd; und wünschet alles, gleich als ob ihr unsterblich wäret.

Anmerkung.

Dieses kömmt daher, weil der Mensch so wohl sterblich, als auch unsterblich ist. Nach der Einrich-

tung seiner Natur ist er unsterblich, und nach seinem Verderben ist er sterblich. Seine Furcht beweist seine Sterblichkeit und sein Elend; und seine unendlichen Wünsche und Begierden beweisen seine Unsterblichkeit.

Seneca.

Potentissimis et in altum sublatis hominibus excidere voces videbis, quibus otium optent.

Es begegnet oftmals den mächtigsten und erhabensten Personen in der Welt, daß sie gewisse Worte entfahren lassen, die ein Verlangen nach der Ruhe zu erkennen geben.

Anmerkung.

Das kömmt daher, weil das Glück wirklich in der Ruhe besteht. Und wenn die Ruhe dieses Lebens die, welche sie genießen, nicht zufrieden stellen kann; so kömmt es daher, weil es nicht in dieser Ruhe besteht.

Seneca.

Tanta visa est res otium, ut illam, quia usu non poterat, cogitatione praesumeret 1).

Die Ruhe ist etwas so großes, daß selbst diejenigen, die sich keine Hoffnung machen können, sie wirklich zu besitzen, sehr vergnügt sind, wenn sie sie in der Einbildung und in den Gedanken schmecken.

An-

1) Er redet von dem Augustus.

Anmerkung.

Das ist sehr leicht. Dieser Gedanke fällt nicht beschwerlich. Er läßt die Größe frey und ungehindert genießen, und verbindet gewissermaaßen die Vorzüge der Ruhe mit den Vorzügen des Glücks. Wenn man aber wählen muß; so wird man sehen, daß die Größe für eine verderbte Seele stärkere Reize hat, als die Ruhe.

Die Menschen finden ein Vergnügen darinnen, sich auf solche Art Vorstellungen von den Ständen zu machen, in welchen sie doch wirklich nicht gern seyn möchten, oder von Tugenden, die sie niemals ausüben werden, um vermittelst der Einbildung die mit diesen Ständen und Tugenden verbundene Ehre zu genießen, indem sie indessen wirklich in dem Stande bleiben, in welchem ihre Begierde zu seyn wünscht. Wenn ihr aber fraget, spricht Seneca, warum ich einen Freund zu haben wünsche; so antworte ich, damit ich einen Menschen haben möge, für den ich mein Leben lassen könne: *Ut habeam, pro quo mori possim.* Diese Gesinnung ist ganz groß, und folglich gar sehr geschickt, einer eiteln Seele zu schmeicheln, so lange sie eine bloße Gesinnung bleibt. Es ist wahr, es würde sehr schwer seyn, sie in die Ausübung zu bringen. Lasset ihn aber nur gehen, er wird schon Mittel zu finden wissen, sich vom Sterben zu befreyen, und niemals Gelegenheit dazu haben. Indessen vergnügte er sich ohne Gefahr an diesem Gedanken, welcher ihm das Lob vorstellte, daß

er

er durch die Heldenthat, die er niemals verrichten sollte, verdienen würde.

Seneca.

Plures, cum aliis felicissimi viderentur, ipsi in se verum testimonium dixerunt, perosi omnem actum annorum suorum. Sed his querelis, nec alios mutaverunt, nec se ipsos. Nam cum verba erumperent, affectus ad consuetudinem relabebantur.

Es giebt viele, welche, indem sie andern sehr glücklich zu seyn geschienen, ein sehr wahres Zeugniß wider sich selbst abgelegt, indem sie ein Mißfallen an ihrem unruhigen Leben zu erkennen gegeben haben; aber diese Klagen haben weder bey ihnen, noch bey andern, eine Veränderung hervorgebracht. Denn bey allen den Reden, die ihnen entfuhren, zogen sie ihre Leidenschaften zu ihren gewöhnlichen Beschäftigungen.

Anmerkung.

Sie führen diese Reden in den Zwischenzeiten, da ihre Leidenschaften gleichsam eingeschlafen sind. Wenn sie aber wieder erwachen; so erinnern sie sich dieser Reden nicht mehr. Nichts ist in dem Menschen anhaltend und immer zugegen; weder die Leidenschaften, die ihn hinreissen; noch die Ursachen, die sie bestreiten; und hierinnen besteht einer der größten Irrthümer der Philosophen. Sie haben sich eingebildet, wenn sie den Menschen schöne Reden in den

Mund legten, den Tod, die Armuth und den Schmerz zu verachten; so würden sie sie dadurch in den Stand setzen, dem Eindrucke aller dieser Gegenstände zu widerstehen. Aber dieser Gedanke faßte einen doppelten Irrthum in sich: Der eine ist, daß man glaubt, der Mensch handle nach der Vernunft, da er hingegen nur nach der Leidenschaft, die ihn beherrscht, handelt; und der andere, daß man sich einbildet, diese Gründe und Ursachen könnten immer gegenwärtig seyn; da es sich hingegen, weil die Seele nicht immer dran denken kann, nothwendig zuträgt, daß sie sie vergißt, oder doch die mehreste Zeit nicht daran denkt; welches den Leidenschaften Gelegenheit giebt zu wirken, und sie hinzureissen.

Seneca.

Tota vita discendum est mori.

Man muß sein ganzes Leben lang sterben lernen.

Anmerkung.

Dieser Gedanke kam ihm so schön vor, daß er ihn allenthalben widerhohlt. *Hoc quotidie meditare*, spricht er an einem andern Orte, *ut possis aequo animo vitam relinquere:* Denke täglich hieran, damit du das Leben ruhig verlassen kannst. Und wieder an einem andern Orte: Mache dir das Leben angenehm, indem du dich in Ansehung dessen, was dasselbe angeht, aller Unruhe entschlägst: *Fac tibi jucundam vitam, omnem pro illa sollicitudi-*

nem

nem deponendo. In dem Munde der Christen ist nichts gegründeter, als dieser Gedanke. Sie haben gar sehr Ursache, wegen des Augenblicks, der ihre Ewigkeit entscheiden soll, bekümmert zu seyn; aber in dem Munde der Heyden, die in Ansehung des andern Lebens weder Hoffnung noch Furcht hegten, ist nichts eitler, als derselbe. Warum, wird ein Heyde sagen, soll ich mich immer mit diesen melancholischen Gedanken unterhalten? Vielleicht sterbe ich, ohne daran zu denken, und alsdenn werde ich keine Standhaftigkeit nöthig haben. Es ist auch auf alle Fälle kein großes Uebel, wenn drey oder vier Personen sehen, daß ich ungeduldig bin, und mich schreyen hören. In einer Viertelstunde werde ich in Ansehung ihrer nicht mehr seyn, gleichwie sie in Ansehung meiner nicht mehr seyn werden. Verlohnt es sich wohl der Mühe, sich sein ganzes Leben lang mit Todesgedanken zu quälen?

Ueberhaupt verlangten die Philosophen etwas unmögliches, indem sie auf der einen Seite sagten, man solle sich nicht um das Leben bekümmern, und es uns doch auf der andern als unser einziges Gut vorstellten.

Die Liebe ist die Quelle des Vergnügens und der Furcht, und es ist unmöglich, daß sie diese beyden Leidenschaften nicht hervorbringt. Wenn man sich vor dem Tode nicht fürchten will; so muß man das Leben nicht lieben, und es nicht für etwas angenehmes halten. Da uns also nur die christliche Religion die Liebe zum Leben benehmen kann; so kann auch nur sie uns den Tod im Ernste verachten lassen.

Se-

Seneca.

Dispunge et recense vitae tuae dies, et videbis paucos quosdam, et reiiculos apud te resedisse.

Bemerke und zähle alle Tage deines Lebens genau; so wirst du sehen, daß du nur den geringsten und am wenigsten beträchtlichsten Theil derselben für dich angewendet hast.

Anmerkung.

Unter die Tage, die er für sich angewendet zu haben glaubte, zählte er nur die, die er nur auf die Philosophie gewendet hatte. Wenn er aber richtiger geurtheilt hätte; so würde er gesehen haben, daß ihm von diesen philosophischen Tagen nicht mehr übrig geblieben war, als von den andern. Es war ihm nur ein geringes Andenken davon, wie von den übrigen Tagen seines lebens, übrig geblieben. Das Vergangene verschlingt alles, und macht alles gleich, wenn das Vergangene nicht bleibt; und das haben die Philosophen nicht eingesehen.

Seneca.

Quasi nihil petitur; quasi nihil datur: re una omnium pretiosissima luditur.

Man verlangt von andern die Zeit, gleich als ob sie nichts wäre; man giebt andern seine Zeit, als ob sie nichts wäre; so spielt man mit der kostbaresten Sache von der Welt.

Anmerkung.

Wenn es die beßte Anwendung der Zeit ist, wenn man sie vergnügt zubringt; so kann ich sie nicht besser

anwenden, als wenn ich sie dem ersten, der mir vorkömmt, schenke. Ich werde mein Vergnügen dabey finden.

Die Zeit der Heyden hatte keinen Werth; sie wußten nicht, was sie damit machen sollten, und hatten dabey keine andere Absicht, als sie zu verderben. Aber die Zeit der Christen hat einen unendlichen Werth; dieser ist der Werth der Ewigkeit.

Seneca.

Maximum vivendi impedimentum est expectatio, quae pendet ex crastino. Perdis hodiernum; quod in manu Fortunae positum est, disponis; quod in tua, dimittis.

Eins der größten Hindernisse recht zu leben ist, den Kopf immer voll Entwürfe haben, die man für das Zukünftige macht. Wir lassen die gegenwärtige Zeit vergehen; und anstatt sie recht einzutheilen und zu brauchen, beschäftigen wir uns damit, wie wir diejenige anwenden wollen, die sich noch in den Händen des Glücks befindet.

Anmerkung.

Die künftige Zeit ist nicht in den Händen des Glücks, sondern in Gottes Händen, der sie uns noch nicht gegeben hat; wie sollen also noch nicht daran denken, wie wir sie anwenden wollen. Er giebt uns aber die gegenwärtige Zeit als ein Geschenk, von welchem er Rechenschaft von uns fordern wird. Und darum ist es wahr, was Seneca sagt, daß recht leben darinnen besteht, die gegenwärtige Zeit recht zu brau-

brauchen, und so gleich zu thun, was Gott jetzo von uns verlangt. Denn es giebt allzeit für einen jeden Augenblick einen Willen Gottes, der uns vorschreibt, was wir in demselben thun sollen. Es kömmt nur darauf an, daß wir ihn einsehen und vollbrinbringen. Muß man denn also niemals an das Zukünftige denken? Man muß daran denken, wenn es ein Theil von der gegenwärtigen Pflicht ist, daran zu denken; sonst heißt es Gott zuvorkommen, und nicht ihm folgen.

Seneca.

Cum celeritate temporis utendi velocitate certandum est, tanquam ex torrente rapido nec semper casuro, cito hauriendum est.

Unser Bestreben, die Zeit recht zu brauchen, muß der Geschwindigkeit, mit welcher sie verfließt, gleichen. Wir müßen eilen, was uns nöthig ist, aus ihr zu schöpfen, als aus einem schnellen Strohme, der bald vertrocknen soll.

Anmerkung.

Was würde es mich helfen, so zu eilen, wenn mich dieser Strohm mit sich fortführen sollte, und wenn ich, nachdem er vertrocknet ist, nicht mehr seyn werde? Es liegt also ein augenscheinlicher Irrthum in allen diesen Reden, wenn man sie in dem Munde der Leute betrachtet, die nicht an das künftige Leben dachten. Aber, o wie wahr sind sie in dem Munde der Christen! Diese Zeit, die der Werth der Ewigkeit ist, verfließt vor unsern Augen, und wir werden keine

Schätze haben, als die wir daraus geschöpft haben. Man muß also eilen. Der Schluß ist richtig, und es ist zu verwundern, daß ihn so wenig Leute machen.

S e n e c a.

Nemo, nisi a quo omnia acta sunt sub censura sua, quae nunquam fallitur, libenter se in praeteritum retorquet.

Nur diejenigen, die in Ansehung aller ihrer Handlungen das Amt eines Richters verwalten, und welche nach dem untrüglichen Lichte ihres Gewissens davon urtheilen, können das Vergangene mit Vergnügen betrachten.

A n m e r k u n g.

Dieses ist ein sehr unbesonnener und stolzer Ausdruck. Wie! der Mensch betriegt sich niemals? Er hat hundertmal das Gegentheil gesagt. Weil er aber hier von dem falschen Glanze dieses Gedankens ist gerührt worden; so hat er nicht mehr weder an seine Schwäche, noch an seine Grundsätze gedacht. Man muß sich über diese Vergessenheit so sehr verwundern, als über diejenige, vermöge welcher er an einem andern Orte sagt, die Philosophie bringt uns zum Besitze einer ewigen Glückseligkeit, ob sie gleich nach seinen Grundsätzen nur so lange, als das Leben, dauren kann. Die Menschen pflegen nach ihren Wünschen zu reden, und vorauszusetzen, daß die Sachen dasjenige sind, was sie wünschen, daß sie es seyn möchten. Sie möchten gern unfehlbar seyn, und gern eine ewige Glückseligkeit besitzen; sie geben sich beydes vermöge ihrer Einbildungskraft ihrer Worte, da sie es sich nicht wirklich geben können.

Se-

Seneca.

Haec est pars nostri temporis sacra et dedicata, et omnes humanos casus supergressa, extra regnum fortunae subducta, quam non inopia, non metus, non morborum incursus exagitat; haec nec turbari, nec eripi potest: perpetua eius et intrepida possessio est.

Das Vergangene ist ein Theil unsers Lebens, der gleichsam geheiligt ist. Er ist vor allen menschlichen Zufällen sicher, und der Herrschaft des Glücks nicht mehr unterworfen. Die Armuth, die Grausamkeit und die Krankheiten können ihm nichts anhaben. Man kann uns darinnen nicht beunruhigen, und ihn uns nicht rauben. Es ist ein Gut, dessen Besitz sicher, ruhig und beständig ist.

Anmerkung.

O wie viel leeres ist in diesen philosophischen Worten und Ausdrücken! Wie besassen die Heyden das Vergangene, da sie in einem andern Leben keine Belohnung ihrer guten Thaten hoffen, gleichwie sie sich vor keiner Bestrafung der bösen fürchten? Das vergangene Leben, welches vergessen war, war in Ansehung ihrer, als ob es niemals gewesen wäre. Sie konnten es also nur vermittelst der Erinnerung besitzen. Was ist dieses aber für ein Besitz? Er erstreckt sich nur auf eine kleine Anzahl Handlungen; und von diesen Handlungen behält er nur die Hauptsache; die mehresten Umstände entfliehen ihm, und was er davon behält, dient ihm nur, uns auf eine ganz matte Art zu vergnügen. Man muß also nicht so groß thun.

Wenn kein anderes Leben, als dieses, wäre; so würde uns die Erinnerung unsers vergangenen Lebens nicht viel helfen, und der ganze Nutzen, den man davon würde haben können, würde demjenigen gleich seyn, den man von einer schlechten und gemeinen Geschichte hat.

Wenn aber Christen so reden; so überschreiten sie nicht nur die Wahrheit nicht, sondern sie sind auch sehr weit entfernt, sie ganz auszudrücken. Denn es ist wahr, daß das Vergangene bleibt, und daß keine von unsern Handlungen vergeht. Wir werden sie, wie der Prophet sagt, mit einem eisernen Griffel alle aufgezeichnet finden. Man kann nur sagen, daß es noch nicht unveränderlich ist, weil die guten Handlungen gewissermaaßen durch die bösen, und die bösen durch die guten können vernichtet werden; so daß sie nicht eher, als nach dem Ende des Lebens, ganz unveränderlich seyn werden, wo das Gute nicht mehr in Gefahr seyn wird, vernichtet zu werden, und das Böse nicht mehr wird können wieder gut gemacht werden.

Die menschliche Philosophie verminderte den Abscheu vor den Lastern und die Hochachtung der Tugenden gar sehr, indem sie sie mit dem Leben aufhören ließen. Denn man konnte von den Tugenden und von den Lastern sagen, was sie von den Uebeln zu sagen pflegte: *Nihil magnum, quod extremum habet.* Nichts endliches kann groß seyn. Aber die Ewigkeit, die der Gegenstand der Christen ist, giebt den guten und bösen Handlungen ein unendliches Gewicht, weil sie die einen und die andern ewig macht.

Se-

Seneca.

Decrepiti senes paucorum dierum accessionem votis mendicant; minores natu seipsos esse fingunt; mendacio sibi blandiuntur, et tam libenter fallunt, quam si fata una decipiant.

Alte Leute, die bald sterben wollen, schicken noch sehr unanständige Wünsche ab, daß ihr Leben um einige Jahre möge verlängert werden. Sie machen sich jünger, als sie wirklich sind. Sie schmeicheln sich mit dieser Unwahrheit, und finden ein eben so großes Vergnügen darinnen, andere zu hintergehen, als wenn sie zu gleicher Zeit den Tod hintergehen könnten.

Anmerkung.

Es giebt Thorheiten, die sich, wie die Moden, ändern, und welche nur eine Zeit lang dauern; es giebt aber auch andere, die man zu allen Zeiten antrifft, und das sind diejenigen, die sich auf die wesentlichsten Gegenstände der Begierde gründen.

Die Liebe zum Leben, welche die Alten antreibt, ihr Alter zu verbergen, gehört mit darunter. Die Menschen werden das Leben allzeit lieben. Sie werden also den Tod, und alles, was sie dazu führt, oder ihnen denselben vor die Augen stellt, als das Alter, allzeit hassen.

Woher kömmt es denn aber, daß die Menschen an solchen Erdichtungen, deren Falschheit sie selbst einsehen, ein Vergnügen finden? Es kömmt daher, weil sie sich durch diese Erdichtungen ein angenehmes Bild vorstellen, und sich mehr mit dem Bilde, als mit der

Falschheit desselben beschäftigen. Es ist fast eben dasjenige, was geschieht, wenn man Romane liest. Man weis, das sie nicht wahr sind, und man findet ein Vergnügen daran, weil der Verstand nicht daran denkt, daß sie nicht wahr sind. Er sondert diese Vorstellung der Unwahrheit, die ihm nicht würde gefallen können, davon ab, und vergnügt sich an den erdichteten Begebenheiten, denen er eine Art von Wahrheit beylegt, indem er nicht daran denkt, daß sie nicht wahr sind.

Seneca.

Quaedam vitia illos quasi felicitatis argumenta delectant. Nimis humilis et contempti hominis esse videtur, scire, quod faciat.

Es giebt Fehler, die den Großen gefallen, weil sie Kennzeichen von der Größe ihres Glücks sind. Es giebt Leute, welche glauben, es wäre etwas niedriges und verächtliches, zu wissen, was sie machen.

Anmerkung.

Die Großen haben ein Wohlgefallen an den Fehlern, deren nur die Großen fähig sind, weil sie sie von den Kleinen unterscheiden. Man gesteht gern, daß man die Fehler kluger Leute an sich habe, weil man sich einbildet, diejenigen, die sie wahrnähmen, würden vielmehr auf die Ursache, als auf die Wirkung sehen. Nichts ist gewöhnlicher, als witzige Fehler, die man begangen hat, zu erzählen; und man will dadurch die, gegen welche man sie begangen hat, den Schluß machen lassen, nicht daß man

einen

einen Fehler begangen, sondern daß man Witz und Verstand habe.

Als sich ein wollustiger Römer in einem Tragstuhle aus dem Bade zurückbringen ließ; so fragte er seine Bedienten: Sitze ich? *Jam ſedeo?* Es ist fast eben so, als wenn derjenige, welcher auf der Jagd ist, seine Leute fragte: Bin ich vergnügt? Es sind dieses Thorheiten der Großen, die man bemerken muß. Gemeine Leute fallen nicht in solche Ausschweifungen.

Seneca.

Operoſe nihil agunt.

Diese Leute sind immer geschäftig, und bringen doch nichts vor sich.

Anmerkung.

Dieses ist die allgemeinste Ueberschrift der Menschen. Sie sind ämsig und geschäftig, und alle ihre Beschäftigung läuft auf nichts hinaus. Sie bauen Schlößer von Karten, die der Wind wegführt. Wenn man arbeitet; so muß man wissen, warum man arbeitet: Wer nach guten Dingen trachtet, hat Ursache, vor Tage aufzustehen, spricht die Schrift. Sprichw. 11, 27. Wenn man aber nicht weis, wo das Gute ist; so steht man vergeblich frühe auf, um es zu suchen. Die geschäftigen Leute bringen nicht mehr vor sich, als die Langsamen, wenn weder die einen, noch die andern wissen, was man thun muß.

Seneca.

O quantum caliginis mentibus humanis obiicit magna felicitas!

O wie verblendet ein großes Glück die Menschen!

Anmerkung.

Die Menschen sehen zwar anderer ihre Wolken, aber nur ihre eigenen nicht. Was sie andern sagen, ist wahr; aber sich selbst sagen sie die Wahrheit niemals. Seneca kannte die Blindheit der Großen; aber die Blindheit der Philosophen, und seine eigene, kannte er nicht. Dieses kam daher, weil er nicht einmal die Blindheit der Großen recht vollkommen kannte. Wenn man sie recht kennen will; so muß man nicht nur die Blindheit, die mit gewissen Ständen verbunden ist, sondern auch die allgemeine Blindheit der Menschen einsehen. Die Wolken, die von besondern Ständen herkommen, haben nicht so viel zu bedeuten. Es giebt eine allgemeine Wolke, die alle Menschen umgiebt, und diese muß man recht kennen lernen.

Seneca.

Ad res pulcherrimas ex tenebris ad lucem erutas alieno labore deducimur. Nullo nobis saeculo interdictum est. In omnia admittimur; et si magnitudine animi egredi humanae imbecillitatis angustias licet, multum, per quod spaciemur, temporis est. Disputare cum Socrate licet, dubitare cum Carneade, cum Epicuro quiescere.

Mit Hülfe anderer lernen wir ohne Mühe sehr viele schöne Sachen kennen, die der Verstand des Menschen vermittelst seines Lichts aus der Finsterniß hervorgebracht hat. Keine Zeit ist uns untersagt; sie stehen uns alle offen. Und wenn wir mit unserem Verstande über die engen Gränzen unserer Zeit hinausgehen wollen,

len, so haben wir einen unendlichen Raum derselben durchzulaufen. Wir können uns mit dem Sokrates unterreden, wir können mit dem Carneades zweifeln, und mit dem Epikurus ruhig seyn.

Anmerkung.

Das ist das Bild der Philosophischen Schönheit; es ist die edelste Beschäftigung des Weisen, den man uns so sehr rühmt; es ist alles, was diese Leute haben erfinden können, uns glücklich zu machen. Ihr werdet, sagen sie, die größten Männer des Alterthums unterhalten; ihr werdet viel schöne Sachen betrachten. Ja, aber zum Unglücke habe ich keine Augen, um mich mit diesen verstorbenen zu unterhalten, und man unterhält sie nicht anders, als mit den Augen. Was werde ich also in dieser philosophischen Einsamkeit machen? Sie mögen sagen, was sie wollen; ein Blinder hat viel Mühe, philosophisch glücklich zu werden. Ihr werdet euch damit beschäftigen, sagen sie, daß ihr den Wahrheiten, die euch schon bekannt sind, nachdenket. Aber ein viertelstündiges Nachdenken macht mir den Kopf schwach. Es ist auch dieses eine Unbequemlichkeit, der die Philosophen nicht abgeholfen haben. Sie haben, wie es scheint, vorausgesetzt, wir hätten eiserne Köpfe. Ich will aber zugeben, daß man sich mit solchen Gedanken unterhalten kann; ist wohl ein großes Vergnügen dabey? Wenn dieses Nachdenken nur Unwahrheiten zum Gegenstande hat, was für ein Glück ist es wohl, sich immer mit Träumen

und Hirngespinnsten zu beschäftigen? Bin ich deswegen glücklicher, weil ich weis, was mir die Philosophen von der Natur der Seele, von ihrem Sitze, und von ihrer Dauer sagen? Sie ist eine Luft, sagen sie, sie ist ein Feuer, sie ist ein Licht, sie ist eine Harmonie, sie ist eine Quintessenz, sie ist ein Geist, sie ist ein Theil von der Weltseele. Sie ist im Herzen, im Bauche, im Gehirne, in einer Drüse des Gehirns. Sie geht aus einem Leibe in den andern, sie schwingt sich in die Höhe, sie kömmt herab, sie verschwindet, sie bleibt lange, sie ist immer, sie wird Gott, sie wird ein Dämon. Ich bin also sehr weit gekommen! Ich will aber zugeben, daß dieses Wahrheiten sind. Sind es wohl Wahrheiten, die mir Nutzen bringen, nnd an welchen ich Theil zu nehmen Ursache habe? Sie müssen noch über dieses zugeben, daß mich diese Betrachtung der menschlichen Wahrheiten nicht lange vergnügen kann. Ich merke, daß ich tausend Dinge vonnöthen habe, welchen sie nicht abhelfen. Ich muß an einen Proceß denken, den man mit mir anfängt; ich muß für Kinder sorgen, eine Familie erhalten; ich habe keine Zeit mit dem Carneades zu reden.

Es ist zu verwundern, wie viel Personen selbst wegen ihres Standes von der philosophischen Seligkeit ausgeschlossen waren. Sie war nicht für diejenigen, die vom Morgen an bis auf den Abend arbeiten müssen, für die Sclaven, für die Hausmütter; denn wie kann man in allen diesen Ständen die Gestirne betrachten!

Die

Die Philosophen mögen wider den Reichthum sagen, was sie wollen; man müßte sich einigermaaßen in guten Umständen befinden, wenn man nach ihrer Art glücklich seyn wollte, um nicht immer an die Bedürfnisse des Lebens denken zu müssen.

Man mußte überdieses lesen können, die Sprachen verstehen, und Verstand haben. Man nehme alle diese Stände zusammen; so wird man sehen, daß die philosophische Seligkeit fast für niemanden war; und das beweist ihre Unwahrheit, und thut hingegen die Wahrheit der christlichen Religion dar. Niemand soll wegen seines Standes und der Eigenschaften, die nicht von uns abhängen, von der wahren Glückseligkeit ausgeschlossen seyn. Ein jeder muß sie erlangen können, und das findet man in unserer Religion vollkommen. Denn, um ein Christ zu seyn, darf man nur ein Herz und Gelehrigkeit haben.

Die Philosophen hatten also viel falsche Grundsätze, auf welche alles, was sie sagten, hinaus lief, ohne daß sie ihre Unwahrheit jemals bekannt gemacht haben. Folgender ist einer, welcher die Quelle von den mehresten schönen Reden ist, vermöge welcher sie uns zur Standhaftigkeit, und zur Verachtung der menschlichen Zufälle, ja des Todes selbst ermahnen. Sie setzten voraus, die Seele könne in einem jeden Zustande thun, was sie in gewissen Zuständen thun könne. Das ist der Grund von dem, was Seneca in folgenden Worten sagt. Ihr saget, es sey schwer, es dahin zu bringen, daß man das Leben verachte. Sehet ihr nicht, um wie viel geringer Dinge willen

len man es täglich verachtet? der eine henkt sich vor dem Hause seiner Geliebten; der andere stürzt sich vom Hause herunter, damit er das Schreyen eines Herrn, mit dem nicht wohl auszukommen ist, nicht länger hören möge; und jener, der entlaufen war, stößt sich den Dolch in die Brust, damit man ihn nicht wieder zu den Herrn, den er verlassen hatte, zurückführen möge. Könnet ihr wohl zweifeln, daß die Tugend nicht auch thun könne, was die Furcht thut? Ja, ich zweifle daran, und ich habe Ursache daran zu zweifeln. Diese allzugroße Furcht hat die Wirkungen, von welchen Seneca redet, nur hervorgebracht, indem sie das Uebel des Todes vor diesen Leuten verborgen, und indem sie sie nur an das Uebel denken lassen, dem sie entgehen wollten. Sagen, die Vernunft kann es thun, weil es die Leidenschaft thut, heißt sagen, wenn die Finsterniß etwas verbirgt, so folgt daraus, daß es das Licht auch thun kann.

Die außerordentlichen Wirkungen der Leidenschaften können von der Vernunft nicht nachgeahmt werden, weil sie von Bewegungen abhängen, die nicht ganz freywillig sind. Wir können diese heftigen Bewegungen in uns nicht, wenn wir wollen, hervorbringen. Sie hängen von Gegenständen, und selbst von gewissen Beschaffenheiten des Leibes ab, die nicht in unserer Gewalt sind.

Ohne diese Wuth der Verblendung und Thorheit, welche diese Leute die Uebel, die sie gern vermeiden wollten, als unerträglich ansehen ließ, und das Uebel des Todes vor ihnen verbarg, würden sie

diese

diese verzweifelten Entschließungen niemals gefaßt haben. Diese Leute verachteten den Tod nicht; sie dachten nicht daran; sie stürzten sich in ihn als in einen Ort der Ruhe.

Warum, sagen diese Philosophen ferner, kommet ihr demjenigen nicht vermittelst der Vernunft zuvor, was die Zeit an euch nothwendig thun wird? Aber diese Zeit wird mich von der Betrachtung der Sachen abziehen, mit welchen ich mich itzo beschäftige. Sie wird den merklichen Eindruck, den sie in meinen Körper machen, vermindern, und meine Gedanken auf andere Dinge richten. Von diesem allen kann die Vernunft nichts thun.

Es hat also alles, was die Philosophen hier sagen, einen sehr großen Fehler an sich, weil sie schließen, die Seele könne allzeit thun, was sie in gewissen Zuständen thun kann, die nicht freywillig sind, und von unzähligen äußerlichen Umständen, die nicht von ihr abhängen, begleitet werden.

Seneca.

Ipsae voluntates eorum trepidae et variis terroribus inquietae sunt, subitque, cum maxime exultant, sollicita cogitatio: Haec quamdiu?

Selbst die Ergötzlichkeiten sind voll Unruhe und Bekümmerniß; und wenn sie im größten Vergnügen sind, fällt ihnen der verdrießliche Gedanke ein: Wie lange wird alles dieses währen?

An-

Anmerkung.

Wie viel Leute giebt es nicht, die alle diese Betrachtungen nicht anstellen, und deren Unglück darinnen besteht, daß sie sie nicht anstellen! Seneca kannte die Tummheit der Menschen nicht. Ihr Fehler besteht nicht darinnen, daß sie von der Furcht vor den Zufällen und den Uebeln, die ihnen bevorstehen, gar zu sehr beunruhiget werden; sondern darinnen, daß sie ruhig leben können, ohne von einer so rechtmäßigen Furcht beunruhigt zu werden.

Seneca.

Ad haec sacra et sublimia accede, sciturus, quae natura sit Diis, quae voluntas, quae conditio, quae forma: quis animum tuum casus exspectet, ubi nos corporibus dimissos natura componat: quid sit, quod huius mundi gravissima quaeque in medio sustineat, supra levia suspendat, in summum ignem ferat, sidera cursibus suis excitet; cetera deinceps ingentibus plena miraculis. Vis tu, relicto solo, mente ad ista respicere?

Gieb dich nicht länger mit der niedrigen Beschäftigung ab, für die Bedürfnisse der Stadt Rom zu sorgen; sondern wende alle deine Zeit an, diese erhabenen und heiligen Wahrheiten zu betrachten: Welches die Natur der Götter ist; welches ihre Neigungen sind; welches ihr Zustand und ihre Gestalt ist; was unsern Seelen begegnen soll; wohin uns die Natur versetzen wird, nachdem sie uns von den Leibern abgesondert hat; welche Kraft die schweresten

Kör-

Körper mitten in der Welt erhält, und über die leichtesten erhebt, und das Feuer über alle übrige sich erheben läßt; welche Ursache macht, daß sich die Gestirne bewegen. Willst du die Erde nicht verlassen, um die Augen deines Verstandes auf diese großen Gegenstände zu richten?

Anmerkung.

Es erhellet aus dieser ganzen Rede, daß die Philosophen keine andere Absicht hatten, als ihren Verstand mit einem Gegenstande zu beschäftigen, der groß gnug war, sie von Verdrusse und Leidenschaften zu befreyen. Die Untersuchung der Unsterblichkeit der Seele und der Natur Gottes, hatte in ihrem Verstande keinen andern Rang, als den die Schwere der Erde und die Ordnng der Elemente hatte. Sie dachten nicht im geringsten daran, daß sie diese Kenntniß nöthig hätten, ihr Leben recht einzurichten. Sie glaubten, sie könnten glücklich seyn, wenn sie gleich weder ihren Ursprung, noch ihr Ende wüßten. Und überhaupt vertraten alle ihre philosophischen Speculationen bey ihnen nur die Stelle eines Kartenspiels, das eben so gewiß vergnügt und ergötzt, als die erhabensten Betrachtungen.

Wenn es etwas gutes ist, diese Dinge zu wissen; so ist es also etwas böses, sie nicht zu wissen; und folglich können es alle diese Speculationen, welche uns am Ende nur von unserer Unwissenheit überzeugen, nicht dahin bringen, unser Elend mehr einzusehen. Wenn es nicht etwas gutes ist; so betriegen

uns

uns die Philosophen, wenn sie uns alle diese Untersuchungen als etwas großes vorstellen. Man sieht also deutlich, daß sie ihre Glückseligkeit nicht in der Erkenntniß der Wahrheit, sondern in der Beschäftigung eines mit großen Vorstellungen angefüllten Verstandes gesucht haben. Sie haben geglaubt, es sey wenig daran gelegen, ob die Sachen wahr oder falsch wären, wenn sie sie nur einmal wie das andere beschäftigen. Der Irrthum, der Zweifel und die Wahrheit sind für sie gleichgültige Dinge gewesen, und sie haben diejenigen unter ihnen, welche nichts wissen wollten, niemals für weniger glücklich gehalten, als die, welche alles wissen wollten. Mit einem Worte, indem sie die Welt mit allen diesen herrlichen Verheißungen hintergangen, haben sie in der That weiter an nichts gedacht, als sich ein Vergnügen zu machen. Und auch so gar alsdenn, wenn sie diejenigen unter ihnen, welche lehrten, das Vergnügen sey das höchste Gut des Menschen, bestritten, hatten sie selbst keine andere Absicht dabey, als eine bloße Belustigung des Verstandes.

E n d e.

Bayer. Staats-
Bibliothek
München

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Nicole, Pierre, 1625-1695

Nicols moralische Versuche, welche verschiedene Abhandlungen über mancherley wichtige Pflichten in sich halten

Bd.: 2

Bamberg und Wirzburg (1782)

Asc. 3429-2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10265569-3
VD18 80306454